Ham 12160

UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY

Seeliger / Schlesische Schwänke

14/Fl. M.

6.—

Gleichzeitig mit dieſer erſten Reihe ſind bei Georg Müller in München und Leipzig die beiden andern Reihen der Schleſiſchen Hiſtorien von Ewald Gerhard Seeliger erſchienen:

Schleſien, ein Buch Balladen

Zwiſchen Polen und Böheimb, zwanzig Hiſtorien

Siebenzehn Schlesische Schwänke

von

Ewald Gerhard Seeliger

München und Leipzig bei Georg Müller
1911

Copyright 1911 by Georg Müller in München

Digitized by Google

1376390

PT
2639
E28
S5

Der ſchleſiſchen Hiſtorien erſte Reihe

Inhaltsverzeichnis

Seite

1. Die Hahnkrähe. (1273) 1
2. Der Breslauer Bierkrieg. (1380) 12
3. Das Fest der Räthemägde. (1520) 75
4. Die Pfaffenhochzeit zu Görlitz. (1524) 115
5. Die Liegnitzer Geisterei. (1525) 133
6. Frau Ziporas Witwenschaft. (1569) 146
7. Die Braut wider Willen. (1579) 160
8. Wie der tolle Tarnau warb. (1594) 177
9. Friedrich von Logaus erste Liebe. (1615) 194
10. Die kaiserlichen Quartiermacher. (1636) 225
11. Die vierzehn kurbrandenburgischen Nothelfer. (1654) . . 245
12. Das Schweidnitzer Narrenhäusel. (1676) 310
13. Die Kammerjungfer des Grafen Maltzan. (1681) . . . 323
14. Rübezahl als Laborant. (1738) 336
15. Cäsar Müßigbrot, der Deserteur. (1760) 382
16. Das Quaritzer Gespenst. (1763) 397
17. Wie Großglogau befreit wurde. (1813) 413

Die Hahnkrähe

Von der Hahnkrähe, einer uralten Weichbildsäule, die noch heute am Ende der Friedrich-Wilhelm-Straße steht, erzählten sich die alten, guten Breslauer eine Geschichte, die sowohl ihrer Leichtgläubigkeit als auch ihrer Einbildungskraft alle Ehre macht. Jenes Steinmal, das nichts anderes ist als das Grenzzeichen zwischen der alten polnischen Siedelung Scepine und dem kühn aufstrebenden deutschen Kaufplatz Breslau, soll nämlich ein Rittersmann gestiftet haben zum Andenken an seine wunderbare Errettung aus den Klauen des Satans. Seine junge Gemahlin harrte damals jahrelang auf seine Rückkehr aus dem gelobten Lande. Und als sie bestimmte Nachricht von seinem Tode zu haben glaubte, gab sie dem Drängen ihrer Familie nach und willigte ein, einem andern Manne die Hand zu reichen. Das aber erfuhr der Ritter durch den Satan, der schon lange nach dieser frommen Seele Gelüsten trug, und er bot ihm an, ihn durch die Luft in einer Nacht nach seiner Heimat zurückzuführen. Dafür aber mußte ihm der Ritter seine Seele verpfänden. Sofort hub ein Fliegen an, daß ihm Hören und Sehen verging. Als sie aber in der Morgendämmerung über Breslau waren, krähte der Hahn, die Nacht war vorbei, und mit einem fürchterlichen Fluch ließ der Satan den Ritter zur Erde fallen, genau an der Stelle, wo die Hahnkrähe steht. Die Hochzeit wurde vereitelt, die holde Gemahlin fiel dem Tot-

geglaubten um den Hals, der Nebenbuhler drückte sich in das Dunkel, aus dem er aufgetaucht war, und die Hölle war wieder einmal gründlich betrogen.

Nun aber hat sich nach den neuesten historischen Forschungen diese Geschichte ganz anders abgespielt, durchaus nicht so heldenhaft und wunderbar, sondern ganz natürlich und überaus vernünftig.

Um die Zeit, als die Kreuzzüge im Sterben lagen, und die Mongolen nach der Schlacht von Wahlstatt dem bis auf die Dominsel verbrannten Breslau für immer den Rücken kehrten, zogen zwei frische Knappen Heinrich und Konrad, kurzweg Hinze und Kunze genannt, aus der Maingegend nach Schlesien. Sie hießen nichts ihr Eigen als Rüstung, Gaul und ihre Blutsbruderschaft. In Nürnberg pfändete man ihnen die Gäule, die Rüstung mußten sie in Prag zurücklassen, und so behielten sie nichts anderes als ihre Freundschaft und ihren Durst, mit dem sie endlich im „Letzten Heller" vor Breslau landeten. Hier hörten sie zum erstenmal von dem reichen Edelfräulein Pelagia, die in Scepine auf dem Herrenhofe wohnte und irgend eines Freiers harrte. Der Hellerwirt, der den Schalk im Nacken hatte, schilderte sie als ein Muster aller fraulichen Tugenden, so daß die beiden fränkischen Burschen sofort entschlossen waren, den Gang zu wagen. Vorher aber machten sie aus, daß der Auserwählte den Verschmähten niemals im Stiche lassen sollte.

Als sie auf den Hof kamen, schauten sie sich schon bedenklich an, denn die polnische Wirtschaft, die dort herrschte, war ihnen etwas Ungewohntes.

„Es soll nicht gut tun, Herzbruder," sprach Hinze,

der Bedächtigere, „wenn ein Deutſcher eine Polin freit.“

„Quarkſpitzen!“ erwiderte Kunze kurz entſchloſſen. „Wenn ſie nur nicht zu häßlich iſt.“

Davon überzeugten ſie ſich denn, als ſie kurz darauf vor der Jungfrau Augen traten. Sie war über die erſte Jugend hinaus, von fraulicher Fülle, ihre Kleidung war reich, und auch ſonſt ſchien es ihr an nichts zu fehlen. Nur um den Mund hatte ſie einige ſcharfe Fältchen, die Hinzes Mißtrauen beſtärkten. Er ſtieß ſeinen Freund heimlich an, um ihn zu ermuntern, denn der war etwas verſtört, und plötzlich platzten ſie beide gleichzeitig mit ihrem Begehren heraus. Jungfrau Pelagia muſterte beide eingehend und hieß ſie am nächſten Morgen wiederkommen. Doch ſobald entſchied ſie ſich nicht, ließ ſich vielmehr von beiden den Hof machen und prüfte ſorglich, wer der für ſie Geeignetſte ſei. Sie verlangte von ihrem zukünftigen Gemahl vor allen Dingen Unterwürfigkeit und Gehorſam; auch gab ſie gar viel auf Frömmigkeit, außerdem war ſie von einem niederen Geize beſeſſen, ſobald die Kirche nicht in Frage kam. Dieſes weltlichen Geizes wegen hatte ſich auch bisher keiner an ſie herangewagt. Wie ſie auch forſchte, Hinze und Kunze taten es ſich in Dienſtbereitſchaft und Gehorſam zuvor, daß ſogar ihre Eiferſucht darüber zu erwachen begann. Da ſie aber ihre Freundſchaft höher hielten, drangen ſie in Pelagia, endlich eine Entſcheidung zu treffen. Der aber gefiel es ſehr gut, ſich von zweien hofieren zu laſſen, die beide jung und in gutem Safte waren, ſo daß ſie die Wahl immer wieder hinausſchob.

Darum ſetzten ſich die beiden im „Letzten Heller“ hinter einen großen Krug, der mit echt Leubuſer Gewächs gefüllt war. Eine beſſere Sorte wollte der Wirt nicht wagen, dieweil ihm die Ausſicht auf die Mitgift noch nicht ſicher genug war. Hinze und Kunze tranken bis Mitternacht und wurden nicht einig, wer die Jungfrau freien ſollte. Jeder überbot den andern durch ſeinen Edelmut, jeder wollte dem andern den Vortritt laſſen, bis ſie endlich übereinkamen, den Zufall entſcheiden zu laſſen. Wer zuerſt den Hahn krähen hörte, der ſollte der Erwählte ſein. So ſaßen ſie bis in die Morgenfrühe, und der Hahn krähte zum erſten Male.

„Ich hab' ihn gehört,“ rief Hinze freudig.

„Auch ich hab' ihn gehört,“ ſchrie Kunze wütend.

Bald wären ſie ſich darüber in die Haare geraten, doch wieder ſiegte ihre Freundſchaft.

Nun beſchloſſen ſie, einen Gang durch die Stadt zu machen. Wer dabei den erſten Hahn ſehen würde, der ſollte Jungfrau Pelagia freien dürfen. Und als ſie aus dem „Letzten Heller“ traten, ging gerade die Sonne auf und beſchien die Weichbildſäule, in deren Krönungsniſche das Relief eines krähendes Hahnes ausgemeißelt war.

„Ich ſehe einen,“ rief Hinze.

Kunze aber ſah ihn nicht und mußte ſich erſt von ſeinem Freunde zurechtweiſen laſſen.

„Das ſoll ein Hahn ſein?“ fragte Kunze verwundert. „Das iſt ein ſteinerner Hahn.“

„Aber es iſt ein Hahn!“ entgegnete Hinze, und ſo mußte ihm Kunze wohl oder übel den Vortritt laſſen.

Seitdem kam er Hinze bei Jungfrau Pelagia nicht

mehr in die Quere, ſo daß bald darauf die Hochzeit gefeiert werden konnte. Kunze ritt im Hochzeitszuge voraus, leitete ihn nach Breslau in die Magdalenenkirche und lenkte dann zum „Letzten Heller“ zurück, wo er mit Ungeduld auf das gute Leben wartete, dem er ſich mit Hilfe ſeines nun reich gewordenen Freundes mit ganzer Seele hingeben wollte. Aber für Hinze, den Ehemann, waren die guten Tage für immer vorbei. Sein Ehgemahl quälte ihn mit ihren unerträglichen Launen und hielt den Daumen ſo feſt auf den Beutel, daß ſich auch kein Gröſchel herauswagte. Nur wenn einer ihrer zahlreichen Beichtiger erſchien, oder die frommen Frauen von Santa Clara ihren Beſuch anſagten, dann kamen die Goldgulden in ganzen Rudeln herausgehüpft. Hinzes Taſchen aber waren und blieben ſtets leer, und gar oft kam er in Verſuchung, ſich bei Kunze ein paar Kupferflecke auszuleihen. Doch er hielt an ſich aus Scham und lobte ſeine Frau über alles, nur um ſeinen Reinfall zu verſchleiern. Dabei machte er Schulden über Schulden für ſich und Bruder Kunze, der nichts von all dem Unglück ahnte, bis es dem Hellerwirt zu viel wurde. Er drohte, Frau Pelagia reinen Wein einzuſchenken, und Hinze ſah keinen andern Ausweg als die Flucht. Und er baute ſeinen Plan auf ihre Frömmigkeit.

„Liebſte Ehefrau,“ ſprach er eines Tages und ſchlug die Augen zum Himmel auf, „mir iſt im Traum ein Engel erſchienen und hat mir befohlen, alſobald eine Fahrt ins heilige Land zu tun.“

„So will ich Euch begleiten, lieber Herr,“ erwiderte ſie, „damit auch ich des Segens teilhaftig werde.“

„Das darf nicht ſein,“ rief Hinze ſchnell gefaßt, „denn

der Engel hat mir auf die Seele gebunden, die Fahrt ganz allein zu vollbringen. Dagegen ſoll ich an jedem heiligen Ort drei von Euern Goldgulden niederlegen."

Frau Pelagia traute ihm nicht, machte ein Geſicht wie zwei Tage Hagelwetter und hüllte ſich in Schweigen.

Noch dreimal mußte der Engel wiederkehren und zuletzt mit den ſchärfſten Höllenſtrafen drohen, ehe ſie mit den Goldgulden herausrückte, und es waren deren nicht wenige nötig, denn die Reiſe ſollte über Rom gehen. Er nahm zärtlichen Abſchied von ſeiner holden Gemahlin, aber nicht von ſeinem Herzbruder Kunze, den vergaß er in ſeiner Freude, und war froh, als er dem Gaule die Sporen geben konnte. Erſt in Prag machte er Raſt.

Hier ließ er mehr als drei Gulden davonſpringen, erzählte in einer Herberge, wo die Kaufleute einkehrten, daß Herr Hinze aus Scepine unter die Türken geraten und wahrſcheinlich des Lebens verluſtig gegangen wäre, und zog mit einer jungen, friſchen, rotblonden Dirne, die ihm beſſer behagte als Frau Pelagia, in das ſchöne Land Italia, wo der Wein ſüßer und feuriger floß als der ſaure Krätzer im „Letzten Heller".

Dort ſaß Kunze als Pfandſtück für die gemeinſam gemachten Schulden ganz auf dem Trocknen. Er ſchalt auf Hinze, der ihn ſo ſchnöd im Stiche gelaſſen hatte, und der Wirt tat desgleichen. Dann aber fluchten die beiden gegeneinander los.

„Zahlt Ihr nicht auf der Stelle," ſchrie der Wirt, „ſo müßt Ihr in den Turm!"

„Macht Euch mit dem Satan bezahlt!" trumpfte Kunze auf.

Nun ging der Wirt ſchnurſtracks zu Frau Pelagia und

legte ihr die lange Rechnung vor. Aber da geriet er an die Unrechte. Sie zieh ihn der Unredlichkeit und keifte so gefährlich hinter ihm her, daß er froh war, mit heiler Haut davonzukommen. Darauf schloß er mit Kunze einen Pakt, daß er so lange im „Letzten Heller" Einlager halten solle, bis Hinze aus dem heiligen Lande zurückgekehrt sein würde. Des war Freund Kunze zufrieden, und er vertrug sich mit dem Wirt ein halbes Jahr. Da traf in Breslau die Nachricht ein, daß Herr Hinze unter die Türken geraten und seines Lebens ganz und gar verlustig gegangen sei. Darüber erhub Frau Pelagia einiges Trauern und Wehklagen und tröstete sich bald an den Wohltaten der Kirche. Aber im „Letzten Heller" rief diese betrübliche Kunde große Bestürzung hervor. In die Haare jedoch gerieten sich Kunze und der Wirt nicht mehr, sie hatten sich inzwischen nach ihrem Durste schätzen gelernt, und der war nicht gering. In stiller Nacht hockten sie beieinander und berieten einen feinen Plan. Kunze sollte sich stracks aufmachen, die Wittib zu trösten und zu versuchen, Hinzes Nachfolger zu werden.

Und es geschah also. Kunze wartete ihr mit geziemender Ehrfurcht jeden Morgen auf und kam allmählich seinem Ziele näher und näher.

Um diese Zeit lag Hinze in einer Herberge zu Ravenna. Frau Pelagias Golddukaten und die rothaarige Dirne waren längst über alle blauen Berge. Sein Kopf brummte ihm wie ein Bienenkorb, denn er trank den schweren Südwein wie den Leubuser Krätzer. Er hatte den letzten Abend zu viel an Frau Pelagia denken müssen, und dann war sein Trunk immer besonders hastig.

Nun blieb ihm nichts anderes übrig, als reumütig zu ihr zurückzukehren oder bei Kaiser Friedrich in Neapel Kriegsdienste zu nehmen.

So ruhte er denn auf seinem Lager und schlief wieder ein. Da erschien ihm im Traum ein Engel und erinnerte ihn an sein Versprechen, nach dem gelobten Lande zu ziehen und bei jedem heiligen Orte drei Golddukaten niederzulegen.

„Ach du heiliger Engel," stöhnte der arme Hinze, und die Schweißtropfen rannen ihm über die geschlossenen Augenlider, „das Gelübde tat ich aus Not."

Da wurde der Engel zornig und verschwand. Hinze erwachte, zitternd vor Fieber, und schlief wieder ein.

Nun erschien ihm im Traum der Satan und erbot sich, ihn in einer Nacht zu Frau Pelagia zurückzubringen, wenn er ihm dafür seine unsterbliche Seele verschriebe.

„Hebe dich hinweg von mir, Satan," rief Hinze entsetzt.

Doch der Böse wich nicht vom Fleck und tat ihm weiter kund, daß Frau Pelagia im Begriff stände, zum zweitenmal in den Stand der heiligen Ehe zu treten und zwar mit seinem Blutsbruder Kunze.

Darob ergrimmte Hinze über die Maßen, daß er seinen leeren Weinkrug gegen den Verführer schleuderte, der fluchend und stinkend davonfuhr. Hinze erwachte wiederum, sah das Gefäß an der Wand in Stücke gehen, und sein Schädel dröhnte ihm jetzt wie ein Hornissennest. Nun erst kam ihm zum Bewußtsein, wie schnöde er an seinem Freunde gehandelt hatte. Unverzüglich machte er sich mit Hinterlassung der Zeche nach Norden auf, schlug sich recht und schlecht durch und

eilte nach Kräften, auf daß er nicht zu ſpät käme. Unerkannt traf er an einem ſpäten Sommerabend im „Letzten Heller“ ein. Kunze ſaß mit dem Wirt hinter dem größten Kruge, und ſie ſtießen immer wieder auf das gute Gelingen des neuen Ehebundes an. Denn ſchon für morgen war die Hochzeit gerichtet.

„Kunze,“ rief Freund Hinze und trat an den Tiſch in den ſchwachen Lichtkreis der Lampe, „kennſt du mich nicht? Laß ab von deinem Vorhaben, du renneſt ins Verderben. Ich bin Hinze, dein Freund und Bruder!“

„Du biſt mein Freund Hinze nicht,“ ſprach Kunze mit ſchwerer Zunge, nachdem er den Fremdling gemuſtert hatte, und ſtieß die leere Kanne auf den Tiſch. „Mein Freund Hinze iſt tot. Und wärſt du auch der, für den du dich ausgibſt, ſo wärſt du doch tot für mich, denn du haſt mich verraten und ſchnöde verlaſſen!“

Da begann Hinze ſich zu verfluchen und zu verwünſchen und beſchwor ſeinen guten Freund Kunze um Jeſu und aller Heiligen willen, von der Hochzeit abzuſtehen, berichtete haarklein von den teufliſchen Launen der Auserwählten, von ihrem Geiz und ihrer Herrſchſucht, von ihrer echten Falſchheit und ihrer unechten Frömmigkeit, daß Kunze das Blut zu Kopf ſtieg und er mit Hilfe des Wirtes den unverſchämten Lügner kurzerhand zum Hauſe hinauswarf. Traurig irrte Hinze umher, bis er zur Hahnkrähe kam. Und da er kein Obdach hatte, und die Nacht mild und warm war, legte er ſich zu Füßen des ſteinernen Hahnes, dem er ſein Unglück zu verdanken hatte, ins hohe Gras und ſchlief, von der beſchwerlichen Reiſe übermüdet, bis an den hellen Tag.

Eine fröhliche Muſik von Zinken, Trompeten und

Pauken weckte ihn. Es war der Hochzeitsreigen, mit dem das Brautpaar nach Breslau zur Trauung zog. Jetzt wollte Hinze den letzten Verſuch wagen. Er ſprang aus ſeinem Verſteck hervor und fiel den beiden Pferden in die Zügel.

„Haltet ein!“ rief er mit lauter Stimme. „Ich bin Hinze und lebe und bin nicht tot!“

„Das kann jeder ſagen,“ meinte Frau Pelagia hochmütig, nachdem ſie ihn flüchtig gemuſtert hatte, gab ihrem Zelter die Gerte, daß er ſtieg, und ritt weiter.

Kunze aber, der inzwiſchen nüchtern geworden war, hielt ſeinen Gaul an und beſah ſich den Fremdling genauer.

„Du gibſt vor, mein Freund Hinze zu ſein,“ forſchte er zweifelnd. „Wie willſt du es beweiſen?“

„Sieh dieſe Säule,“ rief Hinze und wies mit der Hand zu der Krönungsniſche hinauf, die gegen Oſten lag. „Dieſer Hahn hat über unſere Freundſchaft gekrähet, da ſie in Stücke ging.“

„So mag er wieder krähen,“ entgegnete Kunze und umhalſte ſeinen wiedergefundenen Herzbruder vom Sattel aus, „ſo mag er auch krähen, da wir uns jetzo wieder zuſammenfinden.“

Eine Weile lagen ſie ſich wortlos in den Armen, und die Hochzeitsmuſik klang ferner und ferner.

„Was tun wir nun,“ fragte Kunze endlich.

„Wir reiten nach dem Lande Italia und ziehen mit Kaiſer Friedrich in den Krieg,“ ſchlug Hinze vor und ſchwang ſich hinter ihm auf den Gaul, und ſie ritten in einem Aufſitzen bis Liegnitz und wurden in Schleſien nie wieder geſehen.

Frau Pelagia kam ohne Bräutigam zur Kirche, legte ſich ſeitdem ganz auf die Frömmigkeit und vermachte ihr geſamtes Vermögen den Clariſſinnen. Der Hellerwirt war der einzige, der ihr nachtrauerte, aber nicht im Guten, ſondern im Böſen.

Der Breslauer Bierkrieg

I

Am Niklastage des Jahres 1380, da die Welt zwei Päpſte und Breslau keinen Biſchof beſaß, dieweil der junge Böhmenkönig Wenzel einem ſeiner Günſtlinge den goldnen Stuhl verſprochen hatte, das Domkapitel aber damit nicht einverſtanden war, ſaßen Konſuln und Schöffen der guten Stadt in ihrer neuen Kammer und hielten heimlichen Rat. Bitterernſt waren ihre Geſichter, als ſich Peter Beyer, der erſte Konſul, erhob, um die Wichtigkeit der unerwarteten Beſendung darzulegen.

„Lieben Herren!“ begann er und ſeufzte tief, „die Wirrniſſe dieſer Zeiten ſind groß und ſchwer, und mich dünket, wir ſollten die Hände nicht länger in den Schoß tun. Das Domkapitel iſt wie ein ſtörriſcher Hengſt, und iſt kein Biſchof da, der ihm Halfter und Zügel anlege. Dieſes aber tut bitter not, wenn anders die Stadt und das gemeine Beſte nicht einen ewigen Schaden davontragen ſoll. Drum merket wohl auf das, was Herr Otto von der Neißen, der Schöffe, der über den Schweidnitzer Keller geſetzet worden iſt, euch wiſſen laſſen wird!“

„Es iſt eine Schande!“ polterte der dicke Schöffe mit ſeinem mächtigen Bierbaſſe los. „Der Keller iſt leer. Kaum daß ein Fremder, der nichts davon weiß, ſich hinein verirrt. Alles Volk läuft hinüber zu den Pfaffen. Da ſchenken ſie den Schöps um zwei Heller billiger. Und dagegen ſollen wir nicht einmal mucken, wie der Herr

Archidiakonus Nikolaus gesagt hat. Der und kein anderer hat uns den Brei eingerührt. Man sollte ihm von Rechts wegen das große Maul stopfen!"

Nach dieser langen Rede setzte sich Otto von der Neißen nieder und wischte sich den Schweiß von der rotglühenden Nase.

„Mich dünket," nahm jetzt Georg Steinmüller, der ehrwürdige Schöffenobmann, das Wort, „mich dünket, wir lassen solches bleiben, dieweil der Sand und der Dom nicht unter unsere Gerichtsbarkeit fällt. Wohl sitzt die ganze Pfaffei dicht an unserm Leibe, aber wir haben kein Messer, dies Geschwär aufzustechen. Bleiben wir fest auf unserm Recht. Wir haben das Privilegium des Schrotamtes, wonach dem Rate allein zusteht, fremdes Bier zu schenken. Und wir haben zudem das Privilegium des Meilenrechts, wonach in unserer Bannmeile kein Bier verzapft werden darf. Dies soll der Stadtschreiber in ein Memorandum fassen mit allen Beschwerden und Klauseln, damit man es nach Prag an den König sende."

„Mitnichten bin ich der Ansicht," erwiderte Peter Beyer schnell, „daß wir unsere guten Privilegien in die Hände eines schwachen zwanzigjährigen Knaben legen, da keiner sagen kann, von wem er sich morgen leiten lassen wird. Seine Räte sind Böhmen und uns gram von Anbeginn. Helfen wir uns nicht selbst, so wird uns keiner helfen!"

Da durchlief ein Beifallsmurmeln die beiden Bänke.

„Zehn Staupenschläge jedem, der seinen Durst drüben löscht!" schrie jetzt Otto von der Neißen, und mit dem Rat war's ihm ernst.

„So werden die Staupenbeſen gar teuer werden!“ wies ihn Georg Steinmüller kühl zurück. „Und mich dünket, die Räte des Königs ſind billiger zu kaufen!“

„Man ſoll die Tore ſchließen und keinen hinüberlaſſen!“ ſchrie der dicke Schöffe, und mit dieſem Vorſchlag war's ihm nicht minder ernſt.

„Macht böſes Blut in der Bürgerſchaft!“ ließ ſich Paul Jonsdorff, der zweite Konſul, vernehmen. „Die Zünfte tragen die Köpfe ſchon viel zu hoch, als daß wir ſie mit Gewalt dämpfen könnten. Laſſet uns vielmehr mit Liſt zu Werke gehn, auf daß wir ihren Zorn ablenken auf die Pfaffen. Schließen wir aber die Tore, ſo haben wir alle wider uns, und nur die Kretſchmer und Brauer werden uns beiſtehen. Was ſind aber die gegen den tollen Haufen der Tuchmacher!“

„Mit Liſt!“ ſprach Otto von der Neißen und legte ſeinen Finger an die knollige Naſe. „So ſollten wir den Schöps auch um zwei Heller billiger ausſchenken. Gehen ſie aber drüben noch weiter herunter, ſo geben wir eben noch ein paar Heller daran. Wir werden's ſchon aushalten!“

Wieder ſtritt Peter Beyer heftig dagegen, dieweil ein ſolches Beginnen gegen die Würde der Stadt und des Rates ſei. Aber Otto von der Neißen fand unter den Schöffen lauten Beifall. Wacker wurde hin und her geredet, ohne zu einem Ziel zu kommen. Bis ſich Paul Jonsdorff, der dazu geſchwiegen hatte, erhob. Da wurde es ſtille.

„Lieben Herren,“ begann er freundlich, „der letzte Rat iſt gut, daran ſoll kein Zweifel rühren, bis wir einen beſſeren gefunden haben. Vielleicht daß uns ein

tüchtiger Schluck Schöps auf die rechte Fährte bringt."

Damit waren alle einverſtanden, allen voran Otto von der Neißen, der alſobald den Ratsdiener zu Henlin Jäſchkittel, dem Kretſchmer des Schweidnitzer Kellers, hinunterſchickte.

Der fuhr ſofort aus ſeinem Mittagsſchläfchen auf und weckte die beiden Kellerknechte, die ſich's auch bequem gemacht hatten. Denn die langgewölbten Räume waren leer wie hohle Tonnen. Friedlich hing in der Mitte des Kreuzganges das Lümmelglöckchen gegenüber der Schankſtätte, und der Klöppelſtrick züngelte vergeblich nach einem ungeſchickten Gemäßzerbrecher, um ihn dem wohlverdienten Spott der übrigen Gäſte auszuſetzen. Auch dieſe fehlten. Nicht einmal ein paar Fremdlinge waren bisher eingefallen, den ratsherrlichen Schöps zu ſchlürfen.

„Sabine!" rief Meiſter Henlin und band ſich ſchnell ein ſauberes Schurzleder um die Hüften. Dann ſpreizte er die Storchbeine vor einem friſchen Faſſe und ſtach es mit drei kunſtgerechten Schlägen an. Obſchon er es im Trinken mit jedem Kretſchmer aufnehmen konnte, war ſein Leib dürr wie der eines Schneiders, ſeine Arme waren ſchlank wie Zaunlatten, und ſein Geſicht war faltig und rauh wie halbgegerbtes Ziegenleder. Zum Überfluß trug er noch einen langen, grauen Bocksbart. Aber Kräfte hatte er, wie es ſeinem Stande zukam. Das ſchwere Gebinde nahm er liebevoll in die Arme und legte es ſpielend auf den Schankblock.

„Sabine, tummel dich!" rief er noch einmal durch die Tür ins Wohngewölbe hinein. „Bring die Ratskannen.

Die Herren plagt der Durſt. Hurtig, hurtig, ihr Burſchen!“

Die ſtanden ſchon mit den Bechern bereit, als Sabine erſchien, beide runden Arme voll ſchöngeſchweifter, mit Wappen, Spruch und neckiſchem Zierat geſchmückter Kannen. Von Meiſter Henlin Jäſchkittel, ihrem Vater, hatte ſie zum Glück nichts weiter als die gerade ſtolze Naſe und die munteren Braunaugen geerbt. Sie war ſo ſchön, daß ſich Frau Sonne vor ihr ſchämte und nur ſelten durch die ſchönen, bunten Butzenſcheiben des Kellers zu lugen wagte. Wer fragte auch da unten nach der Sonne! Wem Sabine einen freundlichen Gruß bot, wen ſie mit ihren ſchöngeſchwungenen Lippen anlächelte, der wollte von der Sonne nichts mehr wiſſen und blieb im Keller hocken. Und wenn Sabine unter die Lümmelglocke trat, dann wurde es nicht nur im ganzen Keller bis in den letzten Winkel hell, ſondern auch im Kopfe des Allerbezechteſten dämmerte dann ſofort ein lichter Morgen. Dabei beſaß ſie bei ihren achtzehn Jahren einen gar ſchlagfertigen Geiſt und wußte die rechten Worte zu finden und gut zu ſetzen. Und trotzdem war ſie züchtig in Werken, Worten und Gedanken.

Mit ſchnellen Griffen begann Henlin Jäſchkittel die Kannen zu füllen. Schwarz und ſchäumend rann der edle, ölige Schöps aus dem Hahn. Sabine ſank auf einen Schemel, legte die ſchlanken Hände in den Schoß, überſchaute den leeren Keller und ſeufzte.

„Nur Geduld!“ rief Meiſter Henlin. „Keine drei Tage, und es iſt hier wieder wie ehedem. Der Rat wird ſich doch wohl nicht von der tollen Pfaffſchaft auf der Naſe herumtanzen laſſen!“

Gleich darauf pochte er an die Tür der Ratskammer, öffnete und ließ die beiden Knechte vorangehen, die ſchnell jedem der Herren die rechte Kanne hinſtellten. Dann verſchwanden ſie. Meiſter Henlin aber blieb ehrerbietig an der Tür halten, neuer Wünſche gewärtig. Die Herren ſchwenkten Kannen und Becher und prüften unter gedämpftem Zuruf den Trank.

„Am Biere liegt es nicht!“ behauptete Otto von der Neißen und ſah ſich herausfordernd um.

Keiner widerſprach ihm, und Meiſter Henlin wollte ſich ſchon verabſchieden, als ihn Paul Jonsdorff anredete.

„Meiſter Henlin!“ rief er und winkte ihn heran. „Habt Ihr etwas Neues in Erfahrung gebracht?“

„Nicht eben viel, ehrbare Herren,“ erwiderte der Kretſchmer und verneigte ſich. „Aber doch etwas, das auf keine guten Abſichten raten läßt. Sie haben da drüben jetzt einen zünftigen Mann aus Schweidnitz in Lohn genommen. Er heißt der lange Elias, iſt ein großer, ungefüger Kerl, ein rechter Grobian und Schlagetot. Soll ein tüchtiger Bierbrauer ſein und hat auf dem Neumarkt geprahlt, daß er da drüben Schöps brauen wird. Lacht überdies den Rat und die ganze Stadt aus und geht, wie er ſich ſelbſt verſchworen hat, für den Herrn Archidiakonus durchs Feuer.“

„Keine gute Zeitung!“ ließ ſich Georg Steinmüller vernehmen und wiegte das Haupt. „Warum hängt dieſer Mann ſo an der Geiſtlichkeit?“

„Scheint nichts anderes zu ſein, als der Lohn!“ antwortete der Meiſter achſelzuckend. „Zahlen ihm doppelt ſo viel als ein zünftiger Geſell anderwärts erhält.“

„Man ſollte den Mann abſpenſtig machen!“ ſchlug Paul Jonsdorff vor.

„So werden ſie zwei neue Leute annehmen,“ wies ihn Peter Beyer zurück, „und wir haben den Schaden davon. Was iſt Eure Meinung über den Handel, Meiſter Henlin?“

„Ginge es mir nach,“ ſprach der Kretſchmer und faßte Mut, „ſo ließe ich eine Mauer aufführen, rund um den Dom und den Sand herum, in der keine Tür oder Fenſter iſt. Und die Mauer müßte ſo hoch werden, daß keiner herüber und hinüber kommen könnte.“

„Wir danken,“ rief Otto von der Neißen und lachte laut heraus, „wir werden Euerm Rate folgen, wenn Ihr uns die Steine dazu liefert.“

Damit war Henlin Jäſchkittel entlaſſen, er ſtieg würdevoll zum Keller hinunter, band das Schurzfell wieder ab, denn Gäſte ließen ſich noch immer nicht blicken, und prahlte gar ſtark vor Sabine, als ob er den Rat auf den rechten Weg gebracht hätte. Die lächelte zu ſeinen tönenden Reden und widerſprach nicht, obſchon ſie ihn durchſchaute. Denn ſie war ihm von Herzen zugetan.

Als aber nach zwei Stunden der Ratsdiener draußen auf dem Markte die Glocke ſchwang, wurde es offenbar, was Konſuln und Schöffen beſchloſſen hatten. Mit ſchwerer Strafe wurde jeder bedroht, der den Geiſtlichen auf dem Dome Bier zuführte.

„Siehſt du!“ rief Henlin Jäſchkittel ſtolz. „Das iſt die hohe Mauer.“

„Ei gewiß, Herr Vater!“ lachte ihn Sabine aus. „An Euch iſt ein Ratsherr verloren gegangen!“

Auf dieſen feinen Hieb des Rates rührte ſich nichts. Das Domkapitel konnte es ſchon eine ganze Weile ohne Zufuhr aushalten. Aber der Durſt der Breslauer, der ſich mit der nahenden Weihnachtszeit ſtetig hob, riß immer bedenklichere Breſchen in die Vorräte der Domſchenken. So daß Archidiakon Nikolaus, kein finſterer Zelot, ſondern ein weltgewandter Mann, endlich zum Gegenſchlag ausholen mußte. Wie er aber forſchte und horchen ließ, kein Breslauer Fuhrmann wollte ihm zu Willen ſein. Bier karren wollte ein jeder, aber nicht ohne die Erlaubnis des Rates. Denn der fackelte nicht lange und hatte ſchon bei viel geringfügigeren Gelegenheiten den Staupenbeſen ſchwingen laſſen. Doch der geiſtliche Herr, der das Domkapitel beherrſchte und die Einnahmen des biſchöflichen Stuhles verwaltete, gab nicht nach. Denn einmal dünkte er ſich im Recht zu ſein, zum andern floß ihm als Vertreter des Biſchofs ein ſtattlicher Teil der Einnahmen in ſeine Taſche. Dieſen angenehmen Zufluß war er auf jede redliche Art und Weiſe zu verſtärken bemüht.

Und da er denn keinen fand, der das Bier herankutſchieren wollte, ſo verfiel er auf den langen Elias, den er, weil ihn die Schweidnitzer Chorherren als fromm und getreu gerühmt hatten, in den Dienſt des Kapitels genommen hatte.

Als der rieſige Braugeſelle hereintrat, fuhr er mit dem Kopf gegen die obere Türſchwelle, daß ſie krachte. Ihn aber ſcherte das weiter nicht. Er beugte ſich, ſo

gut es ging, und küßte dem Archidiakon die Hand. Trotz seiner Länge war der große Elias in seinen Gedanken ein reines Kind. Sein Glaube stand felsenfest, dieweil ihm in seiner herzinnigen Einfalt das Himmelreich mehr galt als das irdische Jammertal. Jeder, der einen geistlichen Rock trug, war ihm der Inbegriff aller guten menschlichen Eigenschaften. Vornehmlich aber den Herrn Archidiakon Nikolaus hielt er für überaus gerecht, kraftvoll und mutig. Gegen dessen Tapferkeit, die es mit dem mächtigen Breslauer Rat aufnahm, dünkte sich der lange Elias ein Schwächling und Duckmäuser, und war doch die Feigheit das Allerletzte, was man ihm vorwerfen konnte. Hatte er doch den seltenen Mut besessen, unzünftig zu werden und ein Pfaffenknecht zu sein.

„Gelobt sei Jesus Christus!" grüßte er zaghaft.

„In Ewigkeit. Amen!" dankte der Archidiakon salbungsvoll und machte das Kreuzzeichen über ihn. „Hör, Elias. Es mangelt uns an Bier. Traust du dich, welches hier zu brauen!"

„Hochwürdige Gnaden!" erwiderte Elias unterwürfig. „Wenn man mir Zeit läßt, will ich es wohl vollbringen."

„Zeit ist eben nicht übrig," meinte der Kirchenherr. „Sieh zu, daß du es noch vor dem heiligen Christfest zustande bringst!"

„Hochwürdige Gnaden," druckste der lange Elias heraus, „solches ist mir unmöglich, dieweil es ein Gebräu geben wird, das keiner saufen mag."

„Ganz gleich!" wies ihn Herr Nikolaus zurecht. „Lange gut für die Breslauer."

„Hochwürdige Gnaden, mit Verlaub,“ ſprach der lange Elias. „Aber nicht für mich. Ich habe gelobt, kein ſchlechtes Bier zu brauen.“

„Kraft meines Amtes entbinde ich dich dieſes Schwurs!“ rief der Archidiakon ärgerlich und machte wieder das Kreuzeszeichen über ihn. „Gehe hin, mein Sohn, und tue, wie ich dir geboten. Man wird dir alles Nötige zureichen.“

Damit aber haperte es bedenklich. Und als nach vier Tagen harter Brauarbeit der erſte Probekrug zum Herrn Archidiakon geſchickt wurde, konnte er nur feſtſtellen, daß der Trank wie dünngemälztes Oderwaſſer von der Domſeite ſchmeckte. Das konnte und durfte man den Breslauer Gäſten nicht vorſetzen. Man hätte ſie ſonſt für immer verjagt. Um aber dieſes Gebräu nicht ungenutzt zu laſſen, hieß Herr Nikolaus den langen Elias, die vorhandenen Schöpsvorräte damit zu verdünnen.

„Hochwürdige Gnaden!“ rief der lange Elias in tiefſter Seele erſchrocken, „ſolches iſt eine Sünde.“

„Das laß nur meine Sorge ſein, mein Sohn!“ erwiderte der hohe Kirchenherr mit feinem Lächeln. „Die Kirche kann binden und löſen. Gehe hin und tue, wie ich dir geboten!“

Diesmal erwachten in dem langen Elias die erſten Zweifel an dem Kirchenrecht, den Schöps zu verwäſſern, und er war froh, daß ihm zwei Laienbrüder die Sünde abnahmen. Die durſtigen Breslauer merkten vorerſt nichts davon, denn das Gemiſch ſtieg ihnen viel ſchneller in die Köpfe.

Doch das war für das Domkapitel nur eine Galgen-

friſt von wenigen Tagen. Da kam plötzlich Hilfe von auswärts. Herzog Ruprecht von Liegnitz, ein gar frommer Herr, der den reichen, hochmütigen Breslauer Ratsherren durchaus nicht hold geſinnt war, ſchickte an ſeinen Bruder, den Domdechanten Heinrich die erfreuliche Botſchaft, daß er ihm als Chriſtgeſchenk eine Ladung Schweidnitzer Bier ſenden wolle. Bis Canth ſollte dem Wagen ein Fuhrmann entgegengeſchickt werden. Dazu wurde der lange Elias beſtimmt, und er machte ſich auch ſofort auf den Weg, froh, den verwäſſerten Schöps nicht mehr ſchenken zu müſſen. Getrunken hatte er ihn erſt recht nicht. Herr Nikolaus ſchärfte ihm ein, die Ladung beim Rate zu melden und ausdrücklich zu ſagen, daß es ein herzogliches Chriſtgeſchenk aus Liegnitz ſei. Auch das Liegnitzer Schreiben, in dem die Gabe angekündigt worden war, wurde ihm mitgegeben.

Der lange Elias erreichte das fromme Canth um die Abendſtunde, fand in der Finſternis den hochbepackten Bierwagen hinter dem Rathauſe und ſetzte ſich mit dem Schweidnitzer Kutſcher hinter den Krug. Und da es ein unverfälſchtes Getränk war, was er enthielt, hockten ſie bis Mitternacht zuſammen. Elias ſchüttete dem Landsmann das Herz aus.

„Iſt ein ſchwerer Dienſt bei den Klerikern," ſeufzte er und labte ſich. „Geld zwar gibt's genug. Aber man weiß nie, woran man iſt. Sie binden und löſen, ſo wie's ihnen gefällt."

„Komm heim!" riet der andere. „Einem Schweidnitzer iſt es in Breslau noch nie geglückt. Gehe mit mir und werde wieder zünftig."

„Ich hab dem Herrn Archidiakon in die Hand gelobt, bis Michaeli zu bleiben," sprach der lange Elias. „Und mich dünkt, davon wird er mich nicht lösen. Und ich würde mir lieber die Zunge abbeißen, als ihn darum zu bitten. Mir ist nicht die Gewalt gegeben, mich zu lösen, wo ich mich gebunden habe."

Also fuhr am nächsten Morgen, dem Tage des heiligen Thomas, der lange Elias allein nach Breslau und wurde mit seiner Ladung am Leichnamstore angehalten. Er ließ den Wagen in der Hut der Torwächter zurück, scherzte noch ein wenig mit ihnen und schritt aufs Rathaus, seinen Brief vorzuzeigen. Und da er nach dem Konsul fragte, wurde er in die Kammer geführt, wo der ganze Rat versammelt war. Die Herren schwiegen und machten so ernsthafte Gesichter, daß es dem langen Elias eiskalt den Rücken entlanglief. Überdies wurde er plötzlich von einem bärenstarken Durste angefallen.

„Bist du der lange Elias?" fragte ihn Peter Beyer, der erste Konsul.

Der riesige Braugeselle bejahte aufatmend. Seine Ängstlichkeit fiel von ihm ab, als er erkannte, daß diese Herren wie gewöhnliche Menschen daherredeten. Nüchtern war hier alles und unfeierlich, kein Heiligenschein glänzte, und kein Weihrauchnebel wallte. Auch hatten die Herren nicht die Kraft zu binden und zu lösen. Und das Verhör lief weiter.

„Weißt du nicht, daß du dich strafbar gemacht hast?"

„Hier ist ein Schreiben vom Herrn Herzog Ruprecht aus Liegnitz, woraus der Rat ersehen kann, daß das Bier ein Christgeschenk ist."

Das Schreiben lief langſam die beiden Bänke entlang, wo es faſt überall Kopfſchütteln erregte.

„Das Schreiben hilft dir nichts, dieweil der Herzog den Rat nicht um freie Durchfuhr gebeten hat.“

„So mag der Rat bei dem Herrn Archidiakonus Nikolaus anfragen.“

„Dazu hat der Rat nicht Notdurft,“ wies ihn Peter Beyer zurück. „Und da du dich gegen den Rat vergangen haſt, ſo müſſen wir dich in Gewahrſam halten, bis uns Sühne wird.“

Der lange Elias ſtand da und öffnete Mund und Augen, ſo weit es ging.

„Einſperren!“ würgte er ſich endlich heraus, und ſeine Rieſenfäuſte ballten ſich zu Kloben. „Ihr wollt mich einſperren!“

„Sei ohne Furcht!“ beruhigte ihn der erſte Konſul, „Es wird dir kein Leid geſchehen und an nichts mangeln, ſobald du dich fügſt. Über ein Weilchen biſt du wieder frei und magſt ungekränkt von dannen gehen.“

Da öffneten ſich die Fäuſte wieder, doch der Zorn war noch nicht ganz gedämpft.

„Der Herr Archidiakonus wird es nicht zugeben!“ rief er laut.

„Darum ſorg dich nicht,“ lachte Otto von der Neißen und hieb auf den Tiſch, daß es dröhnte.

„So werdet Ihr es ihm zu wiſſen tun!“ fragte der lange Elias leiſe.

„Er wird es bälder erfahren, als ihm lieb iſt!“ vertröſtete ihn der dicke Kellerſchöffe und rief den Ratsdiener.

Und der lange Elias folgte deſſen Wink wie ein ge-

horſames Kindlein. An der Tür aber wandte er ſich noch einmal um.

„Das Bier aber!“ rief er zögernd. „Der Herr Archidiakonus wartet drauf!“

„Es wird den rechten Weg ſchon finden!“ ſprach Herr Otto von der Neißen, und die andern Herrn lachten fröhlich dazu.

Da vermeinte der lange Elias nicht anders, als daß es nicht viel mehr als ein kleiner Scherz ſei, machte vor dem Rate einen Kratzfuß und ließ ſich in das Zeisgenbauer bringen. Nun war aber das Rathaus noch nicht fertiggebaut, und den Hauptgang verſperrten die Maurer und Steinmetzen mit ihrem Gerät. Darum mußte der Ratsdiener ſeinen Gefangenen über den Ring geleiten, um die Ecke des Rathauſes, vor der die Staupenſäule ſtand. Und ſo kamen ſie auch an der breiten Treppe zum Schweidnitzer Keller vorüber. Vor ihr aber ſtand der Bierwagen mit dem herzoglichen Chriſtgeſchenk, und Meiſter Henlins beide Bierknechte waren damit beſchäftigt, den Wagen zu entlaſten. Sie hatten eine lange Bohle über die Treppenſtufen gelegt, und ſchon rollte das erſte Faß, von einem langen Tau gezügelt, in die kühle Kellertiefe. Schwer waren die Gebinde, und die beiden breiten Geſellen hatten wacker mit ihnen zu ſchaffen.

Mit einem Wutſchrei ſprang der lange Elias dem fliehenden Faſſe nach, erhaſchte es, ſtemmte es hoch und warf es wieder auf den Wagen. So tat er mit allen andern, die ſich danach noch auf die ſchiefe Bahn wagten. Der Ratsdiener wollte ihn hindern und packte ihn am Rocke. Aber der lange Elias kümmerte ſich um die

Klette nicht und ſchleifte ſie mit ſich, wohin er ſie haben wollte. Ernſter wurde es erſt, als die beiden rüſtigen Bierknechte in den Kampf eingriffen. Sie fielen den langen Elias von hinten an und wollten ihn hindern, das letzte Gebinde auf den Wagen zu ſtemmen. Das war ein hartes Drücken, Drängen und Stoßen, das nun vor der Kellertreppe anhub.

Die neugierigen Breslauer liefen herbei und ſchauten ſchmunzelnd zu.

Eine ganze Minute wohl wogte der Kampf hin und her. Die Bierknechte fluchten, was das Leder hielt, der Ratsdiener konnte es noch beſſer, aber den langen Elias, der immer noch das letzte Faß auf den Armen wiegte, kriegten ſie doch nicht klein. Er fluchte nicht, dieweil es eine Sünde war und ihm auch zu viel Kraft weggenommen hätte, hielt den Mund geſchloſſen, und ſein Antlitz wurde allmählich blaurot. Wie dunkelblaue, zerknotete Wollfäden lagen die Adern auf ſeiner Stirn. Und nun, als die drei Feinde an ſeiner Zähigkeit zu ermatten begannen, reckte er ſich wie ein Klotz in die Höhe, und das letzte Gebinde polterte wieder auf den Wagen zurück.

Nun hatte der lange Elias beide Hände frei und machte davon Gebrauch, daß der Ratsdiener vorſichtig zurückwich und die umſtehenden Bürger zum Eingreifen aufforderte. Aber die ſteckten die Hände in die Taſchen und freuten ſich alleſamt, daß einer ſtärker war als drei Starke. Die beiden Bierknechte hatten ſich in eine Ecke zurückgezogen und verteidigten ſich, ſo gut ſie konnten.

In dieſem Augenblick ſchoß Henlin Jäſchkittel die Treppe empor und griff, ohne ſich lange zu beſinnen,

den langen Elias im Rücken an. Aber ein einziger Schlag genügte, scharf in die Magengrube gezielt, um Meister Henlin in die gegenüberliegende Pfeilerecke zu werfen. Er stieß einen lauten Jammerschrei aus, dann blieb ihm der Atem für eine ganze Weile weg, und er schnappte auf dem Pflaster nach Luft, wie ein Fisch auf dem Trocknen. Die Zuschauer stießen ein Jubelgeschrei aus, denn es sah wirklich sehr komisch aus, wie Meister Henlin gekrümmt in der Ecke hockte, die Hände auf den Bauch preßte und den Schlag doch nicht hinunterwürgen konnte. Der Ratsdiener hatte inzwischen Kraft gesammelt und rückte von neuem vor. Aber der lange Elias war auf der Hut. Er fing ihn, trotz des Geplänkels mit den Bierknechten, waidgerecht ab und hätte ihn mit einem Hieb zur Strecke gebracht, wenn nicht plötzlich Sabine vor ihm gestanden hätte. Auf den Schrei des Vaters war sie herbeigeeilt und stand nun, ein Bild der Angst, auf der obersten Treppenstufe.

„Vater!“ rief sie und schlug verzweifelt die Hände zusammen.

Henlin Jäschkittel machte eine matte Bewegung mit dem linken Arm, zum Zeichen, daß er noch lebe.

Der lange Elias aber rührte sich nicht und starrte Sabine, die er zum ersten Male sah, wie eine Heilige an, seine Arme sanken, seine Fäuste, die soeben erst wie ein paar Schmiedehämmer gearbeitet hatten, öffneten sich und begannen vor innerer Erregung zu zittern. Aber es war nicht mehr die Wut. Das Blut wich so schnell aus seinem Gesicht, daß es im Zusehen bleich wurde. Er schämte sich, daß er den alten Mann so hart getroffen hatte.

„Jungfer, verzeiht!“ stotterte er, „es war nicht so

arg gemeint!“ Aber ſie warf ihm einen Blick des Abſcheus zu, und ihre Augen füllten ſich mit Tränen.

„Du Grobian!“ ſtöhnte jetzt Meiſter Henlin und ballte im Sitzen die Fauſt. Sonderlich furchterregend ſah das nicht aus.

Da fühlte ſich der lange Elias vom Ratsdiener am Kragen gefaßt. Schon wollte er ſeine Bärentatze wieder heben, um dem Wagehals eine Maulſchelle zu verſetzen. Da traf ihn wieder Sabines entſetzter Blick, und er ließ ſich abführen, ohne zu mucken. Auch der Durſt war ihm plötzlich vergangen.

Meiſter Henlin humpelte mit Sabines Hilfe in den Keller zurück. Bei der Niederlage blieb ſeine einzige Genugtuung, daß es ein Mann ſeines Gewerbes geweſen war, der ihn zu Fall gebracht hatte.

Jetzt erſt kletterten die beiden Bierknechte wieder auf den Wagen, befühlten ſich gegenſeitig die erhaltenen Beulen und ließen zwiſchendurch die Fäſſer der herzoglichen Chriſtgabe in den Schweidnitzer Keller rollen, damit ſie dort verſchänkt würden, wie es der Rat in ſeiner Weisheit beſchloſſen hatte.

III

Der erſte Krug des biſchöflichen Schöpſes wurde Herrn Otto von der Neißen vorgeſetzt, der nach der Ratstagung herunterkam, ſeinen Abendſchoppen zu trinken. Und das Bier fand ſeinen vollen Beifall. Auch nahm er mit Wohlbehagen wahr, daß ſich der Keller allmählich bevölkerte. Denn wo es was zu horchen und zu ſchwatzen gab, dahin ſtrömten die alten Breslauer in Scharen.

Und gar bald hatte ſich die Kunde von der Bierſchlacht und von Meiſter Henlins unerwarteter Fällung herumgeſprochen. Kretſchmer Jäſchkittel war wieder obenauf. Er war viel zu zähe, als daß ihm der Schlag in die Magengrube ſchädlich geweſen wäre. Nur eine Wut kochte in ihm auf den langen Elias, und er belegte ihn nicht gerade mit Schmeichelnamen. Sabine hatte Mühe, ihn zu beruhigen, als ſie den Kellerherrn eintreten ſah.

„Meiſter Henlin!“ ſprach der, ſetzte ſich, trank und ſtrich ſich ſchmunzelnd den Bart. „Den Häftling ſollt Ihr mit dem Beſten verſorgen, was Ihr in der Küche habt, ſo hat der Rat beſchloſſen. Auf daß er uns nicht nachſagen kann, wir hätten ihm einen Leibesſchaden verurſacht. Gebt ihm gut zu eſſen und reichlich. Den Krug aber füllt Ihr ihm mit Waſſer. Das ſoll ſeine Strafe ſein, bis er kirre wird.“

Freudigen Herzens ſprang Meiſter Henlin in die Küche, ließ eine Mahlzeit richten, die für drei gewöhnliche Menſchen langte, und ſandte damit den einen Kellerknecht zum Zeisgenbauer hinauf. Den Waſſerkrug füllte er ſelbſt.

Inzwiſchen hatte ſich der lange Elias in ſein Schickſal gefügt. Das Bauer, in dem er ſaß, war feſt und ſicher. Tür und Fenſtergitter widerſtanden ſeinen wuchtigen Fäuſten. Hunger hatte er zwar, aber ſein Durſt war noch mächtiger. Da fiel die Klappe in der Tür, und der Kellerknecht ſchob ihm das Eſſen herein. Auch den Krug ſtellte er daneben, wobei er halb gutmütig, halb ſpöttiſch grinſte. Dann ſchloß er die Öffnung von draußen, und der lange Elias war wieder allein. Lechzend langte er nach dem Kruge, hob ihn hoch und nahm einen langen

Schluck. Aber in demſelben Augenblick ſpie er ihn wieder von ſich. Wut, Staunen, Schreck und Verwunderung rangen in ihm, bis die Wut ſiegte, und er den Tonkrug mit Zorngebrüll durch das Fenſtergitter warf. Mitten auf dem Ring zerplatzte er mit einem dumpfen Knall.

Waſſer wagten ſie ihm vorzuſetzen! Wollten ſie ihn ſtracks verdurſten laſſen! Und ſeine Wut wuchs ſo ſehr, daß ſie Hunger und Durſt überwand. Das gute Mahl rührte er nicht an, hockte ſich auf die Pritſche nieder, ſtützte den Kopf in die Fäuſte und ließ ſeinen Grimm anſchwellen, bis er von ihm erfüllt war. Dann erſt ſchlief er ein. Am Morgen nahm er einige Biſſen, doch ſie mundeten ihm nicht, dieweil ſein Durſt über Nacht gewaltig ins Kraut geſchoſſen war. Als ihm der Knecht das Frühſtück brachte und wieder mit breitem Grinſen einen Waſſerkrug danebenſtellte, griff ihn der lange Elias und ſandte ihn, ohne zu proben, dem erſten nach. Diesmal gab's nur einige grobe Beulen, denn er war aus Zinn. Der Kellerknecht reckte verblüfft den Kopf durch die Türluke und riß den Mund auf. Als ihm aber der lange Elias an die Kehle fahren wollte, brachte er ſich ſchleunigſt in Sicherheit. Nun ſteckte der lange Elias den Kopf und die beiden Arme durch das Gitter und begann ſo laut zu brüllen, daß der ganze Ring und die angrenzenden Straßen aufhorchten.

„Sie wollen mich verdurſten laſſen! Zu Hilfe, ihr Leute! Zu Hilfe! Sagt es dem Herrn Archidiakonus. Ich bin unſchuldig. Zu Unrecht hat mich der Rat eingeſperrt!“

So lärmte er und winkte dabei mit den Fäuſten, daß immer mehr herbeieilten. Und nach einer Weile ſtand

eine große Menge Volks unter ſeinem Fenſter. Sie lachten ihn aus und fluchten zu ihm hinauf, zeigten dabei viel Luſt, ſeinetwillen einen kleinen Tumult zu erregen, aber ein rechtes, inniges Mitleid hatte keines mit ihm. Meiſter Henlin auch nicht, als er den Rumor vernahm. Schnell füllte er einen Waſſerkrug und ſprang damit die Kellertreppe hinauf.

„Lieben Leute!“ ſchrie er, drohte mit dem Krug zum Fenſter empor und brach ſich Bahn. „Hört nicht auf den Lügenpeter! Er mag kein Waſſer ſaufen, der Gauch! Beim Waſſer iſt noch keiner verdurſtet! Willſt du wohl Ruhe geben, du Grobian! Störſt du die Herren in der Ratskammer, ſo werden ſie dich in die ſchmerzhaftige Mutter ſtecken.“

Das ſchreckte den langen Elias anſcheinend nicht. Er brüllte weiter, und die Menge johlte ihm zu. Meiſter Henlin mußte flüchten. Durch eine Nebenpforte gelangte er zur Tür des Gefängniſſes. Wütend riß er die Klappe herunter, ſteckte den Kopf hindurch und ſchalt, was das Leder hielt.

„Hier ſauf Waſſer, du Schreihals!“

Der lange Elias ließ von ſeinem ruheſtörenden Tun, kam mit rollenden Augen heran, nahm den Krug mit beiden Händen und goß das kalte Oderwaſſer Meiſter Henlin in den Nacken. Der zog pruſtend und knurrend davon wie ein begoſſener Pudel. Des langen Elias Rache war etwas gekühlt. Er hielt mit dem Gebrüll inne, aß ein paar Biſſen und trank dazu den kümmerlichen Waſſerreſt, der im Kruge zurückgeblieben war. Dann wartete er, bis die Konſuln und Schöffen aus der Ratskammer kamen.

Meiſter Henlin ward kein ſchöner Empfang bereitet. Ein ſchalkhafter Gaſt erkannte ſofort, woher die triefende Näſſe ſtammte, und zog das Cümmelglöckchen. Da kamen ſie alle herbeigelaufen, die in den Hallen ſaßen, und lachten ihn weidlich aus. Scham und Zorn röteten ſein Geſicht und ließen kein Wort aus ſeiner Kehle. Ein dichter Kreis machte ihm die Flucht unmöglich, und das Cümmelglöckchen läutete unermüdlich, bis Sabine kam und den Vater mit leichter Mühe befreite. Sie ſchalt den Cümmelglöckner tüchtig aus, daß er die Glocke zu Unrecht gezogen hatte, und ließ ihn von den beiden Kellerknechten mit drei guten Groſchen büßen.

Um die Mittagszeit ſichtete der lange Elias einige Ratsherren und erhob ſofort ſein Gebrüll. Herr Otto von der Neißen ſchwenkte darum zum Schweidnitzer Keller hinüber, hörte von Meiſter Henlins Waſſerbad und von des langen Elias Krugzertrümmern und gebot, ihm nicht eher einen Tropfen Waſſer zu geben, bis er höchſt inſtändig darum bitten würde.

Das wurde ihm am Mittag von dem einen Kellerknecht mitgeteilt. Aber der lange Elias wollte es lieber mit dem Brüllen erzwingen. Die Heiſerkeit ſchien er nicht zu fürchten. In der Nacht ruhte er ſich aus. Am nächſten Morgen zeitig in der Frühe ſetzte er ſein Toben fort. Unterdeſſen ſtellte man auf der andern Ringſeite die Buden für den Kindelmarkt auf. Nun mehrte ſich das Volk, und die Aufläufe unter dem Zeisgenbauer nahmen immer bedenklichere Ausdehnungen an. Und da der lange Elias durchaus nicht zu beruhigen war, weder durch Güte noch durch Drohungen, ſo ließ der Rat das Fenſter von draußen mit eichenen Bohlen verſchlagen.

Jetzt saß er im Finstern. Aber am Mittag des Heiligen Abends wichen diese dicken Bretter samt ihren beiden Querriegeln den Anstrengungen des Häftlings und hingen rechts und links von dem Gitter gar trübselig herunter.

Und der lange Elias setzte sein Konzert fort. Aber es klang jetzt schon gar kläglich. Vier Tage hatte er nun keinen Tropfen getrunken, und er hätte an seinem Eigensinn verdursten müssen, wenn nicht Sabine, die großes Mitleid mit ihm hatte, ein wenig für ihn gesorgt hätte. Sie ließ von den Speisen alle Gewürze weg, machte lange Suppen und legte überreichlich allerhand saftige Früchte bei.

Und kurz danach, als die Bohlen sich lockerten, eilte Sabine mit schnellen Schritten zum Kindelmarkt hinüber, um etwas für das Fest einzukaufen. Noch niemals war sie seit des langen Elias Gefangensetzung an der Seite des Zeisgenbauers vorbeigegangen. Heute aber, wo sie es eilig hatte, wollte sie es wagen. Und plötzlich schlugen ihr des langen Elias Worte ans Ohr. Sie erschrak aufs tiefste über die Kraftlosigkeit und Schwäche, die sich darin kundtat. Er war bald mürbe. Doch er hätte sich lieber die Zunge abgebissen, als seine Peiniger um einen Trunk Wasser zu flehen. Alle, die vorbeikamen, schauten zu ihm hinauf. Das war er gewöhnt, und besonders heute, wo er den Fensterladen zerbrochen hatte. Nur Sabine schaute nicht hinauf. Das verwunderte ihn. Sie hielt züchtig den Blick zu Boden gesenkt. Ein Zittern war in ihrem Herzen, und sie wurde rot vor Scham, Angst und Mitleid mit dem gefangenen Manne. Und da erkannte er sie.

„Jungfräulein!“ flehte er jämmerlich. „Habt Erbarmen mit mir! Bringt mir einen Trunk Waſſer!“

Und ſofort begann ihr Herz ſo heftiglich zu pochen, daß ſie ihre Schritte mäßigen mußte, obſchon ſie am liebſten ans Ende der Welt geflüchtet wäre. Als ſie aber über den Naſchmarkt wieder nach Hauſe kam, hatte ſie ihre alte Sicherheit wiedergewonnen. Heimlich holte ſie einen Zinnkrug, noch heimlicher füllte ſie ihn, barg ihn unter der Schürze und ſchlich ſich durch die hintere Kellertür zum Zeisgenbauer hinauf. Hier klopfte ſie zaghaft an die Tür, und der lange Elias hörte es.

„Wer pocht da!“ rief er unwirſch. „Wär freilich ein ander Ding, wenn ich den Schlüſſel zu dieſer Tür hätte. Schiebt den Riegel der Klappe zurück, ſo Ihr noch nicht hier wart!“

Mühſam wurde draußen der Riegel zurückgeſtoßen, der lange Elias ſaß auf der Pritſche und rührte ſich nicht. Wer konnte es anders ſein, als der andere Kellerknecht, der ihm das Eſſen brachte?

Und da erſchien plötzlich im engen Rahmen der Öffnung ein liebliches Bild. Wie im Traum erhob er ſich, fuhr ſich durch das wirre Haar und über die Augen, taſtete ſich furchtſam an der Mauer entlang, und ſeine Knie bebten.

„Nehmt ſchnell!“ flüſterte ſie haſtig und reichte ihm den Krug herein. „Nur ſchnell! Ich muß den Krug wieder mitnehmen!“

Aber der lange Elias war wie verzaubert von dem ſanften Blick der großen braunen Augen. Mitleid und Trotz und Furcht ſprachen daraus.

„Was zögert Ihr!“ drängte ſie ihn haſtiger. „Ihr

habt mich um einen Trunk gebeten. Hier iſt er! Eilt, damit man mich nicht erblickt. Es weiß niemand darum!"

Jetzt löſte ſich etwas im Herzen des langen Elias. Die Starrheit fiel von ihm ab. Mit einem Satz war er an der Tür, riß das Gefäß an ſich und tat einen langen, überlangen Trunk. Dann war der Krug leer. Glückſelig ſchaute er auf ſie und zögerte, ihr das Gemäß zurückzugeben. Vor Wonne ſchloß er die Augen. Nun erſt kam er dahinter, daß es kein Waſſer war, was er getrunken hatte.

„Schöps!" ſtöhnte er freudig auf. „Echter Schweidnitzer Schöps! Jungfräulein, habt Ihr gehört, wie es geziſcht hat!"

Ein Geräuſch war draußen vernehmbar. Angſtvoll ſchaute ſie ſich um, aber es kam niemand.

„Gebt her!" flüſterte ſie dringend. „Wollt Ihr, daß man mich hier erblickt!"

„Da ſei Gott vor!" ſprach er und zögerte noch immer. „Aber mit Verlaub, ſchönes Jungfräulein, mein Magen iſt wie ein glühender Stein, und dies war nur ein winziges Tröpflein darauf."

„Ich komme wieder!" nickte ſie haſtig. „Nur ſtille müßt Ihr ſein und nicht mehr rumoren und wilde Reden am Fenſter führen!"

„Still will ich ſein, ganz ſtill wie ein Lämmlein!" verſprach er ihr und hob die beiden Schwurfinger, wobei er den leeren Krug zärtlich an die breite Bruſt preßte. „Schönes Jungfräulein, Ihr ſeid über alle Maßen gut zu mir, und ich hab ſolches nicht verdient. Solange Ihr mich verſorgt, will ich anhier fein ſtille halten und mag's auch eine Ewigkeit währen!"

Dabei erhaſchte er ihre weiße Hand und küßte ſie ſo zärtlich auf das feine Gelenk, wie man es einem ſolch täppiſchen, groben Rieſen niemals zugetraut hätte. Mit fiebernden Wangen huſchte ſie lautlos davon und blieb eine ganze Weile vor der Kellertür ſtehen, um ihr Antlitz zu kühlen.

Der lange Elias ſchloß die Türklappe, legte ſich auf die Pritſche und ſtrampelte mit beiden Beinen in der Luft herum. Am liebſten hätte er laut aufgeſchrien vor Freude. Aber er hatte verſprochen, fortan keinen Rumor zu machen und hielt Wort. Als einer der Kellerknechte mit dem Abendbrot kam, wunderte er ſich über das überaus vergnügte Geſicht des Gefangenen. Auch daß er nicht hart angefahren wurde, überraſchte ihn ſehr. Und deshalb wagte er eine Frage, die ihm ſchon ſeit ein paar Tagen auf dem Herzen lag. Denn er war im Grunde ein gutmütiger Kerl und hatte hohe Achtung vor dem Zunftgenoſſen, der ihm an Kraft und an Ausdauer im Dürſten ſo weit überlegen war.

„Heut iſt Weihnacht!“ begann er etwas kleinlaut und ſtellte Brot und Fleiſch und ein Kännlein auf die Klappe. „Da hab ich Euch heimlich ein Schlücklein Waſſer mitgebracht. Verratet mich aber nicht.“

„Waſſer!“ lächelte ſelig der lange Elias. „Sauf dein Waſſer ſelbſt. Bei mir iſt heute das heilige Chriſtkind geweſen und hat mich mit Schöps gelabt!“

In dieſem Augenblicke fingen die Glocken von Maria Magdalena zu ſingen an von der frohen Botſchaft.

„Hörſt du!“ ſprach der lange Elias feierlich weiter, denn er hatte einen kleinen Rauſch, wies in die Höhe und bekreuzigte ſich fromm. „Sie läuten die Chriſtnacht

ein. Und grüß mir den Herrn Archidiakonus Nikolaus, wenn du ihn triffſt. Er ſoll ſich nicht um mich ſorgen. Anitzo behagt es mir im Zeisgenbauer beſſer als auf dem Dom. Mit dem Waſſer aber fahre zum Satan!"

Ganz verſchüchtert berichtete der Knecht, was er erlebte hatte. Meiſter Henlin wiegte bedenklich das Haupt.

„Der Durſt iſt ihm aufs Gehirn geſchlagen!" ſprach er etwas ängſtlich.

„Ei, Väterchen!" lächelte Sabine fein. „Warum ſoll zu ihm nicht das Chriſtkind kommen, ſo es doch zu allen Armen und Verlaſſenen kommt!"

Mit der Erklärung aber war Meiſter Henlin nicht zufrieden, und er begab ſich ſtracks zu Herrn von der Neißen, der in ſeinem Stammwinkel ſaß und wacker zechte. Denn nun war der Sieg des Rates offenbar. Der Keller war voll von Dürſtenden, und die Domſchenken waren leer. Der Ratsherr ließ Meiſter Henlins Bericht geduldig über ſich ergehen.

„Ihr mögt recht haben!" erwiderte er endlich und labte ſich. „Der Durſt iſt das größte Übel, was einem Chriſtenmenſchen anfallen kann. Gebt ihm Waſſer, auch wenn er nicht darum bittet. Wir dürfen den Mann nicht zu Schaden kommen laſſen."

Meiſter Henlin wollte ſich mit einem Kratzfuß zurückziehen, aber der Ratsherr, der heute am Chriſtabend beſonders verſöhnlicher Laune war, winkte ihn noch einmal heran.

„Und ſollte er von ſeinem Wahn nicht laſſen," fuhr er gütig fort, „daß er weiterhin Geſichte und Erſcheinungen hat, ſo gebt ihm Bier in die Kanne. Waſſer iſt ein Geſöff fürs Vieh. Vielleicht wird er davon noch

verrückter. Verſucht's aber immerhin damit bis über die Feiertage."

Und es geſchah alſo. Der lange Elias bekam einen Krug mit Waſſer und warf ihn nicht auf den Ring hinaus. Aber er trank ihn auch nicht leer. Nicht einen einzigen Tropfen nahm er daraus. Und trotzdem war er niemals durſtig und allemal froh wie ein unſchuldiges Kindlein, obſchon er doch gefangen ſaß.

Woher aber dieſe Fröhlichkeit kam, das wußten nur zwei in ganz Breslau. Und dieſe beiden ſchwiegen wie das Waſſer im Kruge. Meiſter Henlin aber faßte darüber alsbald die Angſt, daß ein Menſch, der dazu noch ein Bierbrauer war, ſich ohne Trunk acht Tage im Gefängnis zu ſitzen vermaß, und er füllte am neunten Tage den Krug mit Schöps. Den ſchickte der lange Elias aber nicht leer zurück! Da atmete Meiſter Henlin auf und berichtete es Herrn Otto von der Neißen. Der war damit zufrieden, und ſo kam das neue Jahr 1381.

IV

Unterdeſſen hatte das Domkapitel den Rat mehrmals aufgefordert, das feuchtſüße Chriſtgeſchenk des Liegnitzer Herzogs und den langen Elias herauszugeben, doch ohne Erfolg. Konſuln und Schöffen, des leicht errungenen Sieges froh, labten ſich an dem billigen Schöps und ließen die Kleriker dürſten und toben. Da griff der Archidiakonus Nikolaus zum letzten Mittel und belegte die Stadt mit dem Interdikt. Am Feſte der Heiligen Drei Könige läuteten noch alle Glocken und vor jedem Altar wurde die Meſſe geleſen. Doch ſchon am nächſten

Tage lag dumpfes Schweigen über der ganzen Stadt. Alle kirchlichen Handlungen unterblieben, und die frommen Breslauer ſchauten ſich betroffen an. Doch nur einige Tage, dann hatten ſie ihren alten, friſchen Mut wiedergewonnen. Denn mit der römiſchen Kirche war zur Zeit der Kirchenſpaltung wirklich kein Staat zu machen. Die beiden Päpſte taten ſich gegenſeitig in den Bann. Solch Ärgernis war dem Volke noch nie geboten worden. Und der Breslauer Rat behielt trotz des Interdikts ſein ruhiges Blut. Wollten die Pfaffen keine Meſſen leſen und verſchloſſen ſie die Kirchentüren, nun gut, ſo hielt man ſeine Andacht eben im Schweidnitzer Keller ab. Hochzeiten und Taufen konnte man anſtehen laſſen, darüber ging kein Liebesbund und kein Säugling zugrunde. Und für die Toten ſorgten die Minoriten von St. Jakob, die ihren Sitz innerhalb der Stadtmauern hatten und ſich deshalb mit dem Rate wohl oder übel vertragen mußten. Zudem beſtand eine tiefe, innere Abneigung zwiſchen dieſen armen Bettelmönchen und den reichen Domgeiſtlichen. Da alle gütlichen Vorſtellungen des Rates, das Interdikt aufzuheben, nichts fruchteten, wurde dem Dom alle Bierzufuhr abgeſchnitten, auch die des einheimiſchen Bieres. Darüber zeterten zwar die Brauer und Kretſchmer, aber das übrige Volk ſtand treu und feſt auf ſeiten des Rates. Überdies kamen nun die niederen Leute vom Dom und Sand in die Stadt, um hier ihren Durſt zu löſchen. Das Domkapitel aber mußte ſich ſeitdem an den Wein halten, der in den Domkellern lagerte.

Somit waren alle heimiſchen Waffen erſchöpft, und man ging von beiden Seiten aus, fremde Hilfstruppen

anzuwerben, zuerſt die Räte des jungen Böhmenkönigs, der ſein Land zumeiſt mit dem Jagdſpieß und dem Humpen regierte. Der Rat war nicht arm, aber auch die Kleriker hatten Geld, dieweil ſie den Peterspfennig ſo lange zurückhielten, bis ſich die babyloniſche Verwirrung zwiſchen Rom und Avignon geklärt haben würde. Und ſie ſandten heimliche Unterhändler nach Prag, die den Günſtlingen des Königs und ſolchen, die es noch werden konnten, brav und unauffällig die immer hungrigen Taſchen ſpickten. Darüber wurde das Oſterfeſt in Breslau ohne Glockengeläut gefeiert. Doch die guten, frommen Bürger waren nicht minder fröhlich. Endlich kam von Prag die Nachricht, daß der König Wenzeslaus binnen kurzem in eigener Perſon zu Breslau einreiten würde, um die Huldigung der ſchleſiſchen Stände entgegenzunehmen und den Bierſtreit zu ſchlichten. Die Vorſicht der königlichen Räte ſorgte ſchon dafür, daß ſich jede Partei den zukünftigen Sieg zugute ſchrieb. Bis dahin ſchröpften ſie wacker auf beiden Seiten. Auch wußten ſie ſelbſt nicht, wohin ſich der König wenden würde, denn er war bei aller Gutmütigkeit ſeines Herzens hochfahrend, jähzornig und gar ſelten Herr ſeiner blitzſchnellen Entſchlüſſe. Dem Domkapitel zwar war er nicht hold geſinnt, da es ſeinen Günſtling nicht zum Biſchof gekürt hatte. Doch der Schaden konnte noch immer gutgemacht werden. Und der Archidiakon Nikolaus ließ durchblicken, daß ſich das Domkapitel, falls es im Bierſtreit obſiegte, gern einen Biſchof von des Königs Gnaden gefallen laſſen würde. Im Grunde ſeines Herzens jedoch dachte dieſer verſchlagene Kleriker ganz anders.

Der Rat aber erwog nun in Anſehung des königlichen Beſuches die Freilaſſung des langen Elias. Es hatte jetzt, nachdem der Streit ſo weit gediehen war, keinen Zweck mehr, den unſchuldigen Bierbrauer weiter in Gewahrſam zu halten. Und ſo öffnete ſich eines Morgens ſein Gefängnis, und Herr Otto von der Neißen forderte ihn auf, die Gaſtfreundſchaft des Rates nicht länger in Anſpruch zu nehmen. Das ging dem langen Elias bös gegen den Strich. Denn er ſaß ſehr gern im Zeisgenbauer. Nirgends bekam er von ſo ſchöner Hand Freiſchöps kredenzt wie hier.

„Ich bleibe da, wo ich ſitze!“ rief er trotzig, ſteckte die Fäuſte in die Taſchen und ſtieß die Beine von ſich. „Unſchuldig bin ich in das Zeisgenbauer geſetzt worden. Und ich gehe nicht eher daraus hervor, bis mir vom Rat Sühne wird!“

Herr Otto von der Neißen war über dieſe Frechheit ſprachlos. Zornröte ſtieg ihm unter die Augen und ſein Atem ging ſchnaufend wie ein Blaſebalg. Da lenkte der lange Elias ein, denn er ſah, daß mit dem Rate, inſonderheit mit dem Kellerſchöffen, nicht zu ſpaßen war.

„Gönnet mir bis morgen Friſt!“ bat er und zog die Beine an ſich, ohne aber von der Pritſche aufzuſtehen. „Ich will mir das Ding noch einmal beſchlafen.“

„Sitz, bis du ſchwarz wirſt, du Narr!“ ſchrie der Schöffe erboſt, beſann ſich aber ſchnell eines Beſſeren. „So du morgen mittag noch hier biſt, werden dich die Büttelknechte hinauskehren!“

Damit ſtampfte er wütend davon und ließ die Tür offen ſtehen. Der lange Elias zog ſie leiſe zu, daß ſie

angelehnt war, und lachte ſich heimlich ins Fäuſtchen, legte ſich auf die Pritſche und wartete. Es wurde Mittag, doch der Kellerknecht, der ihm ſonſt Speiſe und Trank gebracht hatte, blieb weg. Auch am Abend ließ ſich keiner blicken. Als aber die Mitternacht heranzog, öffnete ſich ſacht die Klappe in der Tür, und Sabine ſchaute herein. Ein ſchwaches Lämpchen, das ſie trug, beleuchtete rötlich ihre lieblichen Züge. Wie jeden Abend brachte ſie auch diesmal einen Krug ſchäumenden Schöps.

„Jungfräulein!“ flüſterte der lange Elias, ließ den Krug ſtehen und haſchte nach ihrer Hand. „Heut müſſen wir voneinander Abſchied nehmen. Doch fürchtet Euch nicht. Über eine kleine Weile bin ich wieder bei Euch als ein freier Mann!“

„So ſeid Ihr frei?“ ſprach ſie ſchnell, entzog ihm haſtig die Hand, und ihre Augen ſchimmerten feucht. Freude und Bedauern kämpften in ihrer ſchwankenden Stimme.

„Nicht alſo!“ tröſtete er ſie. „Von nun an bin ich Euer Gefangener mit Leib und Seele.“

Da wurde ſie glühend rot, ſtellte das Lämpchen zur Seite und ſtrich ſich über die weichen Wangen.

„Was ſprecht Ihr da?“ meinte ſie traumverloren.

„Daß wir uns einander verlobt haben,“ erklärte er ihr freudig, „und aneinander hangen wollen in treuer Liebe.“

„Ach!“ ſeufzte ſie und erbleichte. Kraftlos hingen ihre Arme, und ihr Buſen wogte heftiglich. Wie gebannt blieb ſie auf dem Flecke ſtehen, weder zur Flucht noch zum Näherkommen fand ſie den Mut.

Der lange Elias, ganz bezaubert von ihrem rührenden Anblick, hatte längſt vergeſſen, daß die Tür nur angelehnt war. Er näherte ſeinen Kopf der Luke.

„Sabinchen!“ lockte er und ſah ſie bittend an. „Wollt Ihr mir nicht Eure Lippen reichen? Ich habe gar lange danach gelechzet!“

Nicht länger konnte ſie ſeinem Werben widerſtehen. Langſam und zögernd, mit Furcht und Freude im Herzen, wagte ſie ſich endlich näher. Vor namenloſem Glück und unſagbarer Bangnis ſchloß ſie die Lider. Doch in dem Augenblick, als ſich ihre Lippen finden wollten, rührte ſich, von des langen Elias drängenden Schultern bewegt, die Tür in den Angeln, und Sabine fuhr mit einem leiſen Schrei zurück. Diesmal lähmte ſie der Schreck. Und als ſich die Tür ganz auftat, und der lange Elias gebückt heraustrat und ſich zu ſeiner vollen Größe aufrichtete, da raffte ſich Sabine aus ihrer Verwirrung auf und entfloh in die Finſternis. Es war, als liefe ſie vor ſich ſelber davon. Der lange Elias hob das Lämpchen vom Boden und ſprang hinter ihr drein. Wie er auch rief und bat, ſie hielt nicht ſtand. Zudem verlöſchte das Flämmchen im Luftzug, und er ſtieß ſich Stirn und Knie an den Pfeilerkanten, die er nicht mehr ſehen konnte. Da zügelte er ſeine Haſt und taſtete ſich an den Wänden entlang, bis er plötzlich im Freien ſtand, mitten auf dem Breslauer Ringe. Aufatmend ſchaute er zu den glänzenden Sternen empor. Der Schweidnitzer Keller war ſchon geſchloſſen, kein Licht brannte darin. Da ſtiefelte er auf das Sandtor zu. In einer Winkelſchenke hinter dem Neuen Markte fand er noch einige zechende Domleute, die ihn von Herzen

willkommen hießen. Hier labte er ſich an Speiſe und Trank und rückte am frühen Morgen, als das Sandtor geöffnet wurde, wie aus ſiegreicher Schlacht auf die Dominſel ein. Da er durch den Trunk in eine frohe Laune geraten war, ging er ſofort zum Herrn Archidiakon Nikolaus.

Der war ſchon aufgeſtanden. Seit dem Bierſtreit hatte er einen ſchlechten Schlaf, dieweil er den Wein nicht ſo gut wie das Bier vertrug. Bleich und abgemagert ſaß er auf ſeinem hohen Stuhl, als der lange Elias hereintrat.

„Ah!“ rief der Archidiakon erſtaunt, denn er hätte ſich eher jedes andern Beſuches verſehen, und kam aus ſeinem Stuhl in die Höhe. „Alſo du biſt es, mein Sohn. Berichte, wie es dir ergangen iſt. Merke aber im voraus, daß von deiner Ausſage vielleicht der Ausgang des ganzen Streites abhängt. Denn der König iſt unterwegs, daß er ihn zu Ende führe. Alſo tue deinen Mund auf und gedenke daran, daß du geſchworen haſt, ein treuer Diener der Kirche zu ſein.“

Darauf ſetzte ſich der hohe Herr an den rieſigen, ſchöngeſchnitzten Eichentiſch, griff zu Pergament und Gänſekiel, um das Protokoll aufzunehmen, womit er dem Breslauer Rate den Sieg zu entreißen trachtete.

„Sie haben dich dürſten laſſen!“ fragte Herr Nikolaus und ſetzte die Feder an. „Iſt das ſo!“

„Nicht gar ſo arg, wie ich wohl geſchrien habe!“ lachte der lange Elias. „Und auch nur eine kleine Zeit. Dann brachte mir der Kellerknecht jeden Mittag einen großen Krug Schöps. Und abends kriegte ich noch einen!“

„Sonſt bekamſt du nichts!“ forſchte der Archidiakon weiter und furchte die Stirn.

„Mitnichten, hochwürdige Gnaden!“ belehrte ihn der lange Elias. „Mit Eſſen iſt nicht geſpart worden an mir. Hab mein Lebtag keinen ſo guten Tiſch gehabt wie im Zeisgenbauer. Bin, meiner Seel, viel fetter geworden, als ich anhero war, mit ſchuldigem Reſpekt zu vermelden.“

Der Archidiakon ſtieß einen Ziſchlaut des Unwillens zwiſchen den Zähnen hervor und ſchüttelte ärgerlich das Haupt. Aber er verſuchte es noch einmal in Güte.

„Mein Sohn!“ ſprach er und unterſtrich jedes Wort in der Luft mit dem Gänſekiel. „Denke an die Benefizien der Kirche. Sie kann binden und löſen. Du biſt ſonſt nicht ſchwachen Geiſtes trotz deiner Länge. Wenn dir bei deinem Bericht ein Irrtum zum Beſten der Kirche unterlaufen ſollte, ſo braucht dir um dein Seelenheil nicht weiter zu bangen.“

Aber dem langen Elias wollten durchaus keine Irrtümer unterlaufen. Noch niemals war ſein Geiſt ſo klar geweſen wie heute. Es war ein Loblied auf den Breslauer Rat, das er ſang.

Da warf der Herr Archidiakon den Kiel hin und ſprang auf.

„Du biſt ein Heuochs!“ ſchrie er ihn an und fuchtelte recht unchriſtlich mit beiden Händen in der Luft herum. „Merkſt du denn nicht, was ich von dir will?“

„Nein, hochwürdige Gnaden!“ erwiderte der lange Elias gutmütig. „Ich kann mich auf alles ſo ganz genau beſinnen, als wär es erſt geſtern geweſen. Und der Schöps war ſo gut, daß mir das Herz im Leibe lachte.“

„Trunken biſt du!“ ſchalt ihn der hohe Herr und ſchüttelte im Zorn die Fäuſte. „Möchteſt wohl am liebſten wieder ins Zeisgenbauer geſetzt werden!“

„Warum nicht!“ dachte der lange Elias, als er draußen war und ſeine Dachkammer im Hinterhauſe der Kurie aufſuchte. „Wär kein ſchlechter Tauſch, bei meiner Seele! Michaeli ſag ich dem Herrn Nikolaus auf und werde wieder zünftig. Dann machen wir Hochzeit! Und wenn ich dem alten, dürren Kater wieder eins auf den Bauch geben muß.“

Da fiel er aufs Lager und ſchlief bis zum Abend.

V

Als er erwachte, verſpürte er einen über alle Maßen rieſenhaften Durſt. Aber auf dem Dom war das Bier rar. Darum mußte er den Durſt bis über die Oder nach Breslau tragen. An der Winkelſchenke hinter dem Neuen Markt ging er vorüber, querte über die Albrechtsgaſſe und über den Ring und fiel endlich halb verſchmachtet in den Schweidnitzer Keller ein. Hier ſetzte er ſich auf eine Bank dem Ausſchank gegenüber und heiſchte einen Krug Schöps. Der eine Kellerknecht brachte ihn ſchleunigſt, und der lange Elias trank, bis der Durſt vorderhand gelöſcht war. Doch dieſer Durſt hatte ein gar zähes Leben und flackerte immer wieder auf, und ſo mußte der lange Elias des öfteren nachgießen. Inzwiſchen ſchaute er ſich um. Sabine und Meiſter Henlin ließen ſich zunächſt nicht blicken. Nur der Strick des Kümmelglöckleins ſchwankte zuweilen in dem Luftzug, der mit jedem neuen Gaſte hereinkam, tückiſch und lockend hin und her.

Endlich, als ſich die Gäſte mehrten, erſchien Sabine hinter dem Schanktiſch und nickte dem langen Elias freundlich zu, als ſie ihn erkannte. Sobald er aber Miene machte, aufzuſtehen, um ſie zu begrüßen, wies ſie ihn mit erſchrecktem Blick zur Ruhe. Und das war not, denn Meiſter Henlin erſchien nun auf der Bildfläche. Kaum gewahrte er den langen Brauer, der ihn zu Fall gebracht hatte, ſo ſchoß er auf ihn los wie ein Habicht.

„Mach, daß du weiter kommſt, du Grobian!“ ſchrie er ihn an und wies auf die Tür. „Für deinesgleichen iſt hier kein Raum!“

„Immer ſachte!“ ſprach der lange Elias ruhig und würdevoll und ſtreifte ſich die Ärmel hoch, und was da zum Vorſchein kam, war für einen Fauſtkampf gerade nicht ſehr einladend.

„Hier kriegſt du kein Bier!“ ſtieß Meiſter Henlin heraus und wich ein wenig rückwärts.

„Hab ſchon welches!“ lachte der lange Elias und trank ihm aus der Kanne zu. „Hab dafür gezahlt, was ſich gebührt, und muß es austrinken!“

„Daß du dran erſtickſt!“ wünſchte ihm Meiſter Henlin grob. „Biſt bloß hergekommen, um mich zu ärgern!“

„So ärgert Euch nicht, iſt mein Rat!“ begütigte ihn der lange Elias. „Ihr habt da ein wunderſchönes Jungfräulein. Hätt ich eher davon Kunde gehabt, wär ich nicht in der Pfaffen Dienſt getreten!“

„Willſt du wohl ſchweigen!“ ſchrie Meiſter Henlin, krebsrot vor Zorn. „Das iſt Sabine, meine Tochter, zu der du Ungetüm nicht die Augen erheben darfſt.“

„Eure Tochter!“ rief der lange Elias ungläubig. „So

Ihr es ſagt, will ich nicht daran zweifeln. Doch es kommt mich hart genug an.“

Da traf ihn ein flehender Blick aus Sabinens Augen und verſchloß ihm den Mund. Meiſter Henlin ſchalt weiter und wurde, da keine Widerrede mehr kam, allmählich ruhiger. Dann befahl er den beiden Knechten, den Krug des unzünftigen Grobians nicht mehr zu füllen. Kaum aber drehte Meiſter Henlin dem Faß den Rücken, ſo ſchlich ſich der lange Elias mit dem leeren Kruge zu Sabine hinüber, die ihm heimlich und gerne zapfte. So wurde der Krug nicht leer, obſchon der lange Elias ohne Unterlaß gegen ſeinen ſchier unſterblichen Durſt ankämpfte. Meiſter Henlin, der bald hier, bald da einem Gaſte Rede und Antwort geben mußte, ſtand wie vor einem Wunder. Immer wenn er wieder zur Schankſtätte zurückkam, trank ihm der lange Elias freundlich zu. Daß er mit Sabine längſt unter einer Decke ſteckte, fiel Meiſter Henlin nicht im Traume ein.

Plötzlich aber ging ihm doch ein Licht auf. Er kam mit einem leeren Tonkruge durch den Mittelgang und erhaſchte zufällig einen von Sabinens Blicken, die ſich unbeobachtet glaubte. Da ſtieg Meiſter Henlin das Blut zu Kopfe. Der ganze Keller begann ſich rund um ihn zu drehen. Noch drei Schritte machte er vorwärts, ſchwankende, unſichere Schritte, als wäre er ein wenig trunken, in ſeine Hände kam ein Zittern, und grade unter der Cümmelglocke entfiel ihm der Krug mit lautem Getön und zerſprang in Stücke.

„Hallo, Meiſter Henlin!“ rief der lange Elias, erhob ſich, machte drei Rieſenſchritte und langte über den Meiſter hinweg nach dem Klöppelſtrick der Cümmel-

glocke. Und ſofort erhub ſie, von ſeiner wuchtigen Fauſt gemartert, ein jämmerliches Gebimmel.

Wie immer kamen auf dieſes Signal alle Gäſte herbeigelaufen und machten einen Heidenrumor. Und als ſie erſt entdeckten, daß es diesmal mit vollem Recht auf Meiſter Henlin ging, wuchs das Jauchzen und Toben ſo über alles Maß hinaus, daß es ſogar das ſchrille Gebimmel der Glocke verſchlang. Doch die ſchwieg darum nicht, denn der lange Elias ließ den Strick nicht los, obſchon Meiſter Henlin wutentbrannt gegen ihn anlief, um ihn von der Glocke wegzudrängen. Aber der lange Elias ſtand wie ein Eichbaum. Er wehrte ſich nicht einmal, als die beiden Knechte, von dem Meiſter herbeigerufen, in den Kampf eingriffen. Wie angewurzelt ſtand er da und ließ den Klöppel ſchwingen, daß es gellte.

Die Gäſte verſtummten allmählich und ſchauten dem wunderlichen Vierkampf zu. Solch ein Schauſpiel war ihnen noch niemals geboten worden. Denn wie ſich Meiſter Henlin und ſeine beiden Knechte auch mühten, daß ihnen der Schweiß von der Stirne tropfte, wie ſie auch drängten, zerrten, ſtießen und knufften und nach dem Klöppelſtrick langten, die Glocke blieb bei einem Lärmen. Immer weiter wurde der Kreis um die kämpfende Gruppe, denn jeder gönnte auch dem andern den herzerquickenden Anblick. Keiner aber war darunter, der es ſich zutrauen durfte, dem langen Elias den Klöppel zu entreißen und das Glöcklein zum Schweigen zu bringen.

Da ſtand plötzlich Sabine inmitten des Ringes und bewies, daß ſie ſtärker war als alle. Sie reckte ſich auf

die Zehen und legte ihre Hand ſanft auf des langen Elias Schulter. Und ſofort war es ſtille.

Meiſter Henlin, aufs äußerſte erſchöpft, verſchwand durch die Seitentür, die beiden Knechte ſtärkten ſich hinter der Tonne, und Sabine pönte den langen Elias um drei gute Groſchen, dieweil er das Kümmelglöcklein zu lange geläutet hatte. Und alle Gäſte prieſen laut ihre Klugheit und ihre Schönheit und begaben ſich zu ihren Krügen zurück. Für Meiſter Henlins Ungeſchick aber hatten ſie nur ein ſchadenfrohes Lachen.

Der lange Elias blieb ſitzen, bis die Knechte Feierabend anſagten. Als letzter Gaſt erklomm er die Treppe. Doch ſchon auf der dritten Stufe wurde er von Sabine eingeholt.

„Liebſte!“ rief er leiſe und ſchloß ſie in die Arme. „Was ſoll nun werden?“

„Wiederkommen!“ flüſterte ſie haſtig. „Morgen um die Mittagsſtunde. Da hält er ſein Schläfchen.“

Das ließ er ſich nicht zweimal ſagen. Da er aber im Dienſte des Herrn Archidiakon Nikolaus ſtand, ging er am nächſten Morgen zu ihm, um ſich ſeinen Urlaub auszubitten. Am liebſten hätte er freilich um ſeine Entlaſſung gebeten, doch das getraute er ſich nicht.

„Urlaub?“ ſprach der hohe Kirchenherr unwirſch und hob den Kopf von dem Pergament. „Wozu?“

„Ich habe eine Jungfer drüben kennen gelernt,“ meinte der lange Elias kleinlaut, denn das Lügen und Verſchleiern wollte ihm trotz des langen Pfaffendienſtes noch immer nicht gelingen. „Zu der zieht es mich mächtiglich!“

„Du enttäuſcheſt mich immer mehr, mein Sohn!“

knurrte der Archidiakon, ohne ihn anzublicken. „Ich hatte gehofft, aus dir einen frommen Laienbruder zu ziehen. Nun aber läſſeſt du dich von des Fleiſches Luſt verlocken. Denn du willſt hinüber, um eine Sünde zu begehen.!“

„Dieſes eben nicht, hochwürdige Gnaden!“ beteuerte der lange Elias und drehte vor Verlegenheit ſeine Kappe rundum. „Wir ſind uns in allen Züchten zugetan wie zwei chriſtliche Brautleute.“

„Möcht man faſt glauben, wenn man dich anſieht!“ lachte der hohe Herr freundlicher und lehnte ſich im Seſſel zurück. „Alſo geh immerhin und vergiß über der Maid nicht die Kirche, die unſer aller Mutter iſt. Forſche fleißig da drüben, ob ſie etwas von des Königs Herkunft wiſſen und ſeiner Geſinnung wider uns.“

Der lange Elias bedankte ſich mit einem geräuſchvollen Kratzfuß, aber er hatte noch etwas auf dem Herzen.

„Mit Verlaub, hochwürdige Gnaden,“ druckſte er ſich heraus, „Ihr habt mich in Dienſt genommen für die Arbeit. Aber mich dünket, mit Reſpekt zu vermelden, daß es hier keine Arbeit mehr für mich zu tun gibt!“

„Daher pfeift der Wind!“ rief der Archidiakon und ſchob die Augenbrauen wie zwei Schwibbogen in die hohe Stirn. „Du willſt mir den Dienſt aufſagen!“

„Mitnichten, hochwürdige Gnaden!“ erklärte der lange Elias eilig. „Das laſſe der Herr ferne von mir ſein, daß ich mein Wort bräche!“

„Aber du wünſcheſt in deinem Herzen,“ ergänzte der kluge Kirchenherr, „daß ich dich freigebe. Doch daraus wird nichts. Bis Michaeli haſt du dein Wort verpfändet

Und bis dahin iſt der Streit längſt geſchlichtet. Ich werde dir dann ein Brauhaus bauen laſſen, und du ſollſt Meiſter werden.“

Jetzt fiel der lange Elias auf die Knie und bedeckte die feiſte Hand des Herrn Nikolaus mit Küſſen der Dankbarkeit. Nun hatte es mit ſeinem Freien keine Not mehr! War er erſt Meiſter, konnte ihm Henlin Jäſchkittel Sabinens Hand nicht mehr weigern!

„Doch von dem Mädchen mußt du laſſen,“ fuhr Herr Nikolaus ärgerlich fort. „Denn Braumeiſter kann nur ein Laienbruder werden.“

Und alsbald lagen die ſchönen Pläne des langen Elias zerbrochen auf dem Boden. Wie ein geprügelter Hund ſchlich er hinaus, über die Sandbrücke und nach Breslau hinein. Erſt als er Sabinens anſichtig wurde, hellte ſich ſeine Miene wieder auf. Klüglich wußte ſie ihn in eine ſtille, dämmerige Ecke im letzten Gewölbe zu lenken, wo ſie an ſeiner Seite Platz nahm. Denn der Keller war faſt leer, nur ein paar Fremde hockten vorn. Und die beiden Kellerknechte gehorchten Sabine auf den Wink.

Der lange Elias ſchüttete ſeiner Liebſten, nachdem ſie ſich genug geherzt und geküßt hatten, die Betrübnis aus, die ihn erfüllte. Doch Sabine verlor darum ihren friſchen Mut nicht.

„Wirſt doch darüber den Kopf nicht hängen laſſen, Elias!“ ermahnte ſie ihn faſt mütterlich. „Weißt du auch, was Herr Otto von der Neißen geſagt hat? Bis zum jüngſten Tage wird drüben auf dem Dom kein Brauhaus gerichtet werden. Michaeli ſagſt du drüben auf, kommſt herüber und wirſt zünftig. Meiſter Henlin muß dich zünftig machen!“

„Wenn er aber nicht will!“ warf er beſorgt ein. „Meiſter Henlin iſt dein Vater, und du mußt ihm gehorſam ſein!“

„Darüber laß dir nur keine grauen Haare wachſen, mein lieber Elias,“ lachte ſie ihn aus und ſtrich ihm durch die ſtraffe Mähne. „Er meint es immer gut, auch wenn er noch ſo ſehr poltert. Und zuletzt tut er doch alles, was ich will. Man muß es nur ſchlau genug anſtellen, daß er es nicht merkt. Mit dir werd ich das ſpäter ganz genau ſo machen, merk dir das, Elias!“

„Wirſt du nicht nötig haben!“ rief er freudig und haſchte ſie wieder. „Ich werde dir immer zu Willen ſein und dir gehorchen auf einen Blick!“

Darob ward ſie ſo glücklich, daß ſie ihm willig ihre Lippen ließ. Und er trank und trank davon ohne Aufhören und vergaß darüber den ſchäumenden Schöps im Kruge.

Meiſter Henlin aber ſchlief ſchlecht und erwachte heute zeitiger als ſonſt. Hundertmal hatte er an dieſem Morgen Sabine zur Rede ſtellen wollen, hundertmal war ihm der Mut dazu entſunken. Auf leiſen Sohlen, geſcheucht von väterlicher Sorge und Eiferſucht, ſchlich er durch die ſtillen Kellerhallen und entdeckte urplötzlich das Bild, das ihm die Furcht ſchon längſt heimlich vor die Augen gemalt hatte. Die beiden Übeltäter bemerkten ihn nicht eher, bis er dicht vor ihnen ſtand.

„Der Vater!“ fuhr Sabine auf und wollte davon, aber der lange Elias hielt ſie feſt.

Meiſter Henlin konnte vorerſt kein Wort herausbringen. Der Zorn ſchnürte ihm die Kehle zu. Mit zitterndem Finger wies er Sabine den Weg ihrer kindlichen Pflicht.

„Ich gehe, Vater!“ ſprach ſie und ſchlug die Augen nieder. Dann aber umfing ſie den Geliebten zärtlich und küßte ihn auf den Mund. „Liebſter, gib ihm keine böſen Worte,“ flüſterte ſie ihm ins Ohr, „und wenn er dich gehen heißt, ſo ſträube dich nicht. Ich will dir Nachricht ſenden, wann du wiederkommen ſollſt!“

Damit machte ſie ſich frei und ging geſenkten Hauptes zwiſchen den beiden Männern dahin. Und ſie horchten beide, bis ihr leichter Schritt verklungen war. Meiſter Henlins Arm ſank ſchlaff herab, doch ſeine Hände zitterten noch immer. Eine unnennbare Wut kochte in ihm auf den ungebetenen Freiersmann, der ruhig und gelaſſen auf der Bank ſaß und endlich alſo zu reden anhub:

„Meiſter Henlin, mich dünkt, wir haben ein Wort mitſammen zu ſprechen. Setzt Euch daher und laßt Euch nichts anfechten, dieweil ich nun einmal Euer Eidam bin und bleiben werde!“

„Hinaus!!!“ brüllte Henlin Jäſchkittel ſo laut und ſchrill, daß es ihm vor den Augen flimmerte.

„Nur gemach, ich gehe!“ erwiderte der lange Elias und erhob ſich. „Ich will keinen Streit mit Euch, ſondern Frieden.“

„Pfaffenknecht!“ ſchalt der Kretſchmer wild.

„Recht habt Ihr, ganz recht!“ gab der lange Elias kleinlaut zu und kam hinter dem Tiſche hervor. „Aber zu Michaeli ſag ich auf. Dann werd ich wieder zünftig.“

„Hehe, das kennt man!“ höhnte Henlin Jäſchkittel giftig hinter ihm drein. „Pfaffenbrot iſt ein gar feines Brot! Das wirft man nicht ſo leicht weg, auch wenn's um die Ehre geht.“

„Meiſter Henlin!“ drohte der lange Elias, indem er ſich unter der Kümmelglocke umwandte, und hielt ihm die geballte Fauſt unter die Naſe. „Da Ihr Sabinens Vater ſeid, mögt Ihr ſo ſprechen. Einem andern hätt ich ſo aufs Maul geſchlagen, daß ihm Oſtern und Pfingſten auf einen Tag fällt.“

Meiſter Henlin tat verblüfft die Lippen auseinander und fühlte einen Schreck in den Beinen, daß er wie verſteinert auf der Stelle ſtehen blieb. Sabine ließ ſich nicht blicken, in ihrer Kammer ſaß ſie und rieb ſich die Augen rot, aber die Tränen wollten trotzdem nicht kommen.

An der Kellertreppe machte der lange Elias noch einmal halt.

„Meiſter Henlin,“ ſprach er gutmütig, „der Herr Archidiakonus hat mir aufgetragen, zu forſchen, wann der König wohl in die Stadt einzieht und wie ſeine Geſinnung iſt über das Domkapitel?“

„Der König!“ brach Henlin Jäſchkittel los und ſuchte dabei ſeine geſamte Wut auf einmal herauszuſchreien. „Der König iſt ſchon in Goldberg. Ein großer Haufen Kriegsvolk iſt bei ihm. Damit wird er es dem Herrn Nikolaus eintränken, aber gehörig! Geb Gott, daß er die ganze Pfaffei da drüben austreibt nach Rom oder Avignon.“

„Dank Euch, Meiſter Henlin,“ erwiderte der lange Elias ſchlicht. „Dem Herrn Archidiakonus will ich ſolches getreulich vermelden, obſchon er keine Freude daran haben wird!“

Die Prophezeiung traf ein. Der Herr Archidiakon wurde bleich und fertigte noch an demſelben Abend zwei

ſchnelle Boten ab nach Liegnitz mit Briefen an den Herzog Ruprecht, daß er bei dem König ein gutes Wort einlege.

VI

Doch der König mied den Liegnitzer Herzog, der mit ſeinem Chriſtgeſchenk den ganzen Handel eingerührt hatte, und zog mit ſeinem Haufen über Jauer. Die von Jauer freuten ſich darüber ebenſowenig wie die Goldberger und verſteckten ihre Wertſachen und die jungen Frauen und Mädchen. Denn wo die Böhmen einfielen, taten ſie wie die Herren und nahmen, was ihnen gefiel, ohne lange nach dem Preiſe zu fragen. Wie eine losgelaſſene Meute wühlten ſie ſich durch das friedliche, ſchleſiſche Land auf Breslau zu. Und der König ſchalt ſie nicht, denn er brauchte ihre Treue. So war's nicht anders als ein Wunder zu nennen, daß ſie bisher keinen Unſchuldigen erſchlagen und keinen Brand angelegt hatten.

Bei Hartlieb ſchlug König Wenzel ein Lager auf, um am nächſten Mittag, als man den 27. Juni ſchrieb, mit großer Pracht durch das Leichnamstor ſeinen Einzug zu halten. Den guten Breslauern wurde es recht eigen ums Herz, als ſie die ungezügelten Scharen ſahen, die dem König auf dem Fuße folgten. Der Rat empfing ihn vor dem Rathaus mit Ehrerbietung, Pauken, Zinken und einem guten Trunk gewürzten Ungarweines.

„Warum läuten die Glocken nicht?" knurrte der König ungehalten.

Da knickten ſeine Begleiter und Ratgeber zuſammen und wurden mäuschenſtill. Denn ſie hatten ihm von dem Interdikt noch kein Jota verraten.

„Wir haben einen Streit mit dem Domkapitel,“ erklärte Peter Beyer, der erſte Konſul, ſchlicht und bündig, „darum haben uns die geiſtlichen Herren mit dem Interdikt belegt, obſchon wir im Recht ſind!“

Nun war König Wenzel alles andere, nur nicht frommen Gemütes. Aber es griff ihn hart an ſeine königliche Ehre, daß die Pfaffen eine Stadt mit dem Interdikt belegten, in die er ſeinen Einzug halten wollte. Wütend warf er den goldnen Becher auf die Steinfliesen und begann erſchrecklich zu toben und zu brüllen. Einem zornigen Adler gleich fuhr er auf ſeine Ratgeber los. Und es hätte nicht viel gefehlt, er hätte ſie alleſamt in Stücke geriſſen. Da ließ Peter Beyer heimlich einen neuen Becher Würzwein kommen, und der König beruhigte ſich wieder. So ſchnell wie ſein Jähzorn aufflammte, ſo ſchnell verglimmte er auch. Sodann ſetzte er ſich auf den Thron, der ihm im Remter gerichtet war, und begann zu regieren. Das kam ſelten genug vor. Wenn er ſich aber einmal dazu entſchloſſen hatte, dann ruhte er nicht eher, bis die Sache aus und zu Ende gebracht war. Nachdem Peter Beyer die Klagepunkte in ruhigen, geſetzten Worten vorgewieſen hatte, verſprach der König genaue Unterſuchung und volle Genugtuung für die benachteiligte Partei. Gleichzeitig aber gebot er dem Domkapitel, ihm zu Ehren das Interdikt, das ihn gar nicht beträfe, für die Dauer ſeines Aufenthalts zu ſuspendieren. Das war billig und gerecht und wies den Weg zur Verſöhnung.

Aber das Domkapitel ſah in dieſem Verlangen eine ungerechtfertigte Vorentſcheidung zugunſten des Rates, wollte das einzige Machtmittel in dieſem Streit nicht aus den Händen laſſen, und wies das Gebot des Königs zurück. Daß dies in einer ſchroffen Form geſchah, war die Schuld des Herrn Archidiakon Nikolaus.

Hätte der König, geſtützt auf ſeine Macht und auf die Breslauer Bürgerſchaft, herzhaft zugegriffen und das Domkapitel bei Waſſer und Brot eingeſperrt, ſo wäre der ganze Streit binnen vierundzwanzig Stunden beendet geweſen. Denn die bequemen und reichen Domgeiſtlichen hatten ſo gar keine Neigung zum Märtyrertum. Aber der König hatte es ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, dieſen Streit auf ſtreng legalem Wege zu ſchlichten, und ſo dämmte er ſeine Wut über die unehrerbietige Abfertigung zurück. Damit handelte er gegen ſeine innerſte Natur. Und wild und gewaltig genug brach ſie ſchließlich hervor. Vorerſt aber griff er wieder zum Gänſekiel und gab den Klerikern Grund, ſich noch mehr auf ihr gutes Recht zu verſteifen. Er heiſchte von dem Abt Johann, dem das Sandſtift untertan war, die feierliche Zelebrierung einer Meſſe. Doch dieſer Zelot ſandte den königlichen Boten mit höhniſchen Worten zurück. Der König kämpfte wieder mit aller Gewalt gegen ſeinen Zorn an und verfügte lächelnd die Gefangenſetzung des widerſpenſtigen Abtes. Mit ſechs ſeiner Kloſterbrüder durfte er noch an demſelben Tage im Zeisgenbauer ſeinen Trotz bereuen. Die übrigen Mönche ſuchten in der Flucht ihr Heil und verbargen ſich im Walde von Leerbeutel.

Noch einmal verſuchte es der König in Güte. Er ge-

bot dem Abt Markus Wendeler, der über das Kloſter St. Vinzent auf dem Elbing geſetzt war, zu tun, was bisher verweigert worden war. Der verſprach, am folgenden Tage im Beiſein des Königs die Meſſe zu leſen. Als aber der 24. Juni anbrach, war der Abt mit ſeinen Mönchen ſchon weit hinter Öls auf der Flucht nach Polen. Der König mußte ſich mit einem armen, ſchmutzigen, zerlumpten Auguſtiner-Eremiten begnügen, der die heilige Handlung vornahm. Drei Stunden ſchloß ſich der König in ſein Gemach ein, und man hörte ihn darin brummen und knurren wie einen gereizten Löwen. Auf dieſes Gerücht hin begann aus Breslau zu flüchten, was ein geiſtliches Kleid anhatte. Nur die Bettelmönche, denen nichts genommen werden konnte, dieweil ſie nichts hatten, blieben ruhig. Die Mitglieder des Domkapitels aber ſtoben auseinander wie die Tauben, unter die der Marder geraten iſt. Wagen auf Wagen wurden gepackt, daß dem langen Elias, der dabei half, die Augen übergingen ob der Schätze und Kleinodien, die da zum Vorſchein kamen. Der erſte, der ſich in Sicherheit bringen konnte, war der Archidiakon. Er wählte den Weg über den Elbing, um auf der rechten Oderſeite nach Brieg und von da nach der ſicheren Biſchofsſtadt Neiße zu entkommen. Der lange Elias kam aus dem Wundern nicht heraus. Das waren alſo die hohen Herrn, die er für ſo tapfer und mutig gehalten hatte! An die war er gebunden bis Michaeli! Jetzt liefen ſie vor der Handvoll Böhmen davon wie die Haſen. Allen voran der Herr Archidiakon! Und der lange Elias ging neben dem Kutſcher her und wunderte ſich redlich.

Als der Wagen, der mit Büchern und Geld vollge-

pfropft war, ſo daß dem Herrn Archidiakon nur ein klei=nes Plätzchen zum Sitzen, kaum größer als eine Hand=fläche, übrigblieb, das Vinzent=Kloſter hinter ſich hatte, und die Gefahr eines Überfalls ſo gut wie geſchwun=den war, ließ der Herr Archidiakon halten und rief den langen Elias heran.

„Kehre zurück, mein Sohn!“ gebot er ihm milde. „Und halte meine Kurie wohl in Hut. Verriegle Türen und Fenſter und laſſe keinen herein, auch wenn der König ſelber anklopfen würde.“

„Das will ich tun, hochwürdige Gnaden!“ erwiderte der lange Elias ruhig, ohne aber auf die Knie zu fallen, das hatte er ſich allmählich abgewöhnt. „So ſie aber ſchießen und ſchlagen?“

„So gebe ich dir die Erlaubnis, wieder zu ſchlagen!“ ſprach der hohe Kirchenherr ſalbungsvoll und machte das Kreuzzeichen. „Denn es gilt das Leben unſer aller Mutter. Dies bedenke wohl! Ich will es dir nicht ver=geſſen, ſo ich zurückkomme!“

„Aber vor Michaeli noch!“ bedang ſich der lange Elias aus.

„So Gott will, noch früher!“ ſeufzte der Archidiakon und hieß den Kutſcher weiterfahren.

Der lange Elias ſchaute dem Wagen nach und kraute ſich hinter dem Ohr. So Gott will! Woher wußte der Herr Archidiakon ſo ſicher, wie es um Gottes Willen ſtand? Ging ſolches nicht über menſchliches Vermögen? Und wenn es dem Herrgott gefiel, den Archidiakon erſt gar zu Weihnachten zurückkehren zu laſſen? Und wenn der Herr Archidiakon überhaupt nicht zurückkehrte? Was wurde dann aus ihm, dem langen Elias? Er

konnte doch nicht ewig auf der Kurie ſitzen und die Fenſter verriegelt halten!

Aber er gehorchte und trabte heim. Wie ausgeſtorben war der Dom. Alle Türen waren verrammelt. Selbſt die Dienſtleute und die Laienbrüder hatten ſich entweder geflüchtet oder verkrochen.

Der lange Elias verſicherte alle Öffnungen des Hauſes und legte ſich ſchlafen, denn er hatte die ganze Nacht beim Packen geholfen.

König Wenzel aber trat um dieſe Stunde aus dem Gemach und rief mit dröhnender Stimme nach ſeinen getreuen Böhmen. Hörnergebrüll und Trompetengetön tobten durch die Straßen. Zu Fuß und zu Roß ſtrömten ſie aus den Schenken und ſcharten ſich um ihren Herrſcher. Das war ein König nach ihrem Herzen! Er hielt in ihrer Mitte wie ein Räuberhauptmann und übergab ihnen mit rauhem Wort alle Güter der Domgeiſtlichkeit und der beiden Stifte zur Plünderung. Kaum daß er ſie ermahnte, keinen Totſchlag zu begehen. Das Brandſtiften war ihnen freigeſtellt.

Und ſchon ſtoben die böhmiſchen Strauchdiebe nach allen Seiten auseinander. Die guten Breslauer hielten vor Schreck den Atem an und duckten ſich unwillkürlich. Wenn ſie auch den Klerikern nichts Gutes gönnten, dieſes Strafgericht war zu hart. Doch es ließ ſich nichts ändern. Vor den Toren harrte genug Geſindel, das den tollen Böhmen die Wege wies. Wie die Stare in die reifen Kirſchen, ſo fielen dieſe Unholde über die Kirchengüter her. Auch was niet- und nagelfeſt war, wurde weggeſchleppt. Wer ſich widerſetzte, wurde mißhandelt. Hier und dort flatterte der rote Hahn auf. Und in Eckers-

dorf zogen ſie dem Olmützer Kanonikus Czolubri ſogar die Kleider vom Leibe.

Auf dem Breslauer Ringe aber häufte ſich der leicht errungene Raub zu großen Haufen. So ſchnell, als wenn ſie der Wind zuſammengeweht hätte, wuchſen ſie um das Rathaus herum. Blökendes und brüllendes, wiehrendes und grunzendes Vieh ſtand auf dem Salzring und dem Neuen Markt. Und man konnte 200 Schafe für eine Mark Silber und einen Ochſen für einen Vierdung erhandeln. Die Breslauer überlief ein Grauen. Doch erſt, als der König ſeine getreuen böhmiſchen Raubgeſellen vor aller Ohren ob ihrer ſchnellen Arbeit lobte, wagten ſich auch die Breslauer unter die fremden Händler.

In dieſem Augenblicke fuhr der letzte Dechant des Doms über den Ring, um das Reußiſche Tor und damit das Freie zu gewinnen. Zu ſeinem Unglück aber brach durch die Überlaſtung des Gefährts die Vorderachſe mitten auf der Grünen Röhrſeite, und der koſtbare Inhalt der Kutſche floß auf die Erde. Dort ließen ihn die vom Rauben berauſchten Böhmen nicht lange liegen. Und auch dieſem Kleriker wurden die Kleider vom Leibe gezogen.

Der König, der dieſem Schauſpiel vom Fenſter ſeines Gemaches zuſah, wurde dadurch merkwürdig erregt. Er wandte ſich an Peter Beyer, der mit einigen vom Rate gekommen war, um nach ſeinen Wünſchen zu fragen, und wies hinunter.

„Seht Ihr!“ rief der König heftig. „So ſchleppen dieſe pfäffiſchen Wänſte das Geld aus meinem Reiche! Und ſolches ſoll ich dulden! Nimmermehr!“

Peter Beyer machte eine Verbeugung, dieweil er ſich

nicht ſelber den Zorn des Königs zuziehen wollte. Denn dieſer unbändige Grimm hätte bei ihm nicht halt gemacht, ſondern wäre leichtlich über die ganze Stadt geſprungen wie die zerſtörende Woge eines ſtürzenden Stromes. Der Stadt Beſtes aber hatte er mit allen Mitteln zu wahren. Darum neigte er ſich noch einmal vor dem Könige, obſchon er mit dem armen Domdechanten, der da unten dem Spotte der Menge verfiel, großes Mitleid hatte.

In dieſer Verbeugung aber ſah der König eine Billigung ſeiner Anſicht, und ſein Zorn ſchäumte über. Er entblößte ſein Schwert und ſchwang es hoch.

„Nach dem Dom!“ rief er mit gewaltiger Stimme und ſtieß das Fenſter auf. „Nach dem Dom! Der ſei in eure Hand gegeben. Und auch die Klöſter auf dem Sande und auf dem Elbing! Wir wollen es den widerſpenſtigen Pfaffen eintränken! Sie ſollen meines königlichen Zornes gedenken!“

Und ſchon ſtürmte er die Treppe hinunter, wurde unten von ſeinen Getreuen jauchzend empfangen, ſchwang ſich auf ein Roß, und ritt an der Spitze des johlenden Haufens, dem ſich allerlei Geſindel und Tagediebe anſchloſſen, die Albrechtsgaſſe hinauf nach dem Neuen Markt und über die Sandbrücke. Die erſten fielen mit Beilhieben die Tore des Sandkloſters an, die andern folgten dem König auf die Dominſel.

Peter Beyer aber ſchritt über den Ring nach ſeinem Hauſe auf dem Salzring und warf dem beraubten Kleriker, der kaum hatte, ſeine Blöße zu decken, den Mantel zu. Georg Steinmüller, der ihn begleitete, hielt mit ſeinen Beſorgniſſen nicht zurück.

„Nun iſt der Stein im Rollen,“ ſprach er bekümmert. „Habt Ihr aber die Kraft ihn aufzuhalten, ſo es not tut!“

„Seid ohne Furcht!“ begütigte ihn Peter Beyer. „Aus dieſem König wird Großes werden, wenn er auf ſeiner Bahn bleibt. Denn wir haben keinen ärgeren Feind als die römiſche Pfaffſchaft. Geb Gott, daß bald einer unter uns auferſteht, der ſie zu Paaren treibt.“

„Und Ihr meinet,“ fragte Georg Steinmüller kleinlaut, „daß dieſer königliche Knabe ein ſolches Werk vollbringen wird?“

„Er wird einſt ein Mann werden!“ erwiderte der erſte Konſul feſt. „So er aber in den Händen der falſchen Böhmen bleibt und er ſeinen Weg verliert, dann gnade uns Gott vor dieſem reißenden Tier!“ —

Um die Abendzeit erwachte der lange Elias durch wuchtige Schläge, die gegen das Hoftor fielen. Schnell ſprang er hinunter, um zu ſehen, was da los ſei. Im Laufen griff er ſeinen Maiſchrührer auf, einen eichenen Pfahl, den er ſich ſelbſt zurechtgeſchnitzt hatte und der ſchenkelſtark ihm bis über den Scheitel reichte. Er hantierte damit ſo leicht wie ein Knabe mit ſeinem Peitſchenſtiel. Flugs kletterte er auf das Tor, um ſich umzuſehen. Ein Geheul aus dreißig rauhen Kriegerkehlen empfing ihn. Alle waren ſchwer bezecht. Die übrigen Kurien hatten längſt ihre Räume öffnen müſſen, vom Weinkeller bis zum Dachboden. Überall tat man ſich an den reichen Vorräten gütlich, die von den Klerikern zurückgelaſſen worden waren. Auch der König blieb nicht zurück. Er praßte mit ſeinen Ratgebern im Hauſe des Biſchofs.

Der lange Elias ſah hinunter wie in einen wüſten Traum.

„Mach auf, du Pfaffenknecht!“ brüllte der Anführer der Bande.

„Da haſt du was!“ ſprach der lange Elias ruhig und tippte ihm von oben mit dem Maiſchlöffel ſo auf den Schädel, daß er taumelnd in die Goſſe fiel und vor Trunkenheit grunzte wie ein Schwein.

Nun brandete der ganze Haufen wie eine tolle Meereswelle an dem feſten Tor empor. Es hielt ſtand. Der lange Elias verzagte nicht und ließ ſeinen Rieſenprügel im Kreiſe hin und wieder ſchwingen wie ein Pendel. Und wer ihm zu nahe kam, der purzelte dem Anführer nach. Pfeile kamen angeſchwirrt, doch ſie trafen nicht. Denn die Schützen waren viel zu trunken.

„Kommt nur heran, ihr böhmiſchen Hunde!“ lachte der rieſige Brauer.

Nichts konnten ſie gegen ihn ausrichten, wie ſie auch wüteten und fluchten. Da endlich holten ſie Hilfe. Ein zweiter Haufe erklomm von der Nachbarkurie aus die Mauer des Hofraums, um dem langen Elias den Rückzug abzuſchneiden. Doch er ſprang ſchnell vom Tor herab und wich bis an die Haustür zurück. Hier erwartete er ſeine Feinde, ohne daß ihn ein ſchützender Wall deckte. Nun fielen die Schläge derber. Wer jetzt mit dem Maiſchlöffel in Berührung kam, dem verging die Luſt am Plündern für etliche Tage. Schon lichteten ſich die Reihen der Feinde ſo bedenklich, daß der lange Elias zum Angriff übergehen konnte. Das aber wurde ſein Verderben. Einer, der noch nicht ganz ſo trunken war, wie die andern, geriet ihm in die Flanke und in den Rücken und

zog ihm mit dem Raufdegen von hinten her einen ſolch harten Primhieb quer über den Schädel, daß der lange Elias die Augen ſchloß, die Fäuſte öffnete und wie ein gefällter Baum nach vorn umſchlug.

Über ihn hinweg erſtürmten die Böhmen die Kurie und ließen ihn für tot liegen. Hier niſteten ſie ſich bis zum Morgen ein. Dann ſchleppten ſie alles, was Wert hatte oder haben konnte, über die Sandbrücke nach Breslau hinüber und hielten am Abend, mit den geraubten Gewändern angetan, einen feierlichen Umzug um den Ring, wobei ſie mit Spottgebärden und Schalksposſen Geiſtlichkeit und Kirche ſo ſehr verhöhnten, daß den frommen Breslauern die Haare zu Berge ſtanden, ob der ſchweren Höllenſtrafen, die ihrer als Zuſchauer dieſes abſcheulichen Schauſpiels harrten.

Das Wertvollſte des Raubes beanſpruchte der König als gerechte Sühne für ſeine beleidigte Majeſtät. Dann zog er mit ſeinen getreuen Kriegern wieder ab. Er glaubte damit den Bierkrieg auf eine kurze und bündige Art zu Ende gebracht zu haben. Doch das war ein wahrhaft königlicher Irrtum.

Die Breslauer dankten Gott im ſtillen, daß ſie die Böhmen auf ſo ſchnelle und billige Art und Weiſe losgeworden waren. Öffentlich Gott dafür zu danken, mußten ſie bleiben laſſen, dieweil das Interdikt die gute Stadt noch immer drückte.

VII

Der lange Elias erwachte und ſah die Sterne über ſich leuchten. Daran merkte er, daß es Nacht war, und

ſchlief wieder ein. Als er zum zweiten Male die Augen auftat, dämmerte der Morgen. Sein Kopf ſchmerzte ihm ſtark. Da vermeinte er nicht anders, als daß er geſtern einen zu ſchweren Trunk getan hätte, und er ſchloß wiederum die Augen. Aber der Schlaf erquickte ihn nicht mehr. Wirre Träume ſchoſſen ihm durch das Hirn und quälten ihn. Als er zum dritten Male erwachte, überkam ihn eine leiſe Erinnerung des überſtandenen Kampfes. Er wollte ſich aufſetzen, um ſeine Gedanken beſſer ordnen zu können. Aber es war ihm unmöglich, auch nur ein Glied zu rühren. Wie gelähmt lag er da und ließ ſich von der warmen Sommerſonne beſcheinen.

Da hörte er in der Nähe Stimmen, und er wollte um Hilfe rufen. Aber auch die Kehle verſagte ihm den Dienſt. Und wiederum umfing eine tiefe Ohnmacht ſeine Sinne, bis das Blut, das gegen die Wunde pochte, ihm einen deutlichen Traum beſcherte.

Er ſah ſich wieder auf dem Tore ſtehen und ſeinen Maiſchlöffel ſchwingen. Doch es waren keine tollen Böhmen, die gegen ihn Sturm liefen, ſondern die Domherren, bei denen er Dienſt genommen hatte. Allen voran ſtrebte der Archidiakon Nikolaus, der ihm das Herz aus der Bruſt zu reißen drohte. Und dieſen hohen Herrn traf der Prügel zuerſt an den Kopf, daß er in Scherben ging. Innen war er hohl wie eine Biertonne. Er drehte ſich dreimal um ſich ſelbſt, ſank in die Goſſe und begann ganz laut das „Gloria in excelsis“ zu ſingen. Darauf entfiel dem langen Elias die Waffe, und er war wehrlos. Nun wuchſen plötzlich zwei andere Kleriker über ihre Größe weit hinaus und rührten ihm mit

den Händen an den Hinterkopf. Das ſchmerzte ihn ſo ſehr, daß er erwachte.

Und er erkannte, daß er nicht mehr allein war. Neben ihm knieten zwei Minoritenmönche und ſuchten ihn ins Leben zurückzurufen. Als er die Augen aufſchlug, verdoppelten ſie ihre Anſtrengungen. Sie fragten ihn dies und das, doch er verſtand ſie nicht. Es war ihm, als ſprächen ſie eine fremde Sprache. Er freute ſich nur, daß er nicht mehr allein war.

Jetzt verſuchten ſie ihn aufzurichten, was mit vieler Mühe gelang. Denn der lange Elias war kein dünnwangiges Schneiderlein. Er hatte ſogar mehr als das zünftige Brauergewicht. Nun unterſuchten ſie ſeine Wunden.

„Der Schädel iſt ganz!“ meinte der eine Bruder.

„Kann aber einen Sprung haben!“ erwiderte beſorgt der andere.

Das hörte der lange Elias und klappte einmal langſam die Augen auf und zu. Das konnte für eine Beſtätigung gelten. Sie flößten ihm darauf ein paar Tropfen ſtärkenden Wein ein, den er auch willig nahm. Schweidnitzer Schöps aber wäre ihm lieber geweſen. Doch er konnte ſich ihnen nicht verſtändlich machen. Seine Zunge lag wie in einem Bann. Hilflos ſank ihm der Kopf auf die Schulter. Nun legten ſie ihm einen Verband an und betrachteten ihn eine Weile ratlos.

„Liegen laſſen können wir ihn nicht!“ entſchied der eine.

Der andere nickte und ging eine Bahre zu ſuchen.

„Wir müſſen dich hier fortbringen!“ ſprach der zurückgebliebene Bruder zu Elias, der wieder einmal die

Augen zu öffnen wagte. „Sollſt es gut haben bei uns im Kloſter!“

Da ſchüttelte der lange Elias den Kopf. Mit den Pfaffen war er für immer fertig! Feig hatten ſie ihn im Stiche gelaſſen.

„Haſt du ſonſt jemand in der Stadt, zu dem wir dich bringen können!“ fragte der Bruder ergeben weiter.

Es dauerte lange, bis Antwort kam, denn die Gedanken waren durch den Hieb durcheinander gekommen wie die Erbſen im Sieb. Der Verwundete ſchloß die Augen. Es war ihm ſo dunkel in der Erinnerung, daß er in der Stadt jemand hätte, der um ſeinetwillen Angſt ausſtände, doch er konnte ſich nicht ſogleich auf den Namen beſinnen. Zunächſt nickte er faſt unmerklich.

„Sa—bi—ne!“ flüſterte er endlich.

Der Minorit nickte freundlich. Das war doch ſchon etwas. Nun forſchte er weiter, wo dieſe Sabine wohne.

„Schweidnitzer Keller!“ lallte der lange Elias, als ſei er trunken.

Der gute fromme Bruder fuhr ordentlich zurück, als er das vernahm. War dies ein Ort für einen Todkranken! Dort zwiſchen Zechgelärm und Schöpsdunſt wollte er gebettet werden! Und er ſchüttelte bedenklich das kahle Haupt. War dies nicht vielmehr die Ausgeburt des Fiebers, das ſchon die Krallen nach ihm zückte. Da aber zerſtörte der andere Bruder, der mit einer ſchwarzen Leichenbahre kam, ſeine Zweifel. Denn er war noch jung und hatte von Sabine und ihrer großen Schönheit gewiſſe Kunde.

Und ſo legten ſie denn den Kranken, der ohnmächtig zurückgeſunken war, auf die Bahre, deckten ein ſchwar-

zes Leichentuch darüber und schritten mit gleichen, schweren Tritten über den Sand und seine Brücke. Gar oft mußten sie absetzen, ehe sie auf den Ring kamen, denn die Last war überschwer. Die Treppe zum Schweidnitzer Keller hinunter machte ihnen besondere Not. Endlich aber konnten sie ihre Last im Kreuzgang des Kellergewölbes unter der Lümmelglocke absetzen.

Sabine, die drei Tage und drei Nächte in Furcht und Ängsten zugebracht hatte, wurde bleich und drohte umzusinken, als sie die schwarze Bahre erblickte. Doch der ältere Bruder beruhigte sie darüber, daß sie ihr keinen Toten ins Haus gebracht hätten. Da fuhr sie mit einem lauten Schrei herzu und riß das Bahrtuch herunter. Und der lange Elias tat die Augen auf und lächelte wie ein träumendes Kind.

„Elias!" rief sie und warf sich über ihn.

Er versuchte sie zu umarmen, aber seine Hände waren kraftlos. Wieder fielen ihm die Augen zu, und das Wundfieber gewann die alte Gewalt.

„Tragt ihn in meine Kammer!" befahl Sabine.

Die beiden Brüder schauten sich etwas verwundert an, und auch die Lümmelglocke, die friedlich an der Kreuzblume hing, besah sich das ungewohnte Schauspiel mit hellem Erstaunen. Schon legten die beiden Minoriten die Hände an die Bahrengriffe, da erschien Henlin Jäschkittel auf der Bildfläche. Eine Flut von Fragen entfuhr seinen Zähnen, doch die Antworten wartete er erst gar nicht ab.

„Was ist mit ihm? Wo kommt er her? Bringt ihn fort, bringt ihn fort! Was soll er hier? Ich kann solche Gäste nicht herbergen! Immer fort mit ihm. Ihr

habt genug Platz zu St. Jakob! Bin ich ein Medikus!"

„Vater!" rief Sabine und hob bittend ihre Hände.

Jetzt erst sah sich Meister Henlin den wunden Mann näher an, und er erkannte ihn sofort trotz der entstellenden Binden, die seinen Kopf einhüllten.

„Der Grobian!" schrie er empört. „Der sich an mir vergriffen hat. Der unzünftige Kerl! Nicht einen Augenblick länger will ich ihn sehen. Hinaus mit ihm! Auf der Stelle hinaus!"

Der ältere Minoritenbruder legte sich ins Mittel und bat Meister Henlin, dem Kranken wenigstens ein paar Tage zu vergönnen, dieweil eine neuerliche Reise für ihn höchst schädlich sein könnte. Auch die Gäste, die im Kreise herumstanden, nahmen nun Partei gegen den hartherzigen Meister.

„Schämt Euch, Meister," rief einer aus dem Hintergrunde. „Einem wunden Christenmenschen das Obdach zu verweigern!"

Meister Henlin aber war zähe. Er fühlte ganz genau, daß, wenn er hier nur einen Schritt nachgäbe, er ganz über den Haufen geraunt werden würde.

„Wer soll ihn pflegen?" wies er die Widersprechenden barsch zurück.

„Ich pflege ihn!" sprach Sabine fest, trat an die Bahre und ergriff die Hand des Kranken. Und man sah, daß sie diese Hand nie wieder loslassen würde.

Doch Meister Henlin hätte noch nicht nachgegeben, wenn der lange Elias durch Sabinens weiche Hand in seinem Kampf gegen das Fieber nicht wunderbar gestärkt worden wäre. Er schlug langsam die Augen auf,

und ſie fielen ganz von ſelbſt auf Meiſter Henlin Jäſchkittel, der mit einem unbeſchreiblich wütenden Geſicht daſtand.

„Meiſter Henlin!“ ſtöhnte der lange Elias beinahe freudig und verdrehte ſeine Augäpfel zum Cümmelglöcklein hinauf, und zwar ſo langſam, daß ihm aller Blicke folgen mußten. Doch ſeine Zunge verſagte ihm wieder den Dienſt. Da er aber noch etwas auf dem Herzen hatte, erhob er ſeine linke Hand, ſo hoch er nur konnte und fuhr damit dreimal in der Luft hin und her, als läute er das Cümmelglöcklein.

Da brachen alle, die herumſtanden, in ein lautes Gelächter aus, und Meiſter Henlin entfloh.

So kam der lange Elias in Sabinens Kammer und blieb darin, bis ſein Kopf heil und ſein Hirn wieder klar war. Dann aber mußte er es räumen, ſo leid es ihm auch tat. Diesmal unterlag er Meiſter Henlins Trotz. Sie hatten ſich aber inzwiſchen ſchätzen gelernt, ſo daß Henlin Jäſchkittel nichts mehr gegen den langen Elias als Eidam einzuwenden hatte. Aber bis zur Hochzeit hatte es noch gute Wege, denn noch immer lag das Interdikt über der ganzen Stadt.

Mit wem aber ſollte der Rat darüber unterhandeln, wenn das Domkapitel in alle vier Winde zerſtreut war? Die Päpſte hatten für den König keinen Bannſtrahl übrig, ſie wurden alle zwiſchen Rom und Avignon verbraucht. Man begnügte ſich damit, den Kardinal Pileus, einen der Ratgeber des Königs, mit der Erledigung der Streitſache zu betrauen. Der aber ſchob den heiklen Handel auf den Biſchof von Luceria ab, der perſönlich nach Breslau kam.

Am 15. September wurde in dem Hauſe des Schöffenobmanns Georg Steinmüller ein Verſöhnungsrat abgehalten, an dem die vornehmſten Mitglieder des Rates, der Biſchof, einige der zurückgekehrten Kleriker und die beiden Äbte teilnahmen. Darauf zogen die Herren in feierlicher Prozeſſion nach dem Dome, wo vor der kleinen Tür die Aufhebung des Interdikts durch den Biſchof erfolgte. Nun öffneten alle Glocken auf einmal den Mund, und der Friede war wiederhergeſtellt.

Der Archidiakon Nikolaus blieb in der Verbannung. Er war klug genug, an ſeiner Perſon die Ausſöhnung nicht ſcheitern zu laſſen. Breslau bekam einen Biſchof, der zwar dem König nicht genehm, aber ſo gehorſam war, daß er bald nichts mehr an ihm auszuſetzen hatte.

Nun aber hub ein Freien und Heiraten in Breslau an, daß es eine Art hatte. Und das erſte Paar, das an dem Altar von Maria Magdaleua niederkniete, um ſich fürs Leben verbinden zu laſſen, war Sabine und der lange Elias. Meiſter Henlin ſtand dabei und verſuchte ein freundliches Geſicht zu machen.

Der König Wenzeslaus entſchied am Himmelfahrtstage des Jahres 1382 den Bierkrieg dahin, daß dem Domkapitel geſtattet ſei, fremdes Bier auf den Dom zu führen und auszuſchenken. Doch bei Strafe des Bannes ſollte der Biſchof verbieten, ſolches Bier den Einwohnern von Breslau zu verzapfen. Auch ſollte der Rat den Bürgern verbieten, Bier auf dem Dome zu holen und zu trinken.

Damit glaubte der König der Gerechtigkeit Genüge getan zu haben. Aber ein paar Jahre ſpäter waren dieſe Beſtimmungen vergeſſen, und die Bürger ſaßen wieder

auf dem Dome, wo ſie um zwei Heller billiger ihren Durſt ſtillten. So blühte da drüben der Trunk als ein heimliches Laſter. Denn es konnte keiner beſtraft werden, wenn er nicht über dem Dombier betroffen wurde.

Der König aber verlor bald ſeinen rechten Weg und paktierte mit der römiſchen Kurie, dieweil es ihm immer am Gelde gebrach. Er erlitt viel Unbill und Widerwärtigkeit. Und als ſogar ſeine treuen Böhmen ſich gegen ihn erhoben und die Huſſiten zum erſten Male Prag über den Haufen rannten, packte den alten, verlaſſenen König darüber eine ſolche Wut, daß er zwei Stunden lang ohne Unterlaß wie ein wunder Stier brüllte und daran erſtickte.

Der Breslauer Bierkrieg aber ging weiter, bald offen, bald verſteckt. Und noch im Jahre 1741, als die Preußen bereits in den Vorſtädten kampierten, waren die Kretſchmer und Ratsherren nicht minder voller Gift und Galle auf die Kloſterbrauereien und Domkretſchame. Und ſo mag billig bezweifelt werden, ob der Krieg nicht heutzutage noch weitergeht. Denn der Breslauer Durſt iſt ſeitdem ſicherlich nicht geringer geworden.

Das Feſt der Käthemägde

I

In der Zeit, als Luthers fünfundneunzig Theſen wie Frühlingsboten der Freiheit über ganz Deutſchland flogen, mehrten ſich auch unter den Bürgern zu Brieg an der Oder die hellen Köpfe. Sie erkannten allmählich, wie ſehr ſie von den zahlreichen Klerikern und Mönchen, die ſie in ihren Mauern beherbergten, geplagt wurden. Auf dem Stift beim Schloſſe ſaßen die Domherren, auf dem Kreuzhof neben der Pfarrkirche die Johanniter, auf dem Sperlingsberge die Dominikaner und am Mühlplan die grauen Minoriten. Auch die Nonnen von Czarnowanz und Strehlen hielten fleißig Einlage in ihren Häuſern auf der Frauengaſſe. All dieſe geiſtlichen Leute, die nichts taten, als dem Herrgott die Tage zu ſtehlen, mußten die guten Bürger und die Bauern der umliegenden Dörfer füttern, wofür ſie der Stadt reichlich Ärgernis bereiteten, denn ſie lagen ſtets miteinander in Streit, dieweil ſie ſich nicht das trockne Brot gönnten. Dabei lebten ſie gar nicht davon, vielmehr von Schinken, Würſten, Kapaunen und Wildbret und tranken dazu gewürzten Wein.

Im Stadtkeller wurde darüber des Abends gar heftiglich geſtritten. Valentin Wahl, der junge Stadtſchreiber aus Erfurt, und Günther Antonius, des Reichkrämers Sohn, der einen Haß auf die ganze Pfaffenſchaft hatte, weil die ſchöne Schöffentochter Ludmilla Kronpuſch, in

die er vernarrt war, ſich in einer ſtolzen, unnahbaren Frömmigkeit hielt, waren die erſten Anhänger des neuen Weſens. Am Nebentiſch aber führte der kleine, dicke Stenzel Narotſchek das große Wort und verteidigte die alte Lehre. Nicht nur weil er der Mönchsſchuſter war, ſondern auch weil er alles Neue haßte. Auch ſonſt ſtand er mit dem irdiſchen Leben auf ſchlechtem Fuße. Er war nämlich ein Ehemann ohne Frau und lebte wie ein Witwer, der doch eine Frau hatte. Denn Franziska, die er drei Jahre lang mit dem Knieriemen regiert hatte, war mit fahrenden Leuten davongelaufen und hatte ihm nur ihr Kindlein zurückgelaſſen. Erſt hatte Stenzel mit ſeinen kleinen Schweinsäuglein ganz verwundert durch die runden Brillengläſer gelupt, dann war er hart ins Fluchen gekommen, und endlich hatte man ihn in der Dämmerung öfters bei dem ſüßen Löchlein hinter der Stadtmauer herumſtreichen ſehen. Das Kindlein aber, das ohne Wartung in der Wiege ſchrie, mahnte ihn an eine neue Hausfrau. Aber keine wollte zu ihm, dieweil ſeine erſte Frau noch lebte. Da holte er ſich von ſeines Bruders Schwager, der in Neiße das Haus voll Kinder hatte, die zierliche, muntere Giſela, die ihm, wie er meinte, ſehr gut zu Geſicht ſtand. Aber auch ſie wollte nichts von ihm wiſſen, ſo daß er auf dem beſten Wege war, wieder zum Knieriemen zu greifen. Aber er traute ſich nicht, denn Giſela wußte ihn kraft ihrer Unſchuld mit einem einzigen ſanften Blicke zu bändigen. Nun verſuchte er es mit dem Gegenteil, mied das ſüße Löchlein, ſeufzte gar jämmerlich und ſpielte den Verliebten. Aber auch damit kam er nicht weiter. Denn Giſela hatte ſich längſt einen friſchen Burſchen erwählt, den luſtigen

Blaſius Gierth, ſeines Zeichens ein Schuſtergeſelle bei Thomas Kuttal, Stenzel Narotſcheks Nachbarmeiſter. Und wenn am Abend im Stadtkeller hinter dem Bierkrug die fünf Meiſter des Schuſtermittels hockten und brav mit Worten für die katholiſche Seligkeit rauften, ſaßen die beiden jungen Liebesleute unter dem Holunderbaum in Meiſter Stenzels Garten, der bis an die Mühlgaſſe reichte, und hörten die Nachtigall ſchlagen. Denn es war im Mai, und das Licht des Mondes floß ſilbern durch die duftenden Blüten.

Da begann Giſela zu erzählen, daß Cornelia Schäfer am Morgen vorſichtig bei ihr angeklopft habe, ob ſie wohl Luſt hätte, für dieſes Jahr die Käthekönigin zu werden. Giſela verbarg ihre Freude nicht, obſchon ſie an die unerwartete Ehre nicht recht glauben konnte.

„Und du haſt zugeſagt!“ fragte Blaſius raſch.

„Nicht doch!“ tröſtete ſie ihn. „Es war ja nur ein Scherz.“

„Es war kein Scherz!“ erwiderte er ernſt und ſah ihr feſt in die Augen. „Denn du biſt die Schönſte und Sittſamſte in der ganzen Stadt.“

Da ſtieg ihr brennend die Scham in die Wangen, und ſie barg ihr Antlitz an ſeiner Bruſt. „So biſt du gegen das Feſt!“ fragte ſie endlich zaghaft.

„Ich verdamme alles Papiſtiſche, dieweil es vom Teufel iſt!“ rief er mit hartnäckiger Entſchiedenheit, die ſie ſonſt nicht an ihm kannte. „Und ſo du mich liebſt, wie ich dich liebe, wirſt du die Käthemägde zurückweiſen, wann ſie kommen, dich zu küren.“

Das verſprach ſie ihm denn, und er küßte ſie dankbar auf die purpurroten Lippen.

Endlich mußten ſie Abſchied nehmen, traten hinaus auf die Mühlgaſſe und blieben noch ein Weilchen vor der Haustür ſtehen. Da vernahmen ſie plötzlich ein ſtarkes Schnaufen und ſahen den Käthepfaff und Minoritenprior Jukundus mit ſchweren, ſchwankenden Tritten die Gaſſe herabkommen. Vor ihm ging ſein gewaltiger Leib, der edler Speiſe und des ſüßeſten Weines voll war. Er trug ihn daher mit großer Würde und Verehrung, wie einen Herrn, dem er treulich zwölf Stunden am Tage diente. Als er Giſela und Blaſius erblickte, blieb er ſtehen und ſchmunzelte freundlich. Seine graue Kutte wölbte ſich um ihn wie eine Glocke, nur daß ſie hinten viel länger war als vorn, und er ſtand da als ein wohlgelungenes Bild der ganzen römiſchen Pfaffei. Blaſius tat einen Schritt gegen ihn, und der Zorn ſtieg ihm ins Geſicht.

„Nur gemach!“ lallte der Prior und drehte auf ſeinem gewaltigen Bauch vergnügt die kurzen Daumen umeinander. „Immer luſtig, junges Volk, daß ihr etwas zu beichten habt!“

Blaſius ließ ſeinen Zorn fahren und höhnte offen: „Welchen aber der Bauch ihr Gott iſt – !“

Das fuhr dem guten Prior in die Haarkrauſe, die ſeine Tonſur umrahmte, und er begann ſo kräftig zu ſchelten, wie es ſeine ſchwere Zunge nur zuließ. Blaſius jedoch blieb ihm nichts ſchuldig, obſchon ihn die ängſtliche Giſela fortwährend am Rockſchoß zupfte.

Angelockt von dem Lärm trat Pater Johannes herzu, der eben von einem Krankengange heimkam, ein ernſter, aber noch junger Mann, der es mit ſeinen Gelübden ſehr genau nahm. Mit ſeinem bürgerlichen Na-

men hieß er Tropper und ſtammte aus Namslau. Er hatte beſonders unter dem niederen Volk einen großen Anhang. Auch lief ein Gerücht um, daß er in Wittenberg geweſen und der neuen Lehre heimlich zugetan ſei. Mit milden, verſöhnlichen Worten trennte er die Streitenden, nahm den Prior am Arm und führte ihn fort. Blaſius und Giſela ſetzten unterdeſſen das Abſchiednehmen fort, und gingen erſt voneinander, als ſie das Schuſtermittel die Gaſſe herunterkommen hörten. Da ſchlüpfte Giſela raſch ins Haus und ſchloß die Tür. Blaſius dagegen ſchwang ſich über den Zaun und ſuchte ſchleunigſt ſein Lager auf, denn mit Meiſter Kuttal war nicht zu ſpaßen.

Die fünf Schuſtermeiſter aber ſchritten würdig und ſelbſtbewußt die Gaſſe hinunter, in der Mitte Stenzel Narotſchek, der kleinſte, der die andern mit ſeinem guten Mundwerk regierte. Zu ſeiner Linken trottete der lange und ungeſchlachte Kaſpar Biegel, deſſen Stimme wie ein Reibeiſen klang. Chriſtian Sokitter, der auf Stenzels rechter Seite durch den Staub ſtapfte, hielt es mehr mit dem Schweigen, dafür ſprach aus ſeinen Augen die Falſchheit, und das böſe Gift, das er in ſich barg, hatte ihn ſchon ſo dünn gefreſſen wie einen Galgenſtrick. Melcher Koffart dagegen, der vierte Meiſter, war ebenſo dumm, wie er dick war. Thomas Kuttal endlich, der neben Kaſpar Biegel ging, ſah man den Zeloten ſchon von weitem an, er war gedörrt wie ein Stichling, der ein Jahr in der Sonne gelegen hatte, und verbiß ſich mit einem ſeltenen Eigenſinn gerade immer in ſeine ſchlechteſten Einfälle. Dieſe fünf Stützen des Schuſtermittels ſtiefelten einträchtiglich die Mühlgaſſe her-

ab, auf der ſie nebeneinander wohnten, und taten vor Stenzels Haus mit treuſinnigem Handſchlag einen gewaltigen Schwur, bei der alten, ehrwürdigen Mutter Kirche auszuharren und wider die Ketzerei zu kämpfen mit Gebet, Sakrament und allen weltlichen Waffen, die ihnen zu Gebote ſtanden. Stenzel Narotſchek, der eben im Stadtkeller mit Günther Antonius, des Reichkrämers Sohn, einen wackeren Disput geführt hatte, war der Urheber dieſer heimlichen Verſchwörung und trat in ſein Haus hocherhobenen Hauptes wie ein Sieger.

II

Mit dem Käthefeſt, das am 25. November als dem Tage der heiligen Katharina gefeiert wurde, verbanden ſich für die Brieger Jungfrauen einige ganz kurioſe Gebräuche. Dieſe Heilige, die zu den vierzehn Nothelfern gehörte, hatte in Brieg die ſeltſame Aufgabe zu erfüllen, eine jede Jungfrau wohlbehalten unter die Haube zu bringen. Alle, die Grund hatten, ſich ihr anzuvertrauen, erkürten unter ſich ſechs Käthemägde, die das Jahr über für das Wohlergehen ihrer Schutzpatronin aufzukommen und ſich ihrem Dienſt zu widmen hatten. Die höchſte Ehre aber wurde der Jungfrau zuteil, die zur Königin des Käthefeſtes erkoren wurde. Nun war der Erfinder der Wahlordnung offenbar ein witziger Kopf geweſen, der die weibliche Eitelkeit wohl kannte. Die Königin des Feſtes nämlich wurde nicht von der Geſamtheit der Jungfrauen, ſondern nur von den ſechs Käthemägden gewählt. So kam es, daß die

ſechs Käthemägde meiſtens nicht wußten, wen ſie zu ihrer Oberin wählen ſollten. Und da die Eiferſucht unter ihnen nicht klein war, fiel die Wahl meiſtens auf ein Mädchen aus dem niederen Volk. So waren ſie dieſes Jahr auf Giſela verfallen, nicht ohne lange Beratungen und ſcharfe Auseinanderſetzungen, vornehmlich aber um die ſtolze Ludmilla Kronpuſch zu kränken, die, wie ſie meinten, ſicher darauf rechnete, als Königin des Käthefeſtes zu glänzen.

Deshalb auch kamen die ſechs Käthemägde am nächſten Morgen im ſonntäglichen Schmuck zu Giſela. Anna Zimmermann und Cornelia Schäfer führten das Wort. Sehr geſetzt und zierlich brachten ſie ihre Wünſche vor und ließen deutlich durchblicken, welche Ehre es für Giſela ſei, von ihnen, den reichen Kaufmannstöchtern, zum Oberhaupt gekürt zu werden. Als aber Giſela freimütig, ja beinah etwas ſchnippiſch für dieſe hohe Gnade dankte, ging das Geſchrei von allen Seiten gleichzeitig los. Auch Hildegart Rokitta, Dorothea Döhring, Notburga Schnaaß und Liſa Giesler hielten jetzt nicht länger an ſich und fielen über die arme Giſela her. Das dürfe ſie nicht! Das wäre eine große Sünde wider die heilige Katharina! Und wenn ſie ſich ſolches unterfinge, würde ihr die Heilige niemals einen Mann beſcheren! Und ſie müßte bis an ihren Tod eine alte Jungfrau bleiben.

„Die heilige Katharina in allen Ehren,“ verſetzte Giſela in aller Beſcheidenheit. „Aber ich glaube nicht, daß ſie jemals einer Jungfrau zu einem Manne verholfen hat.“

„So hängſt du wohl gar der neuen Ketzerei an!“ rief Cornelia Schäfer ſtreng.

Nun errötete Giſela und zog vor, nicht zu antworten. Jetzt erſt erreichte das Schelten und Schreien der empörten Räthemägde ſeinen Höhepunkt.

Da erſchien Meiſter Stenzel in der Tür, rückte die Brille auf die Stirn und verdrehte ſeine Augen wie ein armer Sünder unter dem Galgen, als er hörte, wie ſchlecht Giſela von der heiligen Katharina dachte. Ja, er geriet ſehr bald in Hitze über ſolche Verſtocktheit, die Worte kollerten ihm nur ſo über die wulſtigen Lippen, er fuhr mit ſeinen Pechfingern wild in der Luft herum und drohte endlich mit dem Zorn des Rates, mit Daumſchrauben und Scheiterhaufen. Giſela gab trotzdem nicht nach. Doch ſie wurde immer ſchüchterner und ängſtlicher, öffnete weit ihre tiefen, dunklen Augen, ſchaute damit den tobenden Meiſter recht lange und nachdrücklich an und bat ihn dann mit zitternder Stimme: „So kommt mir doch ein wenig zu Hilfe, Herr Ohm!“

Und auf der Stelle lenkte Stenzel Narotſchek ein. Er hatte ſich eben recht deutlich vorgeſtellt, daß er mit ſeinen kurzen und etwas krummen Beinen in gar keinem guten Verhältnis zu der ſchön geſchmückten Königin des Räthefeſtes ſtehen würde, denn er gedachte heimlich, das Feſt an Giſelas Seite als ihr ſchon erklärter oder zukünftiger Bräutigam mitzumachen. Und ſo fiel er plötzlich mit ſeiner Meinung um, vergaß den Zorn des Rates, die Daumſchrauben und den Scheiterhaufen und gab den Räthemägden zu verſtehen, daß Giſela dieſer hohen Ehre doch wohl nicht recht würdig ſei. Nicht etwa, daß es ihr an Schönheit und Sittſamkeit fehle! Darin brauche ſie vor keiner Jungfrau der Stadt zurückzuſtehen. Sondern ſie ſei arm, ſo ganz arm wie

eine Kirchenmaus, und hätte keine feinen Gewänder, weder goldene Spangen, noch Ketten und Ringlein, weder eine Schaube von köſtlichem Pelz, noch einen Zobelkragen. Darum ſollten ſie lieber hingehen und eine andere wählen! Jawohl, das ſollten ſie nur, und nicht zu lange zögern, ſonſt könnte es leicht zu ſpät werden!

Stumm ſahen ſich die Käthemägde an und gingen verdutzt davon. Giſela atmete auf und wollte Meiſter Stenzel für ſeine Hilfe danken. Der aber zog ſeine wulſtigen Lippen in die Breite, lächelte verſchmitzt und näherte ſich ihr, um ſich ſelbſt ſeinen Lohn zu holen. Bevor er aber ſeinen kurzen Arm um ihre Hüfte legen konnte, entſchlüpfte ſie ihm, nahm aus der Wiege das Kind und ſchützte ſich damit.

„Giſela," ſprach er und legte in ſeinen Ton ſalbungsvolle Wärme, „du haſt mir zu gehorchen."

„Doch nicht in dieſer Weiſe," erwiderte ſie lächelnd und tanzte mit dem Kinde herum, daß es jauchzte.

„In allen Ehren, Giſela!" rief er und bekam einen roten Kopf. „In allen chriſtlichen Ehren, denn ich habe beſchloſſen, dich zu hochzeiten."

„Ihr mich hochzeiten!" fragte ſie erſtaunt und begann wieder zu lachen. „Ihr, Meiſter Stenzel, da Euer Weib noch am Leben iſt!"

„Mein Weib!" fragte er, nicht wenig betroffen von ihrer Schlagfertigkeit. „Ich habe keines mehr. Mir iſt ſichere Nachricht geworden, daß mein Weib geſtorben und längſt begraben iſt."

Das war eine Notlüge, und Meiſter Stenzel ließ ſie in den Sack ſeines Gedächtniſſes fallen, den er bei der Beichte vor Prior Jukundus auszukramen pflegte.

„So bringt mir den her, der es bezeugen kann,“ ſprach ſie leichthin und drehte ihm den Rücken zu.

Da ging er hinaus und ſetzte ſich nachdenklich hinter den Schuſtertiſch.

Die Räthemägde aber ſchritten über den Markt zu Ludmilla Kronpuſch, deren Vater, der älteſte Schöffe, das ſchön gegiebelte Haus an der Ecke der Zollſtraße beſaß. Wohl ließ er ſeiner einzigen Tochter ſehr viel Freiheit in ihrer Frömmigkeit. Niemals aber hätte er geduldet, daß ſie in ein Kloſter trete, wozu ſie große Luſt bezeigte. Ihre Augen waren blau und rätſelhaft verſonnen. Als die Räthemägde zu ihr hereintraten, kämpfte ſie ſchwer gegen ihren Stolz. Denn ſie wußte wohl, daß man ihr eines Schuſters Nichte vorgezogen hatte. Doch ſie bezwang ſich in chriſtlicher Demut. Zu Ehren der Heiligen wollte ſie das Amt übernehmen, obſchon ihre Hoffnung, wie ſie nachdrücklichſt betonte, nicht auf einen irdiſchen Bräutigam gerichtet ſei. Und ſo triumphierte am Ende wiederum ihr frommer Stolz.

Nun machten ſich die ſieben Jungfrauen bereit, vereint zur Pfarrkirche zu gehen und zu ihrer Heiligen zu beten. Ihre Kapelle zweigte ſich in Hufeiſenform von dem linken Seitenſchiffe der hochgewölbten Pfarrkirche ab und war mit kunſtvoll gemalten Fenſtern geſchmückt, die in allen Farben glänzten. Zwiſchen den beiden ſchönſten Fenſtern war der Altar errichtet, auf dem die koſtbare Bildſäule der Heiligen ſtand. Sie war ganz aus Silber gefertigt, und an ihrem roten Seidengewand glänzten an die achthundert geöhrter Goldſtücke. Denn es herrſchte der Brauch, daß jede Jungfrau, die ſich verheiratete, ihrer Heiligen ein ſolches Goldſtück dank-

barlich ſchenkte. Über dem Altar hing Meiſter Albrecht Dürers Gemälde, das die heilige Katharina mit der Palme darſtellte. Stets brannten auf dem Altar Kerzen, und immer, auch im Winter, war er mit Blumenſträußen und Kränzen geſchmückt. Dafür hatten inſonderheit die ſechs Käthemägde zu ſorgen. Überhaupt waren den Brieger Jungfrauen, ſowie ſie ſich dem Schutz der heiligen Katharina anheimgaben, mancherlei Rechte eingeräumt. Keine Jungfrau, deren Ruf gelitten hatte, brauchten ſie in ihrer Mitte zu dulden. Starb eine, ſo wurde ſie von ihren Mitſchweſtern zu Grabe getragen. Kam eine ans Ziel ihrer Wünſche, ſo feierten ſie alle mit großem Pompe die Hochzeit.

Gegen Abend kamen die ſechs Käthemägde mit ihrer neuerwählten Königin zur Kapelle. Jede der Käthemägde trug um den Hals ein grünſeidenes Band, daran das ſilberne Bild der Schutzheiligen hing. Das Band der Ludmilla Kronpuſch aber war mit Gold eingefaßt und das Bild mit Edelſteinen verziert. So ſanken ſie vor dem Altar auf die Knie und beteten lange und leiſe mit niedergeſchlagenen Augen. Zuweilen erhoben ſie ihre Blicke zur Heiligen empor. Und alle ſechs dachten in Züchten an den, den ſie ſich heimlich gewählt hatten. Nur Ludmilla Kronpuſch, die in ihrer Mitte kniete, hielt die Augen geſchloſſen, und ihr Geſicht blieb unbeweglich. Denn ſie gedachte ihres Jugendfreundes Günther, des Reichkrämers Sohn, aber nicht in Liebe, dieweil er unfromm und das Haupt der Ketzer geworden war. Bleich wie eine Heilige kniete ſie, die nicht erglühen will, obſchon ihr die Glut tief und unauslöſchlich im Herzen brannte.

III

Als der Morgen des Freitages vor dem Trinitatisfeſt dämmerte, war die ganze Stadt längſt auf den Beinen. Rund um das Rathaus herum wurden Buden und Zelte gerichtet und Waren aller Art ausgelegt. Im feſten Kaufhaus neben dem Ratsturm breiteten die Kaufherren und Reichkrämer ihre Schätze aus. Günther Antonius aber ſtellte einen langen Tiſch an die Ecke der Zollgaſſe und bedeckte ihn mit vielen Druckſchriften, von denen die meiſten ketzeriſch waren und aus Wittenberg ſtammten. Zwiſchen der Frauengaſſe und der Burggaſſe ſtanden die Schuhbänke. Die erſte Bank an der Ecke der Frauengaſſe gehörte Meiſter Stenzel. Da er am letzten Abend einen beſonders tiefen und nachdenklichen Trunk im Stadtkeller getan hatte, und er überdies ein Langſchläfer war, mußte Giſela mit dem Lehrling die Bude aufſtellen. Das tat ſie gern, denn Blaſius Gierth, der Meiſter Kuttals Bank gleich daneben richtete, half ihr dabei. Während der Lehrling die Ware heranſchleppte, hatten ſich die Verliebten längſt durch zwei Löcher in den leinenen Seitenwänden eine geheime Verbindung geſchaffen, durch die ſie nach Herzensluſt miteinander koſen konnten.

Endlich, als mit Sonnenaufgang die fünf Stadttore geöffnet wurden und das Bauernvolk von allen Seiten zu Fuß und zu Wagen in hellen Haufen hereinſtrömte, vor den Herbergen ausſpannte und die Straßen füllte, erſchien Meiſter Stenzel, beſchaute ſich mit verſchlafenen Äuglein ſeine Schuhbank und gähnte befriedigt. Bald

kamen auch ein paar Bauern aus Rathau, und ſofort begann er mit ihnen nach Kräften zu feilſchen und zu handeln. Das verſtand er beſſer, als mit dem Leiſten umzugehen, dieweil ſein Mundwerk behender war als ſeine Hand.

Noch lebhafter ging es bei den Brot- und Fleiſchbänken zu. Viel Zulauf hatten auch ein paar Quackſalber, die auf einem hohen Podium an der Ecke der Gerbergaſſe mit lauter Stimme ihre Heiltränklein und Mageneliriere anprieſen. Um Günther Antonius und ſeine Druckſchriften aber kümmerten ſich die blöden Bauern nicht. Deſſen Weizen begann erſt ſpäter zu blühen. Und ſo ſaß er denn mitten auf ſeinem Tiſch, anſcheinend in eine wittenbergiſche Flugſchrift vertieft, ließ die Beine herunterbaumeln und behielt unauffällig das gegenüberliegende Eckhaus im Auge, wo die ſtolze Ludmilla Kronpuſch wohnte, die er von Jugend auf kannte und liebte, die aber nichts mehr von ihm wiſſen wollte, dieweil er unter die Ketzer gegangen war. Dies aber gerade ſtachelte ihn an, auf ſeiner Liebe und ſeiner Ketzerei mit gleichem Eigenſinn zu beharren.

Unterdeſſen ſtanden die fünf Säulen des Schuſtermittels vor der Ratsapotheke und ſprachen über die ſchlimmen Zeiten und die arge Lage der ganzen Welt. Nur wenn hier und da ein Käufer angebiſſen hatte, ging der eine oder andere davon, um das Geſchäft abzuwickeln, kam aber ſogleich wieder, denn die Zeitung, die die fremden Krämer mitgebracht hatten, war für Freunde des alten Glaubens nicht ſonderlich erfreulich. Der Biſchof war lau und tat nichts, um die Ketzerei zu unterdrücken. Denn auch er hoffte auf eine Reformation

der Kirche an Haupt und Gliedern. Die Ratsherren der Städte aber, insonderheit die Breslauer, warfen gar begehrliche Blicke auf die reichen Schätze und Liegenschaften der geistlichen Stiftungen.

„Der Herzog ist weit," seufzte Thomas Kuttal.

„Und der Heilige Vater ist noch weiter," setzte Kaspar Biegel hinzu.

„Aber der Kaiser," triumphierte Meister Stenzel, „der ist bei den frommen Spaniolen aufgewachsen und wird die Ketzer schon zu Paaren treiben."

Gisela und Blasius aber scherten sich weder um den Herzog, noch um den Papst, noch um den Kaiser und benutzten jeden freien Augenblick, um sich durch den freundlichen Leinenspalt hindurch die Hände und die Lippen zu reichen. Nur zuweilen wurden sie von der lieben Jugend gestört, die heute am Jahrmarkt zu allerhand Allotria aufgelegt war, die Stadtknechte offen verspottete und sich besonders vor den Buden der Pfefferküchler und Honigbäcker in ganzen Rudeln drängte. Um diese Zeit lenkte ein wohlbeplanter Rollwagen die Zollgasse herauf, um über den Markt nach der Frauengasse zu gelangen. Günther Antonius, dem der Wagen verdächtig vorkam, lugte unter die Plane und sah sechs Czarnowanzer Nonnen, drei alte und drei junge, darunter sitzen. Kaum war das ruchbar, fuhr die unbändige Jugend, insonderheit die größeren Schulbuben, so arg hinter dem Wagen her, daß sie schon an der Ecke der Frauengasse glücklich die ganze Plane heruntergerissen hatten. Die alten Nonnen fingen an zu schelten, daß es eine Art hatte, und die jungen Nönnlein begannen zu jammern. Die tollen Buben jedoch ließen nicht von

ihnen ab und ſchrien, ob ſie wohl gekommen ſeien, Beilager zu halten mit den grauen Mönchen. Sie wollten dann mitgehen und ihnen das Hochzeitsliedlein ſingen. Erſt als die Stadtknechte mit herzhaften Schlägen die loſen Buben abtrieben, konnten ſich die Nonnen in Sicherheit bringen.

Von der andern Seite durch die Mollwitzergaſſe nahte jetzt ein Zug fahrender Leute, die der Jahrmarkt herbeigelockt hatte. Ein Seiltänzer ſpannte von dem oberſten Fenſter der Ratsapotheke quer über die Schuhbänke zum Rathaus hinüber ein Seil, und ſtieg darauf hin und her, daß alles Volk die Hälſe reckte und willig den Beutel auftat. Noch mehr wurde ein Feuerfreſſer beſtaunt. Er ſchlang brennendes Pech hinunter, wie andere Leute ihren Hirſebrei, und es ſchien ihm gar wohl zu ſchmecken, denn er rieb ſich fortwährend den Bauch.

Nun auch war die Zeit gekommen, wo es an Günther Antonius Tiſche lebhaft zu werden begann. Ein paar würdige Johanniterherren vom Kreuzhof kamen, beſchauten ſich die Druckſchriften, ließen ſich mit dem Verkäufer in ein freundliches Geſpräch ein und kauften dies und jenes. Ehe ſie aber davongingen, fanden ſich zwei wohlgegründete Vikare vom Domſtift ein, die den Ketzer mit argwöhniſchen Blicken maßen, ſeine Schriften, ohne auch nur ein Blatt zu kaufen, viſitierten und ſtracks aufs Rathaus liefen, um ihn der hohen Obrigkeit zu überantworten. Jakob Clemens, der Bürgermeiſter, und Valentin Wahl, der Stadtſchreiber, empfingen ſie und fragten nach ihrem Begehr. Sie wollten aber auch von den Schöffen gehört werden. Da wurden denn die ſechs Schöffen herbeigerufen, und die geiſt-

lichen Herren ſagten alsbald ihr Sprüchlein her, daß des Reichkrämers Antonius Sohn eine gedruckte Satzſchrift feilbiete von einem Wittenberger Mönch namens Martin. Solche Schrift, die vom Teufel ausgegangen und ſowohl päpſtlicher Heiligkeit als dem chriſtlichen Glauben ſchädlich ſei, ſolle der ehrbare Rat auffangen und durch den Henker öffentlich verbrennen laſſen, damit das Gift nicht erſt ins Volk dringe und fromme Herzen verderbe. Die Schöffen aber gaben ihnen nach kurzer Beſprechung durch den Bürgermeiſter zur Antwort, daß die Schrift des Bruders Martin dem Rate nicht unbekannt ſei, doch finde er nicht, daß der Teufel darin ſein Spiel hätte. Sollte dies aber wider Erachten des Rates doch der Fall ſein, ſo mögen doch die gelehrten Doktores auf dem Dome eine Gegenſchrift machen und aus der Bibel darlegen, daß Martinus falſch geſprochen und ein Lügner ſei. Mit dieſer Auskunft gingen die beiden Vikarien verdrießlich nach dem Dome zurück.

Günther Antonius ſah ſie davonziehen und erhob darauf laut ſeine Stimme, um die Leute herbeizulocken. Und nun kamen ſie in hellen Haufen. Auch die blöden Bauern wollten nicht mehr zurückſtehen und kauften wacker von dem bedruckten Papier; denn darauf ſtand etwas geſchrieben, was ihnen an Herz und Nieren ging. Und gar mancher Landmann lernte darüber auf ſeine alten Tage die Kunſt des Leſens.

Plötzlich verſtummte Günther Antonius, denn Ludmilla Kronpuſch trat aus der Tür und mußte dicht an ihm vorüber. Er ſprang vor den Tiſch und verneigte ſich tief vor ihr. Doch ſie achtete ſeines Grußes nicht

weiter als des Staubes zu ihren Füßen. Alſo daß er mit rotem Kopfe daſtand und den Spott der Leute erregte. Da glimmte etwas in ihm auf, das ihm den Atem raubte. Jetzt fühlte er deutlich, daß er ſtärker war als ſie. Denn er liebte ſie nur noch heißer, da er ſich von ihr verachtet ſah. Und er trat wieder hinter ſeinen Tiſch, feilſchte und verkaufte und ſann darüber nach, wie er ihren Trotz brechen könnte.

Inzwiſchen hatte ſich Meiſter Stenzel an die fahrenden Leute herangemacht und fleißig nach ſeiner davongelaufenen Ehefrau geforſcht, aber ohne Erfolg. Erſt als er ein paar Gulden ſehen ließ, fand ſich der Feuerfreſſer bereit, alles zu bezeugen, was er wünſchte. Voll Freuden ſchleppte er den Pechverſchlinger herbei und ließ ihn vor Giſela ausſagen, was er zu wiſſen vorgab. Blaſius aber ſtand am Spalt, ohne daß ihn Stenzel bemerken konnte, und flüſterte ihr Mut zu. Und ſo fand ſie die Kraft, das Zeugnis des fahrenden Mannes als falſch und erlogen zurückzuweiſen. Da geriet Meiſter Stenzel ganz aus dem Häuschen und verſchwor ſich, auf der Stelle mit dem Zeugen aufs Rathaus zu gehen, um mit der Schöffen Hilfe ein Witwer und wieder ein freier Mann zu werden, der hochzeiten könne, wann und wen er wolle. Aber die Schöffen waren ſchon davongegangen, alſo daß er ſich bis morgen gedulden mußte und den falſchen Zeugen um weitere zwei Gulden auch für den nächſten Tag dang. Darauf zog er mit ihm von dannen, um auf die künftige Freiheit hin einen tiefen Trunk zu tun. Blaſius aber war nicht müßig und ſteckte ſich hinter den Seiltänzer, der dem Feuerſchlinger gram war, weil er den größeren Zulauf hatte.

Und nachdem Blaſius auch zwei Gulden locker gemacht hatte, verſchwor ſich der Seiltänzer am nächſten Morgen vor den Schöffen von allem, was der Feuerfreſſer vorbringen würde, das Gegenteil zu bezeugen. Als Blaſius um die Mittagszeit zurückkehrte und Giſela die gute Botſchaft brachte, war ſie hocherfreut und lobte ihn ob ſeiner großen Klugheit.

Um dieſe Zeit erſchienen die beiden Bettelmönche, Ambroſius, der Minorit, und Hieronymus, der Dominikaner, auf dem Ringe, um für ihre Klöſter Almoſen zu ſammeln. Schon einige Male waren ſie hart aneinander geraten, und der Rat hatte deshalb beſtimmt, daß ſie von zwei entgegengeſetzten Ecken aus zu derſelben Stunde und nach derſelben Richtung hin ſammeln ſollten, ſo daß ſie einander nicht begegnen konnten. An dieſem Tage aber wollte es das Unglück, daß ſie ſich doch begegneten, da der Bruder Dominikaner infolge eines ſcharfen Frühtrunks die Ringſeiten verwechſelte. Und ſo trafen ſie ſich an der Ecke der Frauengaſſe und hoben ihre Bettelbretter gegeneinander.

Aber es kam nicht gleich zum Schlagen.

Der Minorit, der im Recht war, nannte den Dominikaner wegen ſeines ſchwarz-weißen Habits eine Schalaſter. Der Dominikaner wiederum hieß den Minorit einen ſtinkenden Bock und ſchrie laut, daß das Kloſter am Mühlplan nichts anderes ſei als eine Hecke voller Weiber. Worüber das umſtehende Volk hellauf lachte und in die Hände klatſchte. Nun aber ergrimmte Bruder Ambroſius über die Maßen und hieb mit ſeinem Bettelbrett den Predigermönch ſo auf die Tonſur, daß ihm das Blut herausſprang und er ſich auf

den Boden ſetzen mußte. Über den Beſiegten hinweg ſtieg der mutige Sieger und nahm unangefochten ſeine Sammelarbeit wieder auf. Denn er unterſtand den geiſtlichen Gerichten, und der Rat hatte keine Macht über ihn.

Bruder Hieronymus aber hockte auf dem Ring mit geſchloſſenen Augen, dicht neben Meiſter Stenzels Bude, und ließ das Blut ein Veilchen ungehindert rinnen. Dann öffnete er die Lider und ſchaute ſich verwundert um, als könnte er ſich in dieſer wunderlichen Welt beim beſten Willen nicht zurechtfinden. Denn der Schlag ſchien ſein Gedächtnis geſtört zu haben, und er begann plötzlich den Oberkörper im Takte hin und her zu bewegen und dazu mit ſehr lauter Stimme zu ſingen. Das Lied aber, das er anhub, war kein frommes, ſondern ein recht weltliches, wie man es in der Schenke beim Tanz hörte, und hieß alſo:

O ſchürz dich, Katharina,
O ſchürz dein Röckelein,
Horch auf die Violina
Und ſchwing dein rundes Bein!
:,: Vallerie, vallera,
Valleri, vallera,
Valleri, vallera, vallerumbumbei. :,:

Und jedesmal, wenn er zum Abgeſang kam, ſtimmte alles Volk mit Jauchzen ein, bis ſich der Rat ermannte und den toll gewordenen Dominikaner von den Stadtknechten beiſeiteſchaffen ließ. Er kam ſpäter wieder zur Vernunft, entſprang dem Kloſter, bekehrte ſich zu einer weltlichen Hantierung und wurde ein tüchtiger Töpfer.

IV.

Meiſter Stenzel hatte mit dem braven Feuerfreſſer bis tief in die Nacht beim Bier geſeſſen und zog mit ihm am Morgen aufs Rathaus, um ihn vor den Schöffen ſein Sprüchlein aufſagen zu laſſen. Auch Giſela hieß er mitgehen. Deren Geſicht erhellte ſich aber erſt, als Blaſius Gierth ſich mit ſeinem Seiltänzer zu ihnen geſellte.

„Meiſter Stenzel," heuchelte er verſchmitzt und zog die Kappe, „da iſt noch einer, der über Eure Ehefrau zeugen will!"

„Nur heran, heran!" lärmte Stenzel ſiegesgewiß und winkte dem Seiltänzer. „Zwei Zeugen ſind immer beſſer als einer."

Alſo traten die fünf vor den Bürgermeiſter und die Schöffen, und Stenzel brachte ſeine Sache vor. Die Ratmannen fanden ſein Begehren nicht unbillig und ermahnten die Zeugen, bei der Wahrheit zu bleiben. Nun ſchob Stenzel den Feuerfreſſer heran, der hinter dem Rücken eine hohle Hand machte und erſt dann ſeine Ausſage tat, als ihm Meiſter Stenzel die zwei Gulden hineingelegt hatte. Nun hörte der Rat, daß Frau Franziska Narotſchek, die ihrem angetrauten Ehemann entſprungen war und ſich zu den fahrenden Leuten geſchlagen hatte, am Jakobustage des vergangenen Jahres zwiſchen Lauban und Löwenberg eines ſanften Todes verblichen und neben der Landſtraße zu Grabe gebracht worden ſei.

Darauf ſchob Blaſius Gierth den Seiltänzer vor, legte

ihm heimlich in die hohle Hand drei gute Gulden, und alsbald wurde dem Rat kund und zu wiſſen, daß Frau Franziska Narotſchek noch auf dem letzten Pfingſtmarkt in Görlitz vor dem Volke getanzt habe und guter Geſundheit geweſen ſei.

Meiſter Stenzel ſtand nach dieſem Bekenntnis mit offenem Munde da und war wie vor den Kopf getroffen. Die Schöffen ſchmunzelten, und Jakob Clemens, der Bürgermeiſter, faltete zufrieden die Hände über ſeinem Bäuchlein. Franz Kronpuſch aber, der älteſte Schöffe, der ſich zuweilen den Anſchein gab, als hätte ſeine Wiege in Schildburg geſtanden, machte ein bitterernſtes Geſicht und fällte den Spruch: „Alſo iſt beſagte Frau Franziska Narotſchek vom Tode auferſtanden und wandelt wieder unter den Lebenden. Darum ſeid Ihr noch nicht der Ehe ledig, ſondern mit einem Geiſt vermählet. Hütet Euch alſo, daß dieſer Geiſt nicht über Euch gerät! Denn die Geiſter ſind ſtärker als die Menſchen und ſinnen immerdar auf Rache."

Zu dieſem weiſen Urteil nickten die Schöffen, dieweil ſie froh waren, der ſchwierigen Entſcheidung enthoben zu ſein.

Meiſter Stenzel aber lief es kalt über den Rücken als er das vom Geiſte hörte. Erſt unten auf dem Ringe, als ſich die beiden Fahrenden mit ihren leicht verdienten Gulden längſt davongemacht hatten, ermannte er ſich und drang mit heftigen Worten auf Blaſius ein. Aber der ſchob alle Schuld auf den Seiltänzer. Meiſter Stenzel glaubte ihm, denn ſeine Eiferſucht war noch nicht erwacht. Immer mehr gewann Blaſius die Oberhand. Und als ſie die Mühlgaſſe hinabſchritten, bedauerte er

den Meiſter herzlich ob ſeines Mißgeſchickes. Dem tat das ſehr wohl. Endlich kam Blaſius auch auf den neuen Glauben zu ſprechen.

„So hängſt du auch wohl der neuen Ketzerei an!“ fragte Meiſter Stenzel ſtrenge und blieb ſtehen.

„Nicht für jeden iſt der neue Glaube gut,“ wich Blaſius klüglich aus. „Euch aber könnte er geben, was Ihr mit Schmerzen ſuchet.“

Meiſter Stenzel war der Sinn dieſer Worte dunkel, und er drang heftiglich in Blaſius, daß er ſich näher erkläre. Der aber ſchwieg plötzlich wie verſtockt, dieweil ihm die Einſicht gekommen war, daß er Giſela das Leben erſchwere, wenn er dem Meiſter den Weg zur Freiheit wies. So fuhr er ſcheltend ins Haus, als der Geſelle nicht von ſeiner Hartnäckigkeit laſſen wollte, und ſetzte ſich erboſt auf den Schuſterſchemel.

Den ganzen Sommer über ſummte ihm etwas im Kopfe, als hätte ihm Blaſius eine Fliege ins Ohr geſetzt. Der aber wich jeder Begegnung gefliſſentlich aus und bereute, ſchon zu viel geſagt zu haben. Da fand Meiſter Stenzel endlich den Weg ins Minoritenkloſter zu ſeinem Beichtiger, dem Prior Jukundus, entleerte vor ihm den angeſchwollenen Sack der großen und kleinen Sünden, um die ein guter Chriſtenmenſch niemals verlegen ſein darf, und erhielt leichten Kaufes Abſolution, weil der gute Prior ſoeben ein vortreffliches Frühſtück hinter ſich gebracht hatte. Nun aber begann Meiſter Stenzel von den großen Schmerzen des Leibes und der Seele zu ſprechen, zu denen ihm ſeine pflichtvergeſſene Ehefrau verholfen hätte, und bat gar jämmerlich um milden Ratſchlag. Und Prior Jukundus ſeufzte laut

und vernehmlich und hub an: „So denket doch an uns heilige Männer, die wir ein Gelübde getan haben und auf die Freuden des Eheſtandes verzichten müſſen. Denket doch auch an die Worte des Apoſtels: Heiraten iſt gut, nicht heiraten iſt beſſer! Danket Gott auf den Knien dafür, daß er Euch von Eurer Ehefrau befreit und in den Stand geſetzt hat, ein wahrhaft heiliges Leben zu führen. Denn ſehet, es gibt ſchönere und reinere Freuden auf dieſer Welt. Ergötzet Euch an Speiſe und Trank. Dies mag Gott und allen Heiligen wohl gefallen. Denn wiſſet Ihr nicht, daß Euer Leib ein Tempel iſt, in dem der Geiſt Gottes wohnet! Alſo verſäumet nichts an ihm, damit er immer geräumiger und kräftiger werde, damit der Geiſt Gottes Platz genug habe und gerne darin wohne."

Dies nahm ſich Meiſter Stenzel in ſeiner Einfalt zu Herzen, aß und trank mehr, als ihm gut war, legte über ſeine alte Speckſchicht eine neue, und ſein Geſicht glänzte bald ſo rot wie der aufgehende Vollmond. Doch dem alten Adam in ihm war dieſe Kur nicht zuträglich. Er nahm zu an Kraft und ließ auch ſeine Liebe zu Giſela zuſehends erſtarken. Aber ſeiner großen Sehnſucht wurde keinerlei Befriedigung zuteil, denn Giſela wußte, wie ſie ihn ſich vom Leibe halten konnte. Und wie er auch forſchte bei den fahrenden Leuten, die durch die Stadt zogen, niemals wurde ihm ſichere Kunde von ſeiner entlaufenen Ehefrau. Nur einmal ſollte ſie in Schweidnitz geſehen worden ſein. Doch die Spur verlor ſich noch ſchneller, als ſie aufgetaucht war.

Die Fliege aber, die ihm Blaſius ins Ohr geſetzt hatte, ſummte den ganzen Sommer hindurch bis in

den Herbſt hinein. Und ſo begann er ſich wieder dem Schuſtermittel zu widmen, das nicht mehr im Stadtkeller hockte, weil hier die neue Lehre längſt überhand genommen hatte, ſondern ins „Goldene Kreuz“ übergeſiedelt war. Vorſichtig forſchte er bei ſeinen Freunden, welche Freiheiten die neue Lehre zu bringen verſprach, und da erfuhr er denn von Thomas Kuttal, der dies alles mit zornigem Zelotengezeter herausſtieß, daß die Wittenbergiſche Ketzerei alles los und ledig machen wolle, und daß von den ſieben Sakramenten der heiligen Kirche fünf verworfen werden ſollten, vor allem aber das Sakrament der heiligen Ehe.

Als Stenzel Narotſchek das hörte, glotzte er blöd vor ſich hin und ſchwieg. Das alſo war die Freiheit, die ihm die neue Lehre verſprach! Und die Fliege in ſeinem Ohr hörte plötzlich auf zu ſummen.

„Was Gott zuſammengefügt hat, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden!“ ſagte er endlich und ſchaute ſeine vier Freunde unſicher an, denn er hatte ein ſchlechtes Gewiſſen.

„So iſt es,“ ſchrie Thomas Kuttal. „Aber der große Ketzer in Wittenberg ſagt: Was Menſchen zuſammengefügt haben, das können auch Menſchen ſcheiden!“

Drei Tage ſaß Meiſter Stenzel auf ſeinem Dreibein und ſtarrte in die gläſerne Waſſerkugel. Am vierten Tage aber brach er innerlich den Schwur, mit dem er ſich ſeinen Freunden verbunden hatte und ſchlängelte ſich des Abends in den Stadtkeller, wo er ſich in die dunkelſte Ecke drückte und ſo lange zuhörte, bis er überzeugt war, daß für ihn die neue Lehre beſſer ſei als das Beharren bei der alten. Und in ſeinem dunklen

Schuſterkopf hub endlich ein leiſes Dämmern an, und ſofort begann er auch Argwohn zu ſchöpfen gegen Giſela. Denn immer, wenn er vom Abendtrunke heimkam, waren ihre Wangen röter, und ihre Augen glänzten heller als bei ſeinem Weggang.

Die Kühle der Herbſtabende hatte die Verliebten längſt ins Haus geſcheucht, und Meiſter Stenzels Hang zum ſcharfen Zechen hatte ſie in Sicherheit gewiegt.

Nun aber, wo ſein Argwohn erwacht war, griff er zur Liſt, kam eines Abends früher nach Hauſe, ſchlich auf Zehen durch die Hinterpforte und überraſchte die beiden beim Abſchiednehmen.

Blaſius drückte ſich ſchleunigſt in die Dunkelheit des Hausflurs, um nicht erkannt zu werden.

„Der Meiſter,“ ſchrie Giſela voller Schrecken und entfloh.

Blaſius aber erwartete den Feind, der wutſchnaubend nach ihm griff, und dem er in der Enge des Raums nicht entweichen konnte, mit kampfbereiten Fäuſten. Angſtvoll klopfenden Herzens horchte Giſela auf die dumpfen Laute und Schläge, die hinter der Tür hageldicht fielen. Doch Giſela öffnete nicht eher, bis ſie das Geräuſch eines ſchweren Falles und die Schritte einer eiligen Flucht vernahm. Dann erſt trat ſie mit der Lampe in den Hausflur und fand Meiſter Stenzel keuchend am Boden ſitzen. Mit der linken Hand betaſtete er ſich die eben empfangenen Beulen und die kahlen Stellen ſeines Schopfes, in der rechten aber hielt er krampfhaft einen Fetzen blauen Tuches, den er von des Gegners Kittel abgeriſſen hatte.

„Wer war dieſer Maleſizbube!“ ſtöhnte er erſchöpft.

„Ich weiß nicht," log Giſela, zitternd vor Furcht, „ein Dieb, der ſtehlen wollte!"

„Ein Dieb!" höhnte der Meiſter und ſchwang triumphierend den Tuchlappen. „Wir wollen ihn morgen ſchon kriegen!"

Dann kühlte er ſeine Wunden, kroch ins Bett und legte den Lappen vorſichtshalber unter das Kopfkiſſen.

Am Morgen aber war er verſchwunden. Wo er auch ſuchte, er fand ihn nicht wieder. Giſela hatte ihn in der Nacht weggenommen und in den Ofen geworfen, um ihren Liebſten zu retten. Wie auch der Meiſter mit ihr ſchalt, ſie leugnete hartnäckig. Eine Woche hielt er ſich ſtill im Hauſe, ſchickte die Gedanken ſeiner Rache auf die Suche und geriet endlich rein zufällig auf Blaſius Gierth. Und als Giſela auch jetzt ſtandhaft blieb, drohte er ihr mit den Schöffen, die ſchon die Wahrheit aus ihr herausbringen würden. Doch der Spiegel ſagte ihm, daß die Zeit, aufs Rathaus zu gehen, noch nicht gekommen war. Alſo verzog er noch ein Weilchen. Aus demſelben Grunde auch fand er es für richtig, die Nachforſchungen, die er bei Thomas Kuttal nach dem Täter anſtellen wollte, aufzuſchieben. Zudem hatte er dem Schuſtermittel gegenüber kein ſauberes Gewiſſen wegen ſeiner offenkundlichen Hinneigung zu der ketzeriſchen Lehre.

V

Immer näher kam der Tag des Käthefeſtes, und immer deutlicher wurde es Günther Antonius, wie er die ſtolze Ludmilla, die Käthekönigin, demütigen und

ſeinem Willen fügſam machen wollte. Alſo ſtiftete er unter dem jungen Volk eine Verſchwörung zu dem Zwecke, das Käthefeſt von Grund auf zu verſtören. Im Stadtkeller wurde der Plan ausgeheckt, und heimlich wurde er weitergegeben. Beſonders Blaſius Gierth griff ihn freudig auf und verbreitete ihn unter den Handwerksgeſellen. Er zog auch Giſela ins Vertrauen, was nicht leicht war, da ſie ſcharf bewacht wurde. Und ſie fiel ihm freudig um den Hals, als er ihr erlaubte, an dem Feſte teilzunehmen.

Inzwiſchen hatte ſich Meiſter Stenzel von ſeiner Niederlage ſo weit erholt, daß er den Gang aufs Rathaus wagen konnte. Aber je näher er dem Ringe kam, um ſo größer erſchienen ihm die Schwierigkeiten, des Diebes und Brechers ſeines Hausfriedens habhaft zu werden. Und als er endlich vor den Schöffen ſtand, hatte er kein einziges Mittel, Blaſius Gierth etwas am Zeuge zu flicken. Da er denn doch etwas ſagen mußte, und die Schöffen begierig waren ihn zu hören, platzte er endlich mit dem heraus, was ihm ſchon lange das Herz bedrückte. Er behauptete mit kühner Stirn, der neuen Lehre, die das heilige Sakrament der Ehe verwarf, anzuhängen, und verlangte von den Schöffen einen gültigen Spruch, der ihn für immer und ewig von ſeiner entſprungenen Ehefrau Franziska löſte und abſchied.

Mit zuſtimmendem Kopfnicken hörten die Schöffen das Bekenntnis ſeiner Bekehrung. Aber gegen die ſchnelle Scheidung, die er heiſchte, hatten ſie doch ihre ſchweren Bedenken. Denn die Zeit ſei unſicher und ſchwankend, und keiner könne wiſſen, wohin ſie ſich wenden würde. Er ſolle ſich in Geduld faſſen und harren, da man erſt

den Stadthauptmann und die Kanzlei hören, auch wohl gar dem Herrn Herzog die Entscheidung anheimstellen müsse. Ihre herzoglichen Gnaden aber seien in Krakau und würden da noch ein Weilchen verziehen.

Mit diesem wenig tröstlichen Bescheid trottete Meister Stenzel von dannen, und seine Wut richtete sich jetzt offen gegen Blasius Gierth, den er aus Brot und Arbeit zu bringen gedachte. Darum klopfte er seit langer Zeit wieder einmal bei seinem Freunde Thomas Kuttal an, um ihm den ketzerischen Gesellen, den er beherbergte, möglichst schwarz in schwarz zu malen. Doch er kam an den Unrechten. Thomas Kuttal, der kirchengläubige Mann, schalt ihn einen Abtrünnigen und Verleumder, hieß ihn dorthin gehen, woher er gekommen sei, und schlug ihm die Tür vor der Nase zu.

Nun wandte sich Meister Stenzel in seiner schweren Not an den frommen Minoritenpater Johannes. Der aber verlas ihm gründlich die Leviten, dieweil es sündhaft sei, als älterer gesetzter Mann und Meister ein junges Mädchen, das kaum die Kinderschuhe ausgetreten, zum Weibe zu begehren. Er solle sich lieber seines ehrenwerten Handwerks versehen und auf die Rückkehr seiner angetrauten Ehefrau warten, die sicher noch lebe, weil sie stets von guter Gesundheit gewesen und noch recht weit vom biblischen Alter entfernt sei. Als ihn nun gar der fromme Vater ausforschte, warum sie ihm davongelaufen sei, und Meister Stenzel in seiner Verdutztheit etwas vom Knieriemen verlauten ließ, da bekam er eine Strafpredigt mit auf den Heimweg, die Hörner, Zähne und Klauen hatte.

Mit hochrotem Kopf stürzte er davon und lief dem

dicken Käthepfaff und Prior Jukundus in die Arme. Der holte den ganz verstörten Meister mit kunstvollen Kreuz- und Querfragen gehörig aus und gab ihm einige Ratschläge, die dem vom alten Adam gar mächtiglich geplagten Stenzel wie Engelsmusik klangen.

„So Ihr einmal des Mägdleins nicht entraten könnt, so freiet sie ohne den kirchlichen Segen."

Oh, wie riß da der Meister die kleinen Äuglein auf! Dies hatte ihm bisher nur die heimliche Stimme in seinem Innern angeraten, die er aber nach allem, was er wußte, stets dem Teufel zugeschrieben hatte.

„Freilich ist das eine schwere Sünde," fuhr der Prior würdig fort. „Aber die Kirche besitzt das Mittel, auch den schwersten Sünder zu absolvieren. Bald ist ja das Käthefest, wo es gar lustig hergehet zu Ehren der heiligen Katharina. Bringt nur das Mägdlein mit und macht ihr Lust dazu mit goldenen Kettlein und feinen Gewändern! Und am Abend, wenn alles fröhlich ist und tanzt, da schenket ihr fleißig den Becher voll. Junges Blut schäumt gar leicht über! Und danach zeigt ihr, daß Ihr ein Mann seid. So ist euch beiden geholfen. Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit, Amen!" konnte sich Stenzel nur mit Mühe herauspressen, empfing das Kreuzzeichen und hätte am liebsten vor Freude einen Luftsprung getan. Es wirbelte ihm im Kopfe, und stracks lief er nach Hause, um Giselazu fragen, ob sie das Käthefest mitfeiern wolle.

„Ei jawohl, Herr Ohm," erwiderte sie lächelnd, eingedenk der anderen Einladung, die sie vor einigen Tagen von Blasius Gierth erhalten hatte. „Wer aber schenkt mir das Festkleid!"

„Wart's ab, wart's ab," rief der Meiſter und lief wie der Wind davon, um einzukaufen.

Hatte ihn vorhin vergeblich der Hafer geſtochen, jetzt blühte ſein Weizen um ſo ſchöner. So alſo mußte man die Weiber behandeln, damit ſie blieben und nicht davonſprangen! Nun begann ſich Giſela für das Feſt zu ſchmücken, und Meiſter Stenzel kargte nicht mit den Gulden. Ein Blick genügte, und ſie hatte, was ſie wünſchte, und noch einiges mehr. Stundenlang ſtand ſie vor dem Spiegel, mit Seide und Pelzwerk angetan, auf dem Blondhaar das Rosmarinkränzlein und mit ſchönen Ketten und Ringen behangen, und fand eine helle, kindliche Freude daran, ſich zu beſtaunen. Einmal überraſchte ſie dabei Meiſter Stenzel, ſtörte ſie aber nicht, ſondern hielt ſich draußen vor der Tür und führte, da er ſich vor Freude nicht zu laſſen wußte, einen Tanz auf. Nun endlich war er auf dem richtigen Wege! Denn er zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß ſich Giſela nur für ihn ſchmückte.

Mit heiterem Gemüte ſtieg er zum Stadtkeller hinunter. Doch mit Verwunderung mußte er wahrnehmen, daß alle von ihm abrückten. Auch nicht einer wollte was von ihm wiſſen! Die Verſchwörung nämlich, die Günther Antonius angezettelt hatte, war ſchon zu weit gediehen, als daß man ihn hätte einweihen dürfen. Auch galt er mit Recht als einer, der auf beiden Schultern trug.

So zog er denn voll Grimm hinüber ins „Goldene Kreuz" zu ſeinen früheren Kumpanen, die ihn aber mit großem Mißtrauen empfingen. Insbeſondere zieh ihn Thomas Kuttal des Treubruchs und des Verrats und ging davon, als die andern Luſt zeigten, Stenzels Tü-

gen anzuhören. Mit leichter Mühe gelang es ihm, die Zurückgebliebenen zu überzeugen, daß er sich nur darum in den Stadtkeller gewagt hätte, um zu erhorchen, was sich da drüben gegen den alten Glauben anspinne. Nun hießen die drei den zurückgekehrten Freund, den sie schon schmerzlich vermißt hatten, niedersitzen und belobten ihn wegen seines großen Mutes.

Allein er kam bei dieser Versöhnung nicht auf seine Rechnung. Vornehmlich war es ihm um Thomas Kuttal zu tun gewesen, den er bitten wollte, Blasius Gierth den Laufpaß zu geben. Wenn Meister Stenzel ihn bei Gisela auch nicht mehr fürchtete, da er sich ihrer schon ganz sicher glaubte, so war es doch besser, diesen tollen Burschen zur Stadt hinauszustoßen, daß er das Wiederkommen für immer vergaß.

Der aber hatte schon lange das Haus Meister Stenzels umschlichen, ohne sich Gisela nähern zu können. Heute aber, als er seinen Nebenbuhler sicher hinter dem Krug im „Goldenen Kreuz" wußte, wagte er noch einmal in das Haus einzudringen. Wieder stand Gisela im festlichen Schmuck vor dem Spiegel und dachte ängstlich des Geliebten, denn nicht gar wenig schlug ihr das Gewissen, daß sie Meister Stenzels reiche Geschenke ohne ihres Liebsten Erlaubnis angenommen hatte. Der aber blieb, als er sie so schön geschmückt erblickte, nicht hinter der Tür stehen, drang kühnlich ein, umfing sie herzhaft und tanzte mit ihr auf und ab und im Kreise herum, bis sie ganz von Atem war.

„Der Ohm hat mir dies alles geschenkt!" stammelte sie endlich schuldbewußt.

„Wird sich auch also gehören!" lachte er unbekümmert.

Sofort fiel mit einem tiefen Seufzer die heimliche Angſt von ihr ab, und ſie ließ ſich willig von ihm küſſen. Dann aber drang ſie in ihn und wollte wiſſen, welcher Art die Verſchwörung ſei, die gegen die heilige Katharina und ihr fröhliches Feſt angezettelt worden war. Doch er kam nicht recht mit der Sprache heraus.

„Wird es arg werden!“ fragte ſie eifrig, denn die Neugier plagte ſie gar ſehr.

„Arg oder nicht arg, wer kann's wiſſen,“ lachte er laut. „Der Prior Jukundus aber, der dicke Käthepfaff, mag ſich hüten! Halte dich nur zu mir, dann wird dir kein Leid geſchehen.“

Schmollend trieb ſie ihn endlich davon, damit er nicht wieder mit Meiſter Stenzel zuſammenkäme.

VI

Trübe und regneriſch zog der Totenſonntag vorüber. Glänzend aber erhob ſich die Sonne am Morgen des folgenden Montags, der der heiligen Katharina geweiht war. Ring und Straßen waren geſchmückt mit Girlanden, Kränzen und Fähnlein. Aus den Fenſtern hingen bunte Teppiche. Allerhand Luſtbarkeiten wurden vorbereitet, und viel fahrendes Volk, das vor den Toren gewartet hatte, zog herein. Eine tiefe, freudige Erregung machte ſich allerorten kundbar und wuchs zuſehends bis zur Mittagsſtunde.

Da begann ſich von dem Eckhaus an der Zollgaſſe, das dem Schöffen Franz Kronpuſch gehörte, und worin die diesjährige Käthekönigin wohnte, ein feierlicher Zug mit wehenden Fahnen und lauter Muſik zur Pfarrkir-

che in Bewegung zu ſetzen. Voran ſchritt Ludmilla Kronpuſch mit einem köſtlichen Gewande aus roter Seide angetan, auf dem ſtolzen Haupte einen Kranz goldener Roſen. Ihr folgten die ſechs Käthemägde, mit ſilbernen Kränzen geſchmückt. Dahinter kam der Schwarm der andern Jungfrauen, die grüne Rosmarinkränzlein trugen, darunter auch Giſela. Fromm und ſittſam zogen ſie ihres Weges und ließen ſich von den jungen Burſchen, die ſie rundum begleiteten, nicht in ihrer Andacht ſtören. Ein bunter Volkshaufe bildete den Beſchluß. So wälzte ſich der ganze Zug in geziemender Ordnung über den Ring durch die Milchgaſſe und quoll langſam in den weitgewölbten Raum der Kirche. Hier wartete ſchon Prior Jukundus am Altar der heiligen Katharina, in ein goldenes Meßgewand gekleidet, das ihm gar trefflich ſtand. Umgeben von den Miniſtranten und dem Glöckner begann er, ein feierliches Hochamt zu zelebrieren. Die Jungfrauen, allen voran die ſechs Käthemägde mit Ludmilla Kronpuſch, knieten dicht vor dem Altar nieder. Hinter ihnen aber wurde die Kapelle von der halbkreisförmigen Mauer der heimlichen Verſchwörer abgeſchloſſen. In der Mitte hielt Günther Antonius, und alle ſchauten auf ihn wie auf einen Kriegshauptmann, ſtanden auch feſt und treu beieinander wie wackere Landsknechte vor der Schlacht. Meiſter Stenzel, der ſich unter ſie gewagt hatte, um Giſela im Auge behalten zu können, bekam von zwei Gerbergeſellen reichlich Püffe und Fußtritte und wurde langſam, aber unbarmherzig in das Seitenſchiff gedrängt. Blaſius hielt in der erſten Reihe, und dicht vor ihm kniete Giſela. Während der Prior mit ſeiner fetten Stimme die latei-

niſche Meſſe herunterleierte, von der keiner auch nur ein Wort verſtand, flüſterte Blaſius, dieſer ketzeriſche Bube, Giſela allerhand Liebesworte ins Ohr, daß ſie ſich nur mit Mühe des lauten Lachens erwehrte. Dieſe fröhliche Stimmung wirkte gar ſchnell anſteckend und aufreizend auf den ganzen Kreis. Endlich konnte Giſela nicht länger an ſich halten und platzte laut heraus. Ludmilla Kronpuſch ſah ſich darauf ſtolz und mißbilligend um. Ihr zürnender, hoheitsvoller Blick, vor dem Günther Antonius ſogar die Augen niederſchlug, wirkte Wunder, und der Rumor, der hinten einſetzen wollte, verebbte. Rauſchend begann die Orgel zu tönen, doch bei dem Geſang, der ſich nun erhub, ließen ſich deutlich deutſche Worte vernehmen. Prior Jukundus räuſperte ſich grimmig, machte eine längere Pauſe und erhob ſchließlich den Altarkelch, um für die verſammelten Gläubigen zu trinken. Außerdem war ihm vom vielen Sprechen ein lebhafter Durſt in der Kehle erwacht. Und als ſein Trunk immer länger und länger wurde und noch kein Ende abzuſehen war, da rief einer von hinten mit lauter Stimme: „Wohl bekomm's Euch, Herr Prior!“

Mit einem Ruck des Schreckens fuhr der Kelch von des Prieſters Lippen, und eilend brachte er die Meſſe zu Ende. Immerhin hielten ſich die Verſchworenen innerhalb des Gotteshauſes noch ſo weit zurück, daß Prior Jukundus den öffentlichen Umgang wagen wollte. Auch mochte er nicht des fröhlichen Schmauſes, der auf dem Rathaus ſeiner harrte, verluſtig gehen und zog daher mit langſamen Schritten, begleitet von zwei Miniſtranten, die Weihrauchfäſſer ſchwangen, durch die Kirche auf das hohe Portal zu. Ihm folgte Ludmilla,

in deren Geſicht die zornige Scham über die Störer des Feſtes brannte, mit den Räthemägden und den Jungfrauen, bei denen des Gekichers immer mehr wurde. In der Pforte richtete ſich der Räthepfaff zu gebietender Hoheit auf, tat einen Schritt und verfing ſich in eine ſtraffgeſpannte Schnur, die heimtückiſch allda geſpannt war. Er purzelte auf ſeinen Bauch und rollte gemächlich, ohne ſich weiter wehe zu tun, ſeines Weges durch ein paar Pfützen. Da traf Ludmillas Blick, die ſich über dieſes Bubenſtück aufs tiefſte empörte, zum erſten Male deutlich auf Günther Antonius, der ſchmunzelnd abſeits ſtand, und keinen Finger rührte, dem Prior zu helfen. Mit Hilfe der Miniſtranten kam er wieder auf die Beine, ſchimpfte wie ein Rohrſpatz, und weiter ſchob ſich die Menge. An der Ecke der Milchgaſſe aber verſperrte plötzlich ein anderer Zug, der vom Ringe herkam, das ſchmale Kirchgäßchen. Die Volksmaſſen ſtauten ſich und ſtanden feſtgekeilt. An der Spitze dieſes neuen Zuges ſaßen auf zwei Ochſen, einem grauen, der die Minoriten, und einem ſchwarz-weißen, der die Dominikaner darſtellen ſollte, rücklings zwei Schneidergeſellen, die als Nonnen verkleidet waren, und lenkten die Tiere am Schweife. Vor den beiden Ochſen aber ſchritt ein Mönch daher, der Jukundus, dem Räthepfaff, wie aus dem Geſicht geſchnitten war. Der ſah ſein Spiegelbild mit hellem Entſetzen, und ſchon prallten die beiden umfangreichen Leiber aneinander.

„Hallo, Dickbauch, hebe dich aus dem Wege!“ ſchrie der unechte Jukundus.

Dazu kreiſchten die falſchen Nönnlein mit verſtellten Stimmen, weil man ſie in die Waden zwickte. Sofort

erhob ſich nun ein ſolch halsbrecheriſches Gedränge, da ein jeder das Schauſpiel ſehen wollte, daß der Rat durch die Stadtdiener eingreifen laſſen mußte. Nun quirlte ſich die Maſſe auf den breiteren Ring, der unechte Jukundus mit dem echten Arm in Arm, und die Käthemägde in drangvoller Engnis ängſtlich um ihre ſilbernen Kränzlein beſorgt. Nur Ludmilla, die Käthekönigin, verlor nichts von ihrer Hoheit und ihrem Stolz, und keiner wagte es, ſich an ſie heranzudrängen. Vor dem ſteinernen Tiſche der Vogtei ſtaute ſich die Menſchenmenge zum andern Male. Dort oben nämlich ſtand ein Fleiſcherknecht, als Kapuziner verkleidet, und hielt eine Faſtenpredigt, in der er tapfer gegen alle Heiligen und ſogar gegen die Jungfrau Maria loszog. Wie laut er auch ſchrie, ſo konnten ihn doch nur die Umſtehenden hören, denn das Volk gebärdete ſich wie toll vor Freude und wollte ſeinen Spott haben. Am ärgſten litt der echte Jukundus darunter, der zu Füßen des falſchen Predigermönches ſtand und nicht entfliehen konnte. Sonſt war von Klerikern keine Spur zu entdecken. Dafür aber machte ſich im Gedränge allerhand Geſindel geltend, das es auf die vollen Taſchen und Beutel abgeſehen hatte, unbemerkt herbeiſchlüpfte und lautlos, wie von der Erde verſchluckt, mit dem Raube verſchwand.

Giſela und Blaſius hielten ſich im Gedränge umhalſt und küßten ſich, wie ſie es bei vielen andern Paaren ſahen, nach Herzensluſt ab. Meiſter Stenzel, der ganz dicht dabei ſtand, mußte zähneknirſchend zuſehen und vermochte ſie doch nicht daran zu hindern, dieweil er nicht zu ihnen gelangen konnte.

Nur Ludmilla, die Käthekönigin, blieb bleich wie eine

Lilie, aber unverändert ſtolz und aufrecht ſtehen. Keiner rührte ihr auch nur an den Saum ihres Gewandes. Sie fühlte, daß Günther Antonius, der Ketzer, den ſie haßte, um ihn nicht lieben zu müſſen, dicht hinter ihr ſtand. Aber ſie wäre lieber auf der Stelle eines ſchnellen Todes verblichen, als daß ſie ſich umgedreht hätte. Allein ihr goldenes Kränzlein hatte ſchon längſt einem ſchnellfingerigen Landfahrer in die Augen geſtochen, und er machte ſich endlich heran, um es ihr zu ſtehlen. Ehe er aber mit der Beute davonſchleichen konnte, ſchrie er auf, denn Günther Antonius hatte ihn mit rauher Fauſt am Handgelenk gepackt.

„Jungfrau Ludmilla," rief er freundlich und neigte ſich zu ihrem Ohr, „achtet Ihr ſo auf Euer Kränzlein?"

Da mußte ſie ſich umwenden und ſich ſeinem Zwange beugen, ſah den Dieb, der den Raub noch immer in den Klauen hielt, und glühte auf wie eine dunkelrote Roſe. Günther Antonius aber ſetzte ihr das Kränzlein recht zierlich wieder auf und ſagte ſchlicht: „So Ihr mich zum Wächter Eures Kränzleins machen wollt, ſollt Ihr es nimmermehr verlieren."

Das ſagte er ſo treuherzig, daß ihr Stolz auf der Stelle zerſchmolz, daß ſie das Haupt neigte und die Hände vors Geſicht ſchlug.

„Jungfrau Ludmilla," flüſterte Günther Antonius ihr ins Ohr, „ſo Ihr Euch von mir führen laſſen möget, will ich Euch ſicher nach Hauſe geleiten."

Nun ſanken ihre Arme kraftlos herab, und ſie nahm zitternd ſeine Hand, die ſich ihr entgegenſtreckte.

Unterdeſſen war der falſche Kapuziner mit ſeinem Sermon zu Ende gekommen und gebot nun dem Volk,

die beiden Käthepfaffen, von denen ſich der echte kaum auf den Beinen halten konnte, nach Hauſe zu bringen. Sie wurden auf die beiden Ochſen zu den Nonnen geſetzt, die ſie ſofort liebevoll umhalſten, und mit großem Hallo die Mühlgaſſe hinuntergeleitet. Hier begegnete ihnen der fromme Pater Johannes, der von dem echten Jukundus um Hilfe angerufen wurde. Doch er war machtlos gegen die Tollheit des Volkes und wandte ſich ab.

Mit Meiſter Stenzel war inzwiſchen eine tiefe Veränderung vorgegangen. Er hatte endlich eingeſehen, daß Giſela ihm für immer entſchlüpft war, und daß er gegen die beiden Verliebten ganz und gar nichts mehr ausrichten konnte. Mußte es aber grade Giſela ſein? Gab es nicht noch andere ſchöne Mädchen? Und da er einen vollen Beutel hatte, hingen ſich bald zwei fahrende Fräuleins an ihn. Mit ihnen zog er aufs Rathaus, wo der kleine und der große Saal für das Käthefeſt hergerichtet waren. Auch die andern ſtrömten nun dahin, und es ging hoch her. Überall hatten die Verſchworenen geſiegt, ſo daß es auch Meiſter Stenzel gut fand, ſich mit ihnen zu verbrüdern. Und als ſie alle zum Schwur der Treue aufſprangen, blieb er nicht ſitzen und gelobte mit überlauter Stimme, am reinen Wort feſtzuhalten und ſich weder vor dem Papſt noch vor dem Teufel noch vor irgendeiner weltlichen Macht zu fürchten.

Doch als er den Becher hob, um dieſen Schwur durch einen herzhaften Trunk zu bekräftigen, wurde er plötzlich bleich, und ſein hoher Mut brach zuſammen. Mitten im Tumult war ſein Ohr von einer ſchrillen Stimme erreicht worden, die ihm überaus bekannt vorkam. Seine

entlaufene Ehefrau Franziska war, des fahrenden Lebens müde, plötzlich zurückgekehrt, hatte ihn daheim nicht gefunden und kam nun, um ihn mit dem Knieriemen zu holen. Da ließ er die beiden fahrenden Jungfrauen fahren und sprang davon, als sei der Teufel hinter ihm her. —

Am nächsten Morgen erhoben sich die meisten Brieger mit schweren Köpfen, aber der papistische Bann war für immer gebrochen. Die Dominikaner und Minoriten flogen nach allen Richtungen der Windrose auseinander und ließen sich die Tonsur überwachsen. Die Johanniterherren, die längst der neuen Lehre zugetan waren, entbanden sich ihrer Gelübde und setzten Johannes Tropper, den frommen Minoritenpater, als lutherischen Prediger in der Pfarrkirche ein. Den Domherren wurde der Boden zu warm, und sie suchten sich besseren Unterschlupf. Auf den Einkünften des Stiftes wurde später das Gymnasium gegründet. Das Minoritenkloster machte der Rat zum Zeughaus, und die Goldstücke der heiligen Katharina fanden den Weg in den Stadtsäckel, der aber darüber das Hungern nicht verlernte.

Prior Jukundus trug seinen dicken Leib und den Gram über die Verderbnis der Welt nach Neiße in die fromme Bischofstadt und bereitete sich einen gedeihlichen Lebensabend.

Blasius Gierth, der bald nach dem letzten Käthefest Gisela heimführte, verharrte nicht im Schustermittel, weil sich dort die Köpfe nicht erhellen wollten, sondern düster und festverschlossen gegen die neue, befreiende Lehre blieben. Er ließ sich in die Zunft der Weißgerber aufnehmen und kam darin zu Reichtum und Ehren.

Auch Günther Antonius fand sein Glück in der Ehe, obschon er noch ein ganzes Jahr um Ludmilla Kronpiusch werben mußte. Das war seine Strafe für die Verschwörung, die er angestiftet hatte.

Stenzel Narotschek hatte seine angetraute Ehefrau wieder, die ihn nicht gerade gelinde mit dem Spannriemen lenkte, denn in der Zeit ihres Landfahrens war ihr Selbstbewußtsein bedeutend gewachsen, und er wagte es niemals mehr, sich in die Händel dieser Welt zu mischen. Er saß vom Morgen bis zum Abend mit Fleiß hinter der schimmernden Wasserkugel und blieb seinem alten Leisten getreu, wie alle Brieger Schuster nach ihm bis auf den heutigen Tag.

Die Pfaffenhochzeit zu Görlitz

Während der Reformation ſtand Görlitz unter der Herrſchaft des Bürgermeiſters Haſſe, des Magiſters, wie er genannt wurde, der gar trefflich zu regieren und mit feſter Hand zuzugreifen verſtand. Obſchon er von der Reformbedürftigkeit der Kirche feſt überzeugt war, ging es ihm doch wider den obrigkeitlichen Stolz, daß ſich ein ſimples wittenbergiſches Mönchlein herausnahm, gegen Kaiſer und Papſt, gegen Reichstag und Konzilium zu ſprechen und zu ſchreiben.

Doch wie ſich der ehrenfeſte Magiſter ſperrte, die lutheriſche Ketzerei zog auch in Görlitz ein und fand viel Zulauf und gläubige Ohren. Daran war vornehmlich der Stadtpfarrer Friedrich Rotbart ſchuld, der draußen vor dem Tore auf dem feſten Pfarrhofe ſaß und in der danebenliegenden Nikolaikirche gar gewaltiglich gegen den Papſt, die Geiſtlichkeit und die Heiligenverehrung predigte. Er war aus demſelben harten Holz geſchnitzt wie der Bürgermeiſter und gab nicht im geringſten nach, als ihn der Rat in aller Güte vermahnte, von der neuen Irrlehre abzulaſſen. Vielmehr wurde der Stadtpfarrer nur noch hitziger und wandte ſich nun offen gegen den Rat, den er beſchuldigte, das lautere und reine Evangelium und ſeine Diener zu bedrohen und zu verfolgen. Darüber begann es unter den Zechen, beſonders unter den unruhigen Tuchmachern, zu gären, alſo, daß ſich der Rat allerhand ſchlimmer Dinge verſehen durfte.

Jetzt aber hatte der Magiſter hinreichend Grund, einen ſeiner harten Griffe zu tun, bezichtigte den Friedrich Rotbart der Abſicht, einen Aufruhr zu erregen, und ſetzte ihn kurzerhand ab. Dies aber geſchah heimlich, aus Furcht vor dem Volke. In aller Stille wurde der Stadtpfarrer über die Grenze gebracht, ohne daß er von ſeinen Pfarrkindern hätte Abſchied nehmen können. Er ſetzte ſich in Bautzen feſt und harrte allda geduldig auf den Sieg der neuen Lehre. Der Rat aber ließ unter den Zechen ausſprengen, daß der Stadtpfarrer eine längere Reiſe in ſeine Heimat Schwaben angetreten hätte.

Sodann eilte der Magiſter, ſich nach einem geeigneten Nachfolger umzuſehen, und glaubte ihn bald in Nikolaus Zeidler gefunden zu haben, der ſich in Breslau, trotz ſeiner jungen Jahre, wegen ſeines leidenſchaftlichen Eiferns für das Papſttum gründlich verhaßt gemacht hatte. Darum auch war er ſo recht ein Stadtpfarrer nach dem Herzen des Magiſters. Und er band ihm auf die Seele, ſich aller Gebühr nach bei dem alten Glauben zu halten und inſonderheit dem Volke den Gehorſam gegen die von Gott eingeſetzte Obrigkeit unverrückbar ins Gewiſſen zu pflanzen.

Nikolaus Zeidler fand dies Begehren billig und zog getroſten Mutes in den Görlitzer Pfarrhof ein.

Am Pfingſtfeſt ſollte er ſeine erſte Predigt halten. Er ging darum am Sonnabend vorher in der Morgenfrühe hinaus auf das Feld, um ſich den Text zu ſeiner Predigt, mit der er die Ketzerei zu dämpfen gedachte, in der Einſamkeit zu überdenken.

Wie er ſo am Ufer der Neiße dahinſchritt, vernahm er plötzlich einen Geſang, der ſein Ohr ganz gefangen

nahm. Er hob ſeine Augen auf und ſah auf der Wieſe eine Jungfrau vor ſich, die ihre Sichel ſchwang und Gras mähte. Das Lied aber, das ſie ſang, lautete alſo:

Ein feſte Burg iſt unſer Gott,
Ein gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alte, böſe Feind
Mit Ernſt er's jetzt meint,
Groß Macht und viel Liſt
Sein grauſam Rüſtung iſt.
Auf Erd'n iſt nichts ſeinsgleichen!

Als Nikolaus Zeidler verwundert herantrat, verſtummte das Mädchen auf der Stelle und ſchien über dieſe Störung nicht ſehr erfreut zu ſein.

„Warum ſingſt du nicht weiter, mein Kind?“ fragte er ſanft.

„Weil mir die Luſt dazu fehlt!“ erwiderte ſie herben Tones und ſenkte ihre klaren, blauen Augen nicht vor ihm.

„Du haſt eine ſehr ſchöne und helle Stimme,“ ſprach er noch ſanfter, um ſie verſöhnlicher zu ſtimmen.

„Gleichwohl, ich ſinge nicht,“ wies ſie die Schmeicheleи zurück und wandte ſich wieder ihrer Arbeit zu. „Das Lied würde Euern Ohren doch nicht wohlklingen.“

„Ei, warum wohl nicht, meine Tochter?“ erwiderte er verwundert. „Ich habe ihm vorhin mit viel Vergnügen gelauſcht. Es iſt ein Lied voll Kraft und Glut und tiefer Frömmigkeit, wie mich dünket.“

„Mich aber dünket,“ ſpottete ſie, und ſtützte die ſchlanken Hände herausfordernd auf die ſtolzen Hüften, „daß Euch dieſes Wort noch gereuen wird.“

„Wie soll ich dieses verstehen?“ fragte er betroffen und schlug den Blick zu Boden.

„Ei nun, wie Ihr es mögt,“ lachte sie hell auf.

Da hob er nach einer Weile wieder den Blick und sah sie schweigend an. Und er merkte, daß sie schön von Antlitz und Gestalt war, so recht gemacht, einem Manne das Blut in die Wangen zu treiben. Kaum aber hatte er solches mit seinen Gedanken erfaßt, wurde er rot wie ein am unrechten Orte erkannter Klosterschüler. Die Jungfrau aber lächelte über seine Verwirrtheit.

„Wem gehörst du zu!“ fragte er, um dem peinlichen Schweigen ein Ende zu machen.

„Ich bin des Tuchmachers Simon Wolf einzige Tochter.“

„Und auf welchen Namen bist du getauft!“

„Felicia ruft man mich!“

„Nun, Jungfrau Felicia,“ begann Nikolaus Zeidler zögernd, „woher stammt das fromme Lied, das ich bisher nirgends hörte!“

„Von dem Herrn Stadtpfarrer!“

„Nicht, daß ich wüßte!“ lächelte er überlegen. „So es vom Stadtpfarrer stammt, so müßte ich doch darum wissen, da ich selber der Stadtpfarrer bin.“

„Ihr, der Herr Stadtpfarrer!“ lachte sie hell auf. „Dieser Scherz mag einem Mönche sehr wohl anstehen! So vernehmt denn, daß unser Stadtpfarrer der hochehrwürdige Herr Friedrich Rotbart ist, der sich auf eine kurze Zeit nach seiner Heimat aufgemacht hat.“

„Von wo er nicht wieder zurückkehren wird,“ versetzte Nikolaus Zeidler sanft.

„Er wird zurückkehren!“ rief sie bestimmt, und ihre

Augen blitzten; allein vor seinem zuversichtlichen Blick wich ihr Mut zurück, und plötzlich kam über sie die rechte Erkenntnis, also daß sie zornig rief: „So seid Ihr es, der ihn vertrieben hat!“

„Nicht also!“ wies er sie zurück. „Er hat sich selbst vertrieben durch sein ketzerisches Eifern wider die Kirche. Darum hat ihm der Rat bedeutet, daß seines Bleibens in Görlitz nicht länger sein kann.“

„Euch aber ist es eine Freude, daß er davongegangen ist!“ rief sie voller Empörung.

„Mitnichten, Jungfrau Felicia,“ suchte er sich zu rechtfertigen. „Vielmehr tut mir das Herz darüber weh, daß er sein Amt fahren lassen mußte. Hätte ihn aber der Rat länger geduldet, so wäre die Stadt geschwind voller Ketzer geworden.“

„Sie ist schon voll davon!“ rief Felicia triumphierend. „Es ist unter den Tuchmachern kein einziger, der nicht dem lauteren und reinen Worte Gottes anhängt. Und das Lied, das ich vorhin sang, ist das fürnehmste aller Ketzerlieder. Und der es gemacht hat, ist kein anderer als Doktor Martinus Luther!“

Da wurde Nikolaus Zeidler bleich, trat einen Schritt zurück, wandte sich und ging davon. Felicia aber nahm ihre Sichel auf, ließ sie im Takt durch die Halme schwirren und sang das erzketzerische Lied zu Ende. Nun aber klang es noch freudiger und kraftvoller, noch herzhafter und markiger als vordem, denn es hatte einen, gegen den es gerichtet war.

Immer langsamer schritt Nikolaus Zeidler, bis er endlich hinter einem Busche haltmachte, um zu lauschen. Und sein Mut wurde immer kleiner, seine Hoffnung,

die Görlitzer Ketzerei zuſchanden zu machen, ſchwand immer mehr dahin vor dem ſtarken, frommen Trotz, der das Lied erfüllte:

Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn,
Und keinen Dank dazu haben,
Er iſt bei uns wohl auf dem Plan
Mit ſeinen Geiſt und Gaben.
Nehmen ſie uns den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn:
Das Reich muß uns doch bleiben!

Noch immer ſtand er lauſchend hinter dem Buſche und ſchaute noch einmal nach der Jungfrau zurück, die mit rüſtigen Armen das gemähte Gras zuſammenraffte. Dann ſchritt er heimwärts und ward ſich ſeiner Schwäche bewußt.

Wie ein Lauffeuer ſprang die Kunde von der Vertreibung des Stadtpfarrers Friedrich Rotbart durch die Gaſſen und über die Plätze und erregte die Gemüter aufs heftigſte. Die Tuchmacher wollten nichts anderes, als den Rat abſetzen und den Magiſter ſteinigen. Die Zunftmeiſter, darunter auch Simon Wolf, hatten alle Hände voll zu tun, die Tollen zurückzuhalten.

Am Pfingſtmorgen aber drängte alles Volk in die Nikolaikirche, daß darin eine ſchier atemraubende Fülle entſtand. Auch der Rat erſchien vollzählig, wurde aber mit Murren und drohenden Gebärden empfangen. Wie ein unerſchütterlicher Fels im brandenden Meere ragte die hohe und breite Geſtalt des Magiſters in der Mitte des Ratsgeſtühls. Er kannte keine Furcht und ſchaute

weder rechts noch links, ſondern nur auf Nikolaus Zeidler, der nun auf die Kanzel trat.

Lange mußte er nach Worten ſuchen, denn ſein Gemüt war noch immer ſchwer bedrückt von der Wucht des ketzeriſchen Liedes. Und ſo begann er mit heimlichem Zagen ſeinen Text. Als er aber zum erſten vernichtenden Streich gegen das Luthertum ausholte, fiel ſein ſchweifender Blick auf Felicia, die dicht zu ſeinen Füßen ſaß und ihre großen, blauen Augen klar und voll auf ihn gerichtet hielt. Und dieſe Augen ſchwächten ſeinen Zorn ſo ſehr, daß ſich das Donnerwetter, das er gegen die Ketzerei zu ſchleudern ſich anſchickte, in ein zartes, ſanftes Säuſeln wandelte. Darüber bezeugten die Tuchmacher ihre Freude, indem ſie ſich eifrig zunickten und ſpöttiſch zu dem Magiſter hinüberſchauten. Der aber ſamt dem Rate ſaß da und rührte ſich nicht, obſchon er von der Lauheit der Predigt aufs höchſte betroffen war.

Denn wie ſich auch Nikolaus Zeidler bemühte, in ſeinen alten, eifervollen Ton zurückzufallen, es gelang ihm nicht. Felicias Augen waren ſtärker als alle Papſtbullen und Konzilienbeſchlüſſe. Und dieſe Pfingſtpredigt, von der ſich der Rat gar vieles für den alten Glauben erhofft hatte, ging vorüber nicht wie ein tobendes, ſtrafendes Ungewitter ſondern wie ein freundlicher, befruchtender Regen.

Am Abend ſtand der Stadtpfarrer vor dem Magiſter.

„Iſt etwa auch in Euch das wittenbergiſche Gift gefahren!“ herrſchte er ihn an.

Darüber erſchrak Nikolaus Zeidler ſo ſehr, daß es ihm die Stimme verſchlug. Das war aber ſein Glück,

denn wenn der Magiſter keinen Widerſpruch erfuhr, ließ er bald von ſeiner Heftigkeit.

„Wir brauchen hier einen Pfarrer, der mit feurigen Zungen predigt,“ fuhr er in gelinderem Tone fort. „Ausreuten ſoll er alles Unkraut, das unter dem Volke wuchert, mit feſter Hand und mit harten Worten dreinfahren, wie es der Ordnung geziemt.“

„So Ihr von mir begehrt, Zwietracht zu ſäen,“ ſprach Nikolaus Zeidler ruhig, „ſo kann ich Euer Begehren nicht erfüllen. Denn die Liebe Chriſti verbindet uns alle. Das iſt der Grund, darauf ich bauen muß.“

„Zu Breslau habt Ihr anders gepredigt!“

„Nun aber bin ich in Görlitz. Und was den Breslauern not tat, braucht den Görlitzern nicht zu frommen. So Ihr aber von mir begehrt, daß ich mich am morgigen Tage zu der heiligen Kirche, die unſer aller Mutter iſt, brünſtiglicher bekenne, ſo will ich es verſuchen!“

Damit gab ſich der Magiſter vorderhand zufrieden, und der Stadtpfarrer ging davon, ohne ſein Geheimnis, das ihn zu ſeiner Lauheit zwang, verraten zu haben.

Sein Verſuch, ſich am Pfingſtmontag brünſtiglicher zur heiligen Kirche zu bekennen, mißglückte vollſtändig. Wiederum ſaß Felicia zu ſeinen Füßen und ſah unbeirrt zu ihm auf, wodurch ſeine Inbrunſt dermaßen abgelenkt wurde, daß aus dem Kampfgeſchrei gegen die Ketzerei ein Aufruf zur Verſöhnung und zum Frieden wurde, alſo daß ihm Felicia am Ende der Predigt dankbar zunickte.

Am nächſten Morgen bezeugte ihm der Magiſter ſchriftlich ſeine geſteigerte Unzufriedenheit über die zweite

Predigt und drohte deutlich, falls der Stadtpfarrer nicht unverzüglich von seiner Mattigkeit und Schlaffheit ließe, ihn gar bald aus der Stadt zu tun wie den Friedrich Rotbart.

Darauf blieb Nikolaus Zeidler fünf Tage lang in seinem Pfarrhof und ging mit sich ernstlich zu Rate. Am Sonnabend faßte er sich endlich ein Herz und suchte auf der Langen Gasse Simon Wolfs Haus, in das er nach einigem Zögern eintrat.

„Ei, ei, der Herr Stadtpfarrer," rief der reiche Tuchmacher, dem bei aller Ehrenfestigkeit gar oft der Schalk im Nacken saß. „Was verschafft uns die hohe Ehre!"

„Ich bin in schwerer Sorge," sprach Nikolaus Zeidler, wobei er die Worte sorgsam wägte. „Der Magister hat mir angedroht, mich gleichfalls aus der Stadt zu tun wie meinen Vorgänger, so ich in meinen Predigten bei der Sanftmut verbleibe."

„Darum kommt Ihr zu mir!" fragte Simon Wolf verwundert. „So Euch doch nicht unbekannt sein kann, daß es keinen Tuchmacher in Görlitz gibt, der nicht der neuen Lehre anhängt."

„Dies ist mir wohlbekannt," meinte der Stadtpfarrer und versuchte sogar darüber zu seufzen. „Ich komme auch zu Euch, um Rat und Schutz zu bitten."

„Die Ihr wohl redlich heischen könnt," fiel ihm Simon Wolf ins Wort. „Denn es stehet dem Magister nicht zu, einem geistlichen Herrn vorzuschreiben, wie er predigen soll!"

„Dies alles mag dahingestellt bleiben," wehrte Nikolaus Zeidler ab. „Ich vielmehr fühle das herzliche Verlangen, soweit es irgend angeht, dem Begehren des

Rates Folge zu leiſten. Allein es ſteht mir dabei ein groſ-
ſes Hindernis entgegen, das Ihr, ſofern Ihr nur wollt,
leicht hinwegräumen könnt. Es iſt dies Eure Tochter
Felicia, die dicht vor meiner Kanzel ſitzt und mich mit
ihren Augen, die ſie niemals vor mir niederſchlägt, ſtets
ſo verwirrt, daß ich den rechten Text verliere. Es iſt, als
zwinge ſie mich mit ihrem Blick, nur das zu predigen,
was ſie zu hören wünſcht. Und dies iſt nicht das, was
die heilige Kirche lehrt."

„Euer Wunſch iſt nicht anders als recht und billig,"
erwiderte Simon Wolf, nachdem er ſich von ſeiner Über-
raſchung etwas erholt hatte. „Allein Ihr überſchätzt
meine Kräfte, wenn Ihr meint, das Mägdlein ließe ſich
etwas von mir befehlen. Sie hat vielmehr ihren eigenen
Kopf und tut, was ihr beliebt. Ich will ihr aber Euer
Begehren vermelden und nichts verſäumen, um ſie Euch
günſtig zu ſtimmen. Harret ein Weilchen, bis ich wieder-
komme."

Als er über eine kleine Zeit mit Felicia zurückkehrte,
erkannte Nikolaus Zeidler an ihrem offenen, hellen Blick,
daß ſie um alles wußte, und bat ſie inſtändigſt, ſich einen
anderen Kirchenplatz zu wählen.

„Ich weiche mitnichten!" rief ſie hurtig. „Denn ſo
ich dem neuen Glauben mit meinen ſchwachen Kräften
helfen kann, ſo will ich es mit Freuden tun."

Alſo blieb ſie hartnäckig bei ihrem ſtolzen Trotze,
daß es Simon Wolf ſogar zu arg wurde, und er ihr
mit dem Rate drohte.

„Laßt ab davon!" bat ihn Nikolaus Zeidler. „Jung-
frau Felicia iſt in ihrem Recht, und es wäre übel, ſie
darin zu kränken."

Jedoch Simon Wolf hatte noch einen Pfeil in seinem Köcher und wußte damit brav ihren Stolz zu treffen.

„Wie schade," sprach er ruhig und lächelte dabei in seinen langen, grauen Bart, „daß Ihr nicht dem neuen Glauben anhängt. Alsdann könntet Ihr sie freien, und sie müßte Euch als Ehefrau Gehorsam leisten."

Darauf schlug Felicia ihre Augen nieder, erglühte wie eine Rose und ging, aufs tiefste beleidigt, hinaus.

Nikolaus Zeidler aber bewegte die scherzhaften Worte des Vaters gar ernstlich in seinem Herzen und schritt heimwärts.

Am Trinitatisfest hielt er seine dritte Predigt. Den Vorsatz, die Görlitzer Ketzer zu Paaren zu treiben, hatte er längst fahren lassen. Er wollte für die Kirche nur noch retten, was zu retten war. Auch trachtete er danach, sich einen dankbaren Blick aus Felicias Augen zu verdienen. Doch ihr Platz war leer, und wie er auch spähte, nirgends war sie zu finden. Darüber ward sein Herz von einer solchen Unruhe ergriffen, daß sich ihm die Worte des Textes verwirrten und ins Gegenteil verkehrten. Aber nun war kein Halten mehr. Und schon ertappte er sich zu seinem nicht geringen Schrecken dabei, daß er dem Doktor Martinus Luther ein offenkundiges Loblied sang. Jetzt aber kam es über ihn mit aller Macht. Ein anderer Geist war in ihn gefahren und sprach mit feuriger Zunge aus ihm. Und diesem Geiste konnte er nicht wehren zu reden, und er predigte so gewaltig gegen den Papst und die römische Gefangenschaft der christlichen Kirche, daß die Tuchmacher sich vor Freude und Verwunderung gegenseitig anstießen und der gesamte Rat erbleichte.

Aus einem Saulus war in wenigen Augenblicken ein Paulus geworden, der ſich nicht ſcheute, mit frohem Mute von ſeiner Bekehrung zu zeugen.

Endlich wurde es dem Magiſter zu arg, und er ſtand auf und verließ mitten in der Predigt die Kirche. Sein ganzer Anhang folgte ihm, und die höhniſchen, ſiegesſicheren Blicke der Tuchmacher gaben ihm das Geleite. Nur wenige Ratsherren blieben ſitzen, ein Zeichen, daß die neue Lehre auch ſchon im Rate Wurzel gefaßt hatte.

Am nächſten Tage trat Nikolaus Zeidler aus eignem Antrieb vor den Magiſter.

Der fuhr ihn hart an und ſchalt ihn einen Abtrünnigen.

Diesmal aber ließ ſich Nikolaus Zeidler nicht einſchüchtern und bekannte frei und offen, daß er durch das fromme Lied einer Görlitzer Jungfrau, das ſie beim Grasmähen geſungen, zum wahren Glauben bekehrt worden ſei und nicht mehr davon laſſen könne.

„Alſo ſeid Ihr ein Ketzer geworden!“ rief der Magiſter grimmig.

„Mitnichten!“ erwiderte Nikolaus Zeidler furchtlos. „Vielmehr halte ich dafür, daß ich ein rechter Chriſt geworden bin. Und ich kann jetzt niemand mehr zu Sankt Nikolaus oder Sankta Katharina, ſondern allein zu Jeſu Chriſto weiſen!“

Ob dieſer Standhaftigkeit ward ihm ein großer Lohn. Am nächſten Sonntag ſaß Felicia wieder zu ſeinen Füßen, und ihre Augen hingen voll inniger Verehrung an ſeinen beredten Lippen. Das flößte ihm ſoviel Mut ein, daß er noch an demſelben Tage zu Simon Wolf

ging, um ihn im vollen Ernſt an ſeine vorige Scherzrede zu erinnern.

Doch ſtatt ſeiner öffnete ihm Felicia die Tür und errötete heftig, da ſie ihn erkannte.

„Liebwerte Jungfrau!“ ſprach er und ergriff ſie bei der Hand. „Gott hat es gefügt, daß Ihr mir hier entgegenkommt. Wollt Ihr mir nun getreulich beiſtehen in dem ſchweren Kampf, den ich begonnen habe, um hier in Görlitz dem wahren Glauben zum Siege zu verhelfen?“

„Ei, Herr Pfarrer!“ antwortete ſie lächelnd und fand alsbald ihre Schalkhaftigkeit wieder. „Wie könnte ich Euch mit meinen geringen Kräften beiſtehen, da ich doch ein ſchwaches Mägdlein ohne Kunſt und Wiſſen bin.“

„Ihr ſeid vieltauſendmal ſtärker als ich!“ antwortete er und atmete befreit auf. „Ihr habt mir mit Eurem frommen Liede das Herz bezwungen, alſo daß ich von nun an die rechte Straße wandeln kann. Nun tut noch das eine, was not iſt: Laßt mich Eure Hand halten für immer und ewig!“

„Wie ſoll ich dieſes Wort verſtehen?“ fragte ſie beſtürzt und ſchlug die Augen nieder.

„Ich frage Euch vor Gott dem Allmächtigen und Allwiſſenden: Wollt Ihr meine verlobte Ehefrau werden?“ ſprach er in feierlichem Tone. „So Ihr mir dies vergönnt, dann getraue ich mich das große Werk, das ich begonnen habe, in Ehren zu vollbringen!“

Da hob ſie ihre klaren, blauen Augen zu ihm empor und nickte ihm wortlos zu. Nun aber war es mit ihrer Standhaftigkeit zu Ende, und ſie entzog ihm die Hand

und entwich. Er aber blieb, froher Hoffnung voll, und harrte auf Simon Wolf. Als der endlich erſchien und vernahm, was geſchehen war, gab er mit Freuden ſeinen Willen darein, denn es gelüſtete ihm ſchon lange, einen Gang mit dem Rate zu wagen.

„Habt Ihr auch alles wohl bedacht!“ fragte er endlich. „Der Magiſter wird Blut und Feuer ſpeien!“

„Ich tue, was mir mein Gewiſſen gebeut!“ erwiderte Nikolaus Zeidler ſchlicht.

„Das iſt ein wacker Wort!“ rief Simon Wolf froh und drückte ihm in Treue die Hand. „Die Zechen ſtehen auf Eurer Seite, und auf die Tuchmacher könnt Ihr Euch vor allem verlaſſen.“

Noch an demſelben Abend wurde das Verlöbnis in Gegenwart von einigen Zechenälteſten gefeiert. Die Hochzeit ſollte ſchon am dritten Tage danach auf dem Pfarrhof ſtattfinden, um den ſtarrſinnigen Magiſter zu überrumpeln.

Doch der vernahm noch rechtzeitig die Kunde davon und ließ durch Franz Lindner, den Unterſtadtſchreiber, gegen das Vorhaben des Stadtpfarrers, vor allem Volk das Gelübde der Keuſchheit zu brechen, ſchärfſten Proteſt einlegen. Allein Nikolaus Zeidler kehrte ſich nicht daran, lud die Gäſte ein und machte alles bereit zur Hochzeit.

Die treuen Tuchmacher, denen ſich die meiſten übrigen Zechen anſchloſſen, füllten mit ihrem Anhange die Nikolaikirche ſo dicht, daß der Rat nicht wagen durfte, die Handlung zu ſtören. Nikolaus Zeidler traute ſich ſelbſt, da es ihm an einem geiſtlichen Beiſtand fehlte.

Als ſich aber die Zechen gegen Abend verliefen, und

die Gäſte zum fröhlichen Mahl im Pfarrhof verſammelt waren, da erſchienen als Abgeſandte des Rates der Unterſtadtſchreiber und zwei Ratsherren mit einem Haufen bewaffneter Knechte, drängten mit aller Macht herein, trieben die Geſellſchaft aus einander und brachten die bereits vermählte Braut in das Haus ihres Vaters zurück.

Von weiteren Maßregeln ſah der Rat vorerſt ab, um die Zechen nicht noch mehr zu reizen. Denn ſie ſchäumten bereits vor Wut. Nur Simon Wolf und Nikolaus Zeidler waren noch imſtande, ſie vor dem offenen Aufruhr zurückzuhalten.

Die Stadt ſpaltete ſich in zwei feindliche Heerlager. Allein es war kein Zweifel, daß Simon Wolf und Nikolaus Zeidler den bei weitem größeren Anhang hatten.

Als er zum vierten Male die Kanzel betrat, fuhr er, zur Verwunderung der Zechen und des Rates, milde wie vordem daher, ſprach über das hohe Amt eines Dieners am lauteren und reinen Gotteswort und gedachte dabei in Liebe und Verehrung ſeines Vorgängers Friedrich Rotbart, der ein rechter Hirt und Seelenwärter geweſen ſei, um das Volk, ſeine Schäflein, auf dem Anger des Evangeliums zu weiden, den aber die Ratsherren, des Evangeliums wegen, aus der Stadt vertrieben hätten, alſo daß man Gott um ſeine Wiederkehr inbrünſtig bitten müſſe. Alle, die da gekommen waren, um von der Kanzel etwas über die geſtörte Hochzeit und den Übergriff des Rates zu hören, gingen enttäuſcht von dannen. Doch der Rat war aufs höchſte beſtürzt. Zum erſten Male war dem Verlangen der

Zünfte, Friedrich Rotbart zurückzuholen, frei und öffentlich Ausdruck verliehen worden.

Diesmal beschied der Magister den Stadtpfarrer vor den Rat. Gehorsam erschien er und vernahm, daß man von ihm heischte, freiwillig auf das Pfarramt zu verzichten.

„Ließe ich mein Amt fahren," sprach er ohne Scheu, „so wäre ich ein schlechter Hirte und ein noch schlechterer Bürger der frommen Stadt. Denn meine Schäflein sind gewillt zu trotzen, so man mich mit Gewalt von hinnen treibt. Zöge ich also davon, so machte ich mich des gemeinen Aufruhrs schuldig. Weil aber das Volk mir anhängt, also muß ich auf meinem Platze verharren, es komme, was da wolle, auf daß der Stadt Bestes gewahrt bleibe. So aber der Rat den hochehrwürdigen Herrn Friedrich Rotbart wieder nach Görlitz beruft, so will ich ohne Verzug mein Amt in seine treuen Hände zurücklegen."

Auf diese Rede hin fand es der Magister für geraten, diese Sache auf sich beruhen zu lassen. Um so schärfer aber stellte er den Pfarrer über die Ungebühr der kirchenschänderischen Trauung zur Rede.

„Die Ungebühr liegt auf seiten des Rates," sprach Nikolaus Zeidler furchtlos. „Ohne einen Schein des Rechts hat der Rat die mir vermählte Braut von meiner Seite gerissen und hinwegführen lassen, also daß ich nicht eher gewillt bin, in dieser Sache Rede und Antwort zu stehen, bis mir die Jungfrau in allen Ehren wieder zugeführt worden ist."

Mit diesen Worten verließ der Stadtpfarrer die Ratsherren. Die beratschlagten nun aufgeregt her und hin,

und der Magiſter hatte einen ſchweren Stand, ſie unter einen Hut zu bringen, da etliche ſchon heimlich auf ſeiten der neuen Lehre ſtanden. Zum erſtenmal wollten ſie ſich nicht einſtimmig der Gewalt ſeiner Überzeugung beugen. Die Unmöglichkeit, den neuen Stadtpfarrer ohne Tumult und öffentliches Ärgernis loszuwerden, leuchtete ſelbſt dem Herrn Magiſter ein. Nach der Meinung der meiſten Ratsherren war es für die fromme Stadt am beſten, das Mägdlein dem Pfaffen wieder zuzuführen, damit ſich ſein tolles Blut abkühle. Endlich einigte man ſich dahin, den Stadtpfarrer ungekränkt bei der lutheriſchen Lehre zu laſſen, da man dem neuen Weſen, das in Breslau, Liegnitz und allerorten ſchon Eingang gefunden hatte, auf die Dauer doch nicht widerſtreben könne. Nur über die feierliche Zurückführung der Jungfrau konnte man zu keinem Beſchluß kommen. Unter keiner Bedingung wollte der Magiſter darein willigen.

Da kam Felicias Sehnſucht dem uneinigen Rat zu Hilfe. Nach drei Tagen fand ſie am Abend ohne jedes Geleit den Weg zum Pfarrhof hinaus und wurde von Nikolaus Zeidler mit offenen Armen empfangen.

Nun fühlte er ſich ſtark genug, es gegen zwanzig Magiſter aufzunehmen. Er ſchaffte die Beichte und die lateiniſche Meſſe ab, eiferte gegen die verwirrenden Zeremonien, ſchalt kräftig auf die verderbte Prieſterſchaft und die faulen Mönche, auf Winkelmeſſen, Weihwaſſer und Räucherwerk und kämpfte wacker gegen alle Satzungen der römiſchen Kirche, die der heiligen Schrift zuwiderliefen.

Der Rat aber beſaß Klugheit genug, zu allen dieſen

Neuerungen zu ſchweigen, und war ſeitdem nur noch darauf bedacht, möglichſt unauffällig vor dem Anſturm der neuen Zeit zurückzuweichen. Und ſo gab er auch nach, als der Unwille der Zechen die Zurückberufung des früheren Stadtpfarrers immer dringender heiſchte.

Als Friedrich Rotbart nach langem Zögern endlich wieder nach Görlitz zurückkehrte, ſtand der Rat unter anderm auch vor der Notwendigkeit, die Wohnungsfrage der beiden Geiſtlichen zu regeln. Und wiederum tat der Magiſter einen ſeiner geſchickten Griffe und wies den beiden Predigern Häuſer in der Stadt an, während er den feſten Pfarrhof vor der Stadt, der ihm ſchon längſt ein Dorn im Auge war, kurzerhand niederbrechen ließ.

Er ſöhnte ſich auch ſpäter mit der Reformation aus, da die beiden Pfarrherren, nachdem ſie für ihre Schäflein die volle Gewiſſensfreiheit erkämpft hatten, treu und unbeirrt auf ſeiten der Ordnung und der Geſetze ſtanden, und ihren Anhängern wie weiland die Prieſter der alten Kirche den Gehorſam gegen die von Gott verfügte Obrigkeit tief ins Gewiſſen pflanzten. Schließlich befreundete ſich der Magiſter ſogar mit der neuen Lehre, da ſie ihm reichlich Gelegenheit bot, den Strom der kirchlichen Einkünfte ohne große Mühe in den Stadtſäckel abzulenken. Allein er blieb bis zu ſeinem Tode wenigſtens äußerlich bei dem alten Glauben, auf daß ihm keiner nachſagen könnte, er hätte wie ein Licht im Winde hin und her geſchwankt.

Die Liegnitzer Geisterei

Im Jahre 1528, als zu Liegnitz die große Narretei blühte, die der ebenso fromme wie schwerhörige Kaspar von Schwenckfeld mit seiner neuen Lehre, darin er sogar die Taufe und das Abendmahl verwarf, gepflanzt hatte, wurde an die Niederkirche ein neuer Kantor berufen. Er hieß Lothar Pracht, machte nicht nur in Haltung und Kleidung, sondern auch im Tun und Lassen seinem schönen Namen alle Ehre, hatte überdies den Vorzug einer vornehmen Lübener Familie zu entstammen und liebte die Musika, in der er trotz seiner jungen Jahre Erstaunliches leistete, über alles. Sein Ohm Konrad Haugwitz, einer der Liegnitzer Ratsschöffen, hatte für ihn gutgesagt, Martin Strauch, der Bürgermeister, hatte zugestimmt, und die Pfarrkinder der Niederkirche hätten mit dem neuen Kantor recht zufrieden sein können. Aber sie waren es nicht. Und das machte die schwenckfeldische Geisterei, von der Lothar Pracht überhaupt nichts wissen wollte, dieweil er sich mit dem von Doktor Martin Luther gereinigten Gotteswort begnügen zu können vermeinte. Fabian Eckel aber, der Prediger an der Niederkirche, schalt Luther einen Feigling, der auf halbem Wege stehen geblieben sei, und hielt es einzig mit dem inneren Schauen und mit dem neuen Geist.

Nun bestand der löbliche Brauch, daß die Jungfrauen der Stadt auf dem hohen Orgelchor unter Leitung des Kantors sangen. Noch niemals waren die Jungfrauen

ſo zahlreich geweſen wie zu der Zeit Lothar Prachts, denn er ſtach mit ſeiner hohen Statur allem, was weiblich war, gar ſehr in die Augen. Die älteſte der Jungfern war Barbara Bliemel, eines Gerbermeiſters lange, eckige Tochter, die ſich immer in den Vordergrund drängte und mit beſonderem Entzücken an des Kantors Munde hing. Dagegen hob die Jüngſte des Chores, Dorothea, das zweite Töchterlein des Bürgermeiſters, nur dann die tiefen, braunen Augen zu ihm auf, wenn er den Takt ſchlug. Sie ſah in ihm nur den Lehrmeiſter, nicht den Mann. Und grade dieſe Verſchloſſenheit kränkte ihn tief. Doch er tat nichts dagegen, weil er zu ſchüchtern war. Wäre er mit Dorothea Strauch allein geweſen, hätte er kaum ein einziges Wort gefunden. Einem ganzen Haufen Jungfrauen gegenüber fühlte er ſich weniger ängſtlich.

Als Barbara Bliemel, die vor dem ſchönen Mann am liebſten niedergefallen wäre und ihn angebetet hätte, wieder einmal kurz vor der Verzückung ſtand und ihre Stimme beſonders grell und ſchneidend hören ließ, ermannte er ſich und riet ihr höflich, ſich eine kleine Weile zu ſchonen. Glücklich, ihm zu Willen ſein zu können, gehorchte ſie und ſetzte ſich auf ihren alten Platz dicht unter der Kanzel, von wo aus ſie das ganze Orgelchor mit dem ſchönen Kantor darauf ſcharf im Auge behielt.

Fabian Eckel, der Prophet, dem das Mundwerk wie eine Ratzbachmühle im Frühling ging, und der überdies ſchwäbelte, war mit dem lutheriſchen Kantor nicht zufrieden. Sein Orgelſpiel war ihm zu lau, zu wenig durchtränkt vom Geiſt, der alles wirkte, und nicht anfeuernd genug, um die Herzen für die Aufnahme des

Wunders vorzubereiten. So hatte Lothar Pracht einen ſchweren Stand, dieweil ſich Fabian Eckels Anhang unter dem gemeinen Volk von Tag zu Tag mehrte. Kam doch ſogar am Anfang der Herzog Georg ſelbſt, um ſeine Predigt zu hören. Aber er blieb bald fort, denn Fabian Eckels Behauptungen über das innere Schauen durch den Geiſt wurden immer wagehalſiger. Norm und Form wurden damals von Schwärmern zerbrochen. An jeder Straßenecke der geplagten Stadt erhuben ſich neue Propheten und ſammelten Gläubige um ſich, denn der Geiſt, den ſie alle in ſich fühlten, pflegte auch an den ſechs Wochentagen zu wirken und beſchränkte ſich nicht auf die Niederkirche, um ſich auf ſeine Jünger herabzulaſſen, ſondern nahm mit jeder noch ſo niedrigen Behauſung vorlieb. Zu Fabian Eckel aber blickten alle empor wie zu ihrem Hauptmann, dieweil er es mit der Geiſterei am allertollſten trieb. Die lutheriſchen Kirchengeſänge, die in Wort und Ton einfach und würdig daherſchritten, waren durchaus nicht nach ſeinem Geſchmack. Aber Herr Kaſpar von Schwenckfeld, der ſich infolge des angerichteten Tumults längſt die Gnade des Herzogs verſcherzt hatte, konnte ihm nicht helfen, denn er verſtand ſich nicht aufs Dichten. Da tauchte plötzlich ein Lied auf, das Fabian Eckels vollen Beifall fand. Hans Pürſchke, ein erleuchteter Schäferknecht aus dem Haynauiſchen hatte es erfunden, und Ludwig Schlarks, ein junger Arzneibefliſſener, der auch auf der Laute zu ſpielen wußte, hatte die Noten dazugeſetzt. Wie ein zündendes Feuer lief es durch die Gaſſen und blieb in aller Ohren noch feſter hängen als eine Klette am Kleid. Ein Wunder war's, daß es zu Lothar Prachts Gehör erſt in der Kirche

drang. Als er am Sonntag Jubilate mit ſeiner vollen, ſichern Stimme das Tedeum anſtimmte und nach den erſten Tönen mit allen Fingern in die Taſten griff, um die Gemeinde mitzureißen, gingen die Erleuchteten plötzlich ihren eigenen Weg, und ihre Begeiſterung, mit der ſie das neue Lied anſtimmten, verſchlang die Stimmen der Wenigen, die den alten Weg zu gehen beſtrebt waren. Das Lied aber lautete:

„O du heiliger Himmelsgeiſt — geiſt — geiſt,
Der du alles ſicher weißt — weißt — weißt,
Zeig uns doch die Straße an — an — an,
Wo man in den Himmel kommen kann — kann — kann.

O du vielgeliebter Geiſt — Geiſt — Geiſt,
Der du die Gewiſſen ſpeiſt — ſpeiſt — ſpeiſt
In der irdiſchen Jammersnot — not — not
Mit dem zuckerſüßen Gnadenbrot — brot — brot.

O du benedeiter Geiſt — Geiſt — Geiſt,
Sieh, wie mich der Satan beißt — beißt — beißt!
Hilf mir drum und rette mich — mich — mich!
Lob und Dank gebührt dir ewiglich — lich — lich!“

Lothar Pracht riß alle Regiſter heraus, allein der neue Geſang mit den wuchtigen Sprüngen zu Ende jeder Zeile war ſtärker als das ganze Orgelwerk. Da ließ er die Hände ſinken und wandte ſich. Sogar in ſeinem eigenen Reich, auf dem Orgelchore, wirkte die Begeiſterung, die von unten emporſchwoll, anſteckend. Den letzten Vers ſangen alle Jungfrauen ſeines Chores mit, nur Dorothea Strauch nicht, die zurücktrat und ſich ihrer Mitſchweſtern ſchämte. In dieſem Augenblicke trafen ihre braunen Augen auf die des Kantors,

der zuſammengeſunken auf der Orgelbank ſaß und ohnmächtig die tollen Tonwogen über ſich zuſammenſchlagen fühlte. Wie von einer geheimen Macht gezogen, erhob er ſich und ſtand ihr gegenüber. Eine dunkle Röte zog über ihre Wangen, als ſie ſeinem Blicke ſtandhielt, aber ſie ſprach kein Wort. Beide wußten, daß ſie eines Sinnes waren. Nur Barbara Bliemel, die unten im Hauptſchiff bei der Kanzel ſaß, bemerkte das Einverſtändnis der beiden, ſie wurde bleich, verdrehte die Augen und verlor für eine Weile den Atem, als ſei der Geiſt leibhaftig über ſie gekommen. Und als der Geſang beendet war, und Fabian Eckel eben mit ſeiner Predigt beginnen wollte, ſchrie Barbara Bliemel ſo laut, daß es durch die ganze Kirche gellte: „Chriſtus mein Herr, und der neue Kantor mein Bräutigam!“

Darauf war es eine ganze Weile totenſtill. Lothar Pracht erbleichte und mußte eine Stütze ſuchen, auch Dorothea Strauch erſchrak aufs tiefſte, wandte ſich von Lothar Pracht ab und ging nach Hauſe, im tiefſten Herzen empört, denn ſie meinte nicht anders, als daß Barbara Bliemel ein Recht hatte, ſo zu rufen.

In dieſem Augenblick, als noch alle in erwartungsvoller Spannung daſaßen, um das weitere Wirken des Geiſtes, der ſich in Barbara Bliemel offenbart hatte, zu vernehmen, prallte ſie vom Sitz in die Höhe, ſchloß die Augen, breitete die Arme aus und ſchrie noch lauter als vordem: „Man ſoll mir den Kantor träuen, man ſoll mir den Kantor träuen!“

Darauf brach ſie zuſammen, als hätte der unerwartete Beſuch des Geiſtes alle ihre Kräfte erſchöpft.

An dieſem Sonntag kam Fabian Eckel nicht zum Pre-

digen. Unter ſeinen Zuhörern brach ein Sturm der Begeiſterung aus, man drängte ſich in hellen Haufen um die Ohnmächtige, und plötzlich erhob ſich wiederum das Lied des Haynauiſchen Schäferknechts, daß Fabian Eckel den Mund noch einmal ſchließen mußte, den er ſchon aufgetan hatte, um auf dieſes untrügliche Zeugnis der Begnadigung durch den Geiſt mit ſeiner feurigen Schwabenzunge hinzuweiſen. Barbara Bliemel wurde emporgehoben und über den Markt nach ihres Vaters Hauſe getragen. Alles Volk aber, das in der Kirche war, begleitete ſie, marſchierte tapfer vor und hinter ihr her und ſang das Lied vom Geiſte.

Nur Fabian Eckel und Cothar Pracht blieben zurück. Da aber der Prediger dieſen einen Zuhörer erblickte, erhob er ſeine Stimme und wollte ſeinen Sermon beginnen. Doch Cothar Pracht ſchloß die Orgel und ging geſenkten Hauptes und bekümmerten Herzens nach Hauſe. Alſo hielt Fabian Eckel inne und ſparte die Predigt für den Sonntag Cantate auf.

Drei Tage lang blieb Cothar Pracht in ſeinem Hauſe, am Donnerstag aber ſchritt er in der Dämmerung zu Martin Strauch, dem Bürgermeiſter, um das Kantoramt in ſeine Hände zurückzulegen. Der aber hieß ihn noch eine kleine Weile verziehen, denn er wollte ihn gerne der Stadt erhalten.

„Wie kann ich weiter in Liegnitz verharren," ſprach Cothar Pracht betrübt, „da ich durch dieſer Jungfrau Geſchrei zum Kinderſpott geworden bin. Oder meinet Ihr etwa, mir ſtehe der Sinn nach einer ſolchen Ehefrau!"

„Mitnichten!" lächelte der Bürgermeiſter. „Aber Ihr

könnt die losen Mäuler auf der Stelle stopfen, so Ihr Euch mit einer andern Jungfrau versprecht, die Euch besser ansteht."

Darauf schwieg der Kantor betroffen, denn das, was ihn im innersten Herzen bewegte, wagte er nicht zu offenbaren.

„Ihr seid ein Kantor und kennet keine!" schmunzelte Martin Strauch.

„Wohl kenne ich eine," seufzte Lothar Pracht. „Doch sie wird einen Kantor nicht nehmen wollen."

„Kantor hin, Kantor her!" ermutigte ihn der Alte. „Ihr stammt aus einem vornehmen Hause, habt ein stattliches Vermögen und seid ein Ehrenmann, der an keiner Tür vergeblich anzuklopfen braucht. Nur muß es nicht grade ein adliges Fräulein oder gar des Herzogs Töchterlein sein."

„Da Ihr also sprechet," atmete der junge Kantor befreit auf, „so möget Ihr denn wissen, daß es Dorothea, Euer zweites Töchterlein ist, nach der mein Herz verlangt."

Sofort sank Martin Strauch in den Sessel, stemmte die Fäuste auf die runden Knie und fand vor Erstaunen und vor Ärger, in die eigene Falle gegangen zu sein, kein einziges Wort.

„So kommt Euch meine Wahl ungelegen!" preßte sich der Kantor heraus.

„Bescheiden seid Ihr grade nicht," murrte Martin Strauch, denn er hätte für Dorothea lieber einen von den reichen Kaufmannssöhnen als Eidam gesehen, der die Macht und das Ansehen des Hauses zu verstärken imstande war, nicht aber einen Meister der Musika, der

wohl vor Gottes Thron etwas gelten mochte, aber nicht in den Händeln und Kämpfen dieſer Welt. Doch da er ein grader, rechtlich denkender Mann war, erhob er ſich und rief Dorothea herein. Als ſie des Kantors anſichtig wurde, verfärbte ſie ſich und öffnete den Mund nicht. Auf die flehenden Blicke des Freiers hatte ſie nur ein kurzes Kopfſchütteln. Ein rundes „Nein!“ aber brachte ſie nicht über die Lippen. Denn ſie liebte den Kantor wohl mit aller Kraft und Innigkeit einer züchtigen Jungfrau, allein es widerſtrebte ihrem Stolz, mit Barbara Bliemel, der Gerberstochter, um ihn zu wetteifern.

„Da habt Ihr die Antwort,“ ſprach Martin Strauch mit tiefem Bedauern in der Stimme, doch mit freudigem Herzen und gab ihm die Hand, „gehabt Euch wohl und lenket Euere Sinne auf eine andere.“

Traurig ging der Kantor davon, denn ſein Schickſal war nun beſiegelt. Scheiden mußte er von Liegnitz und ſeiner Liebe! Als ſich aber die Haustür hinter ihm geſchloſſen hatte, ſank Dorothea bitterlich weinend an ihres Vaters Bruſt, und er tröſtete ſie, ſo gut er es verſtand.

Am nächſten Morgen bat der Kantor ſchriftlich um die Enthebung von ſeinem Amte. Doch der Bürgermeiſter ſandte ihm die Nachricht, daß er ſich bis zur Rückkunft des Herzogs gedulden müſſe, von dem der Rat die gänzliche und gründliche Erlöſung von der Geiſterei erbeten hätte.

Denn die ruhte und raſtete nicht! Wie eine Seuche verbreitete ſie ſich von Haus zu Haus. Eheleute, Eltern und Kinder, Nachbarn und Freunde ſteckten einander an. Vornehmlich vom Hauſe der Barbara Bliemel, die

noch immer gar jämmerlich nach dem Kantor, ihrem Bräutigam verlangte, ging der Gifthauch aus, der die Sinne verwirrte. Hans Pürſchke, der Schäferknecht, führte allda das große Wort, ſchalt auf den verblendeten Rat, der dem heiligen Weſen feindlich geſinnt ſei, und auf den neuen Kantor, der dem Gebot des Geiſtes hartnäckig widerſtand. Zwiſchendurch ertönte das tolle, geiſtliche Lied mit ſeinen wuchtigen Sprüngen und ſtachelte die Menge immer mehr auf. Am Sonnabend gelang es dem Schäfer, die Erleuchteten mit ſich fortzureißen bis zum Hauſe des Kantors. Als ſie die Tür verſchloſſen fanden, erhoben ſie ein wüſtes Geſchrei, warfen die Fenſter ein und waren willens, das Haus zu ſtürmen, um den ungehorſamen Bräutigam zu ſeiner ihm vom Geiſt beſtimmten Braut zu ſchleppen. Da aber ließ Martin Strauch die tobende Rotte von den Stadtknechten auseinandertreiben, und Hans Pürſchke wurde in den Turm geſetzt.

Ludwig Schlarks dagegen, der arzneikundige Lautenſchläger, wußte ſich in Sicherheit zu bringen.

Fabian Eckel, der große Prophet, predigte am Sonntag Cantate nicht nur über die erleuchtete Barbara Bliemel, ſondern auch über Hans Pürſchke, den er ſchlankweg für einen Märtyrer erklärte. Diesmal verlief der Gottesdienſt ohne Orgelſpiel, was der Gemeinde gar nicht auffiel, da ſie ſich an dem Springeliedlein vom Geiſt nimmermehr ſattſingen konnte. Der Rat aber ballte die Fauſt im Sack und harrte mit Lothar Pracht des Herzogs, der Botſchaft geſandt hatte, daß er noch vor Pfingſten heimkäme.

Inzwiſchen war Ludwig Schlarks der Kamm ſo ge-

waltig geſchwollen, daß er fleißig zu faſten und zu beten begann, um ſchneller als alle andern ein Heiliger zu werden. Dadurch wurde ſein Denken ganz aus dem Gleiſe gebracht, ſo daß ihm im Traum ein leibhaftiger Engel erſcheinen konnte, der ihm mit lauter Stimme befahl, alſobald das mannbare Töchterlein eines achtbaren Bürgers zu hochzeiten. Und als nun Ludwig Schlarks den Engel fragte, wer die Jungfrau ſei, die Gott für ihn beſtimmt hätte, nannte der Engel Dorothea Strauch, die zweite Tochter des Bürgermeiſters. Ludwig Schlarks erſchrak darüber nicht wenig und ſetzte darum ſein Faſten und Beten wacker fort. Da erſchien ihm der Engel zum zweiten Male und mahnte ihn gar zorniglich, der himmliſchen Weiſung zu gehorſamen.

Nun ging der erleuchtete Bräutigam zu Fabian Eckel, dem Propheten, und legte ihm ſeine Träume vor.

„Das iſt der Geiſt,“ entſchied er ohne langes Beſinnen. „Es kann nicht fehlen, der wird auch die Jungfrau dazu treiben. Gehet alſo heim, richtet die Hochzeit und ladet die Gäſte, weiter bedarf es keiner Mühe.“

Und es geſchah alſo. Wie nun die Tiſche gedeckt, Speiſen und Getränke aufgetragen, und die geladenen Gäſte um den beglückten Bräutigam und den Propheten, der das Brautpaar kopulieren ſollte, verſammelt waren, fehlte nur noch die Braut. Lange harrte man in brünſtigem Gebet, dieweil der Geiſt die Jungfrau geführet bringen ſollte. Doch er wollte und wollte nimmer mit ihr erſcheinen, wie ſie ihn auch beſchworen und beriefen.

Da hielten ſie endlich einen Rat und ſchickten einen

Boten aus, um bei der Jungfrau anzufragen, woran es fehle, daß ſie noch immer nicht käme. Da fand es ſich denn, daß Dorothea Strauch von dem Geiſte und ſeinem Treiben nichts wußte noch wiſſen wollte.

Als der Bote dieſe Antwort in die Hochzeitsgeſellſchaft brachte, ſchauten ſich alle in verwunderlicher Betrübnis an. Der Bräutigam aber wurde bleich und zitterte wie Eſpenlaub. Nur Fabian Eckel verlor den Mut nicht und verzweifelte nicht an ſeinem Geiſterglauben.

„Tröſtet Euch, Herr Ludwig,“ begann er ſalbungsvoll und legte ſeine Hände auf des brautloſen Bräutigams Scheitel. „Harret aus in Geduld und im Gebet, bis daß die richtige Zeit gekommen iſt. Alsdann wird der Geiſt in der Jungfrau verſtocktem Herzen gar übermächtiglich werden und ſie Euch zuführen in aller Stille!“

Über dieſe Weisheit verwunderten ſich alle Anweſenden und gläubeten nur noch feſter und heftiglicher an das heimliche Wirken. In der Stadt aber wußte bald ein jedes Kind, daß Dorothea Strauch die vom Geiſt für Ludwig Schlarks und keinem andern beſtimmte Braut ſei. Und da dieſe ſchlimme Kunde alſo offenkundig wurde, begann Dorothea gar ſehr zu weinen, denn nun war unter den Kaufmannsſöhnen der Stadt kein einziger, der es über ſich gebracht hätte, mit dem verſchrobenen Pillendreher Ludwig Schlarks um ſie zu wetteifern. Wie auch Martin Strauch, der erzürnte Vater, gegen das tolle Gerücht ankämpfte, der Geiſt, der die Liegnitzer in den Klauen hielt, war mächtiger als der ganze Rat.

Als aber die Nachricht davon zu Cothar Pracht kam,

machte er ſich unverzüglich auf und trat noch einmal vor Jungfrau Dorothea. Und diesmal ſandte ſie ihn nicht wieder fort. Und auch der Vater war es zufrieden und ſpendete ſeinen Segen.

Doch die Liegnitzer, die in immer größerer Anzahl der Geiſterei verfielen, waren damit ganz und gar nicht einverſtanden und gedachten am nächſten Sonntag einen Aufruhr zu erregen, um die beiden Brautleute, die ſich gegen den offenkundigen Willen des Geiſtes verbinden wollten, mit Gewalt auseinanderzureißen und ihren verſchiedenen Pflichten zuzuführen.

Allein das unerwartet frühe Eintreffen des Herzogs erſtickte den Plan im Keime, denn ſchon am Freitag vor Rogate ritt er in die Stadt ein. Und als ihm der Bürgermeiſter vor dem Rathauſe den Steigbügeltrunk reichte und mit gar beweglichen Worten über die Unruhen klagte, die durch den Geiſt des falſchen Propheten Fabian Eckel erregt worden waren, wurde Herzog Georg, mit dem nicht zu ſpaßen war, von einem heftigen Zorn befallen.

„So legt die beiden tollen Brautleute zueinander,“ gebot er.

Dagegen gab es keinen Widerſpruch. Schon am nächſten Tage mußte Fabian Eckel in die bittere Nuß beißen und Barbara Bliemel mit Ludwig Schlarks zuſammengeben. Hans Pürſchke aber, der Schäferknecht, wurde geſtäupt und mußte drei Tage lang mit dem Schandpfahl Hochzeit halten.

Mit Fabian Eckel wollte es trotz des Herzogs nachdrücklicher Verwarnung nicht länger gehen. Kaum ein ganzes Jahr vermochte er an ſich zu halten, dann

hub er das Geiſterſehen und Schelten auf die Lutheriſchen wieder an. Nun aber war auch des Herzogs Geduld aus und zu Ende, und er ſchickte ihn, um ihn los zu ſein, kurzerhand nach Goldberg. Da wollte es denn das Unglück, daß er am Sonntag Lätare ſeinen Einzug hielt, wo die Kinder mit Tannenzweigen durch die Straßen liefen und vor den Türen ſangen. Als ſie aber den neuen Pfarrer erblickten, umringten ſie ihn und ſtimmten ein ganz neues Lied an:

„Herr Eckel, Herr Eckel,
Der trägt den Geiſt im Säckel!“

Schon bei ſeiner erſten Predigt erhob ſich ſolch ein gefährliches Murren unter den Bürgern, daß er ſeine zweite nicht erſt hielt und nach Glatz entfloh, wo er nach Herzensluſt ſektierte und am Himmelfahrtstage des Jahres 1540 vom Schlage gerührt wurde.

Auch Kaſpar von Schwenckfeld, der bei dem Herzog völlig in Ungnade gefallen war, ſchüttelte den Staub ſeiner Heimat von den Schuhen und wandte ſich nach Süddeutſchland, wo er zu Ulm ſein frommes Leben in ſteigender Schwerhörigkeit vollendete. In Liegnitz aber blieb von der Geiſterei nichts übrig als ein fröhliches Lachen, dieweil das eine Ehepaar, das der Geiſt zuſammengeführt hatte, wie Hund und Katze lebte.

Lothar Pracht aber und ſeine junge Frau Dorothea zeugten ohne des ſchwenckfeldiſchen Geiſtes Hilfe ein frommes und ſtarkes Geſchlecht.

Frau Ziporas Witwenſchaft

Als man das Jahr 1573 ſchrieb, legte der alte Meiſter Baldrian, das ehrſamſte Mitglied der Löwenberger Schneiderzeche, die Nadel hin, ſtarb und ward nach drei Tagen begraben. Und da er in ſeinem ganzen Eheleben nur Röcke und Brüche zuſtande gebracht hatte, ließ er Frau Zipora als kinderloſe Wittib zurück. Sie führte nach Zunftgebrauch die Werkſtatt weiter und wurde von den vielen Tränen, die ſie im Laufe des Trauerjahres vergießen zu müſſen glaubte, nicht einen Deut ſchöner. Auch das ſüße Lächeln, das ſie danach aufſteckte, half nichts. Und ſo wagte ſie ſich denn an bunte Bänder und Schleifen und begann geheimnisvolle Mittelchen zu gebrauchen, die ihren Wangen den Schimmer der Jugend verliehen, ſobald man ſie aus der gehörigen Entfernung anſah. Aber obſchon ſie noch lange nicht fünfzig Jahre alt war, wollte es kein Geſelle bei ihr aushalten. Sogar die vielen blanken Taler, die ihr eiſenbeſchlagener Kaſten barg, und das breite, goldne Halsgeſchmeide, das ſie feiertags zweimal zur Kirche trug, um es der ganzen Stadt zu zeigen, lockte ihr keinen Meiſter ins Netz.

Das wurmte ſie ſehr, und ſo ließ ſie ihren Unmut an ihren beiden Hausgenoſſen aus, die ſich ihrer Gewalt nicht entziehen konnten, an Tobias, dem Lehrjungen, dem ſie tags mindeſtens dreimal mit allen zehn Fingern die feuerrote Mähne harkte, weil er ein erzfauler Wicht

war, und an Urſula, ihrer armen, verwaiſten Nichte, die ſie aus Gnade und Barmherzigkeit in ihr Haus aufgenommen hatte und die ſie ärger hielt als eine Magd. Denn war die Meiſterin häßlich wie eine verſchrumpfte Runkelrübe, ſo war die ſiebzehnjährige Urſula ſchön wie eine duftige Heckenroſenknoſpe hinterm Zaun. Doch davon wußte ſie nichts, denn keiner hatte es ihr bisher geſagt. Frau Zipora aber empfand es als eine ſchreiende Ungerechtigkeit des Himmels, dieſem verworfenen Geſchöpf, das jeden Morgen friſcher und ſtrahlender aufblühte, ihre blanken Taler und den koſtbaren Halsſchmuck hinterlaſſen zu müſſen, und immer tiefer verbohrte ſie ſich in den Gedanken, ſich um jeden Preis einen Meiſter zu angeln. Inzwiſchen ſchalt ſie auf das verſchüchterte, unſchuldige Kind, das es an Gehorſam und Fleiß nicht fehlen ließ, vom erſten Hahnenſchrei bis Mitternacht, ja oftmals ſchimpfte ſie im Traume weiter. Nur wenn ſie über Tobias herfiel, der ein ausgemachter Feigling war, konnte Urſula ein wenig aufatmen. Dieſes doppelte Leid brachte die beiden Kinder bald näher zuſammen, wenn auch Tobias noch lange nicht den Mut hatte, von Urſulas Schönheit etwas verlauten zu laſſen. Sobald aber die Meiſterin um die Ecke war, fand er große, furchtbare Worte und ſchwur Urſula, die beiderſeitige Schmach blutig zu rächen. Kam aber die Meiſterin wieder, um ſeine Faulheit gebührend zu belohnen, ſo zerging ſein Mut wie Butter an der Sonne. Heulend ſuchte er unter dem Tiſche Zuflucht und ſtrich ſich die ſchmerzende Perücke glatt.

„Ach!“ ſeufzte dann Urſula leiſe. „Wenn doch der Meiſter noch lebte!“

„Ach ja!“ ſtöhnte Tobias aus ſeinem Verſteck. „Da kriegte der wenigſtens die Prügel!“

Der Frühling kam wieder ins Land, und munter ſtach der Hafer durch die braune Ackerkrume. Frau Zipora wurde immer toller, endlich fand ſie überhaupt keinen Schlaf mehr. Urſula weinte gar oft in ihre Schürze hinein, aber ſie wurde davon nicht häßlicher.

Um dieſe Zeit ſchritt durchs Laubaner Tor ein junger, luſtiger Geſelle in die Stadt, dem man es nicht anſah, daß er zur ehrſamen Schneiderzeche gehörte. Keck blickten ſeine braunen Augen umher, auf der Kappe ſtak ihm eine rote Hahnenfeder, und aus ſeinem Felleiſen lugte ein ſchön geſchwungener Lautenhals. Der Herbergswirt wies ihn zum Zunftmeiſter. Der ſtrich ſich den dünnen Ziegenbart und ſah mit Bedenken auf den Burſchen.

„Ihr ſchaut aus wie ein Fahrender!“ begann er mißbilligend.

„Nur gemach!“ lachte der Geſelle und wies ſeine Papiere vor.

Der Meiſter prüfte ſie ſorgfältig und fand ſie in Ordnung.

„Ihr heißt Velten Fickl und kommt aus Nürnberg!“ meinte er ſinnend. „Habt Ihr Luſt, bei einer Wittib zu arbeiten!“

„Wenn's nicht anders ſein kann, bei des Teufels Großmutter!“ gab der Geſelle zurück und ließ ſich den Weg beſchreiben.

Bald ſtand er vor dem Häuschen hinterm Markt. Es gefiel ihm, weil es ſchmuck und ſauber war. Frau Zipora ſteckte neugierig den Kopf aus dem Fenſter.

„Ei, guten Morgen, ſchöne Frau Meiſterin!“ rief

Velten und ſchwang die Kappe. „Ihr braucht einen Geſellen. So nehmt mich. Was wollt Ihr länger warten!“

Frau Ziporas Runzelgeſicht glänzte über und über, und ſie ließ ihn ein. Er griff ihre Hand, ſchüttelte ſie herzlich und tat, als ſei er hier ſchon lange zu Hauſe. Raſch ſprang er auf den Tiſch. Die Arbeit flog ihm nur ſo von den Händen. Ein ſchmucker Burſch war er auch. Frau Ziporas Liebe wuchs mit jeder Minute. Auch daß er den Lehrjungen, der ihn unausgeſetzt anſtarrte, zweimal trefflich hinter die abſtehenden Ohren ſchlug, erregte ihren vollen Beifall. Er ſpielte ſeine Rolle vorzüglich. Immer dicker trug er ſeine Schmeichelei auf. Denn er hatte wirklich die Abſicht, Frau Ziporas Meiſter zu werden und ſich in das warme Neſt zu ſetzen.

Das wurde mit einem Schlage anders, als Urſula ins Zimmer trat, um den Tiſch zu decken. Nur einen Augenblick ſtockte Veltens hurtige Nadel, dann ließ er in ſeinem Sinn die Meiſterin fahren und hielt ſich an die ſchöne Nichte. Unauffällig ließ er einen ſeiner kecken Blicke zu ihr fliegen, und es kam eine leiſe, freundliche Antwort. Da er aber ein erzſchlauer Burſche war, ſetzte er das Spiel nicht fort, um die Eiferſucht der Meiſterin nicht zu wecken, ſondern fuhr vielmehr die arme Urſula in einem ſo groben, harten Tone an, daß ihr die Suppenſchüſſel aus der Hand fiel. Nun ſchalt er zum Überfluß auf die ungeſchickte Dirne, daß Frau Zipora das Herz im Leibe hüpfte.

Urſula aber lief weinend auf ihre Kammer. Sie konnte ſich den kecken Blick, der ſie ins Herz getroffen hatte, und die häßlichen Scheltworte nicht zuſammenreimen.

Und beides wiederholte ſich an den folgenden Tagen. Endlich aber kam die Gelegenheit, daß ſie mit Velten im dunklen Hausflur zuſammentraf. Und hier klärte er ihr den Widerſpruch auf, indem er ſie einige Male herzhaft, aber ganz leiſe auf den Mund küßte. Denn die Meiſterin beſaß ſehr ſcharfe Ohren. Urſula hatte bei den Küſſen ganz ſtille gehalten, und das Herz wurde ihr wieder leicht. Und nun fand ſie ſogar den Mut, ſich mit Velten heftig herumzuzanken, wenn er ſie ſchalt. Das gab allemal ein Duett, das Frau Zipora wie Sphärenmuſik klang.

Mit der Zeit aber wurden die kecken Blicke wagemutiger. Zwar nahmen ſie ſich vor der Meiſterin ſehr in acht, aber nicht vor Tobias. Und in dem erwachte ein Argwohn, der ſich geſchwind in raſende Eiferſucht wandelte. Denn er kam bald dahinter, daß Urſula ihre Kammertür nicht mehr verſchloß. Auch Frau Zipora ließ ihre Tür offen ſtehen, ſperrangelweit ſogar, und nicht ohne Erfolg. Denn eines Abends ſchlich ſich Tobias auf Strümpfen herein und berichtete flüſternd, daß der Geſelle in Urſulas Kammer ſäße. Wie ein Blitz war die Meiſterin aus dem Bett und fuhr die Stiege empor. Je höher ſie aber kam, um ſo leiſer trat ſie auf. Unhörbar ſchlich ſie zur Tür, legte das Ohr an den Spalt und horchte. Zwiſchen langen, innigen Küſſen und tiefen Seufzern des Glückes vernahm ſie leiſe, wiſpernde, abgeriſſene Worte. Velten ſprach von den blanken Talern in dem Kaſten und Urſula von dem ſchweren Goldſchmuck, den ſie für ihr Leben gern einmal, wenn auch nur heimlich, angelegt hätte. So teilten ſie ſchon das Erbe, obwohl Frau Zipora noch gar nicht ans Sterben

dachte. Wie eine Salzſäule ſtand ſie vor der Tür. Am liebſten freilich wäre ſie wie ein heiliges Donnerwetter zwiſchen die beiden gefahren, um ſie auseinanderzureißen. Aber die Neugier war ſtärker. Und ſie lauſchte und lauſchte. Doch ſie kam nicht auf ihre Rechnung. Die beiden herzten ſich wie zwei unſchuldige Brautleute und nahmen endlich voneinander Abſchied, als gält's ein halbes Leben. Frau Zipora drückte ſich in die dunkle Ecke, ließ Velten vorbeihuſchen, kroch in ihr kaltes Bett und ſchmiedete einen Plan. Die ganze Nacht tat ſie kein Auge zu. Immer tiefer ſchürfte ihre Eiferſucht nach guten Gründen und feſten Stützpunkten für das Werk, mit dem ſie Velten zu umgarnen und ihrer loſen Nichte zu entreißen trachtete. Und ehe der Morgen graute, ſtand der feine Plan, der ihrer Niedertracht und ihrer Verſchlagenheit gleicherweiſe Ehre machte, klar vor ihren Augen. Nun galt es, ihn mit Liſt auszuführen. Wer aber konnte es darin mit Frau Zipora aufnehmen?

Und der Plan gelang. Sie ließ den Kaſten offen ſtehen und legte ſich auf die Lauer. Drei Tage ſchlich Velten um die blanken Taler herum, witterte eine Falle und ließ ſie liegen. Als aber Urſula das Schloß offen fand, gelüſtete es ſie plötzlich ſo ſtark nach dem Goldgeſchmeide, daß er ihrem Drängen nachgab, den Schmuck heimlich an ſich nahm und am Abend in ihre Kammer brachte. Hier ſteckte er Licht an und wies Urſula die koſtbare Beute. Freudig ſchlug ſie die Hände zuſammen, trat raſch zum Spiegel und legte ſich den ſchönen Schmuck um den ſchlanken Hals. Da glänzte er ganz anders als unter dem dürren, ſpitzen Kinn der Meiſterin. Velten ſtand bewundernd dabei und hielt den Leuchter.

Da ſprang die Tür auf und Frau Zipora fuhr ſchreiend herein.

„Diebe!“ kreiſchte ſie, als gälte es, die ganze Stadt zuſammenzulärmen. „Diebe! Hilfe! Hilfe! Mörder!“

Tobias, der brave, ſetzte das Geſchrei unten auf der Gaſſe fort. Urſula erbleichte und wollte entfliehen. Aber die Meiſterin packte ſie am Handgelenk und hielt ſie feſt, bis die Nachbarn da waren. Sie ſahen das Geſchmeide am Halſe des Mädchens glitzern, hörten, daß Velten ruhig zugab, es aus der Truhe genommen zu haben, und freuten ſich, darüber zeugen zu können. Velten ſtand dabei und wußte nicht, ob er lachen oder fluchen ſollte, denn er kannte den teufliſchen Plan der Meiſterin nicht. Und ſo hielt er weiter das Licht und ſteckte ein ſehr verdutztes Geſicht auf. Am nächſten Morgen ſtand er vor dem Gericht, von Frau Zipora auf ſchweren Diebſtahl angeklagt, und die Schöffen machten ernſte Geſichter. Urſula aber entließen ſie ungekränkt, weil Velten die ganze Schuld auf ſich nahm. Er legte überdies das Ding auf die leichte Schulter und hatte keine Angſt. Urſula aber weinte ſich in ihrer Kammer die Augen rot und die Wangen blaß.

„Ich wollte das Stück am nächſten Morgen wieder in den Kaſten legen!“ bekannte Velten auf die Frage des Obmanns.

„Das ſagen alle Diebe!“ ſchrie Frau Zipora und pochte auf ihr Recht.

Die Schöffen waren der gleichen Meinung und ließen, um ihren Spruch zu finden, einen Goldſchmied kommen.

„Schaut Euch das Geſchmeide an!“ ſprach der Obmann langſam, der mit Velten Mitleid hatte und ihn

gern gerettet hätte. „Schätzt es ab, was seines Wertes ist. Bleibt Ihr damit unter hundert Dukaten, so brauchen wir den Burschen nur zur Staupe zu schlagen, kommt Ihr aber darüber hinaus, so muß er an den Galgen!“

Jetzt wurde Velten doch etwas ängstlich zumute.

„Mich deucht,“ meinte der Meister nach einer Weile, „ich könnte das Ding für neunundneunzig Dukaten machen!“

„Das lügst du in deinen Hals!“ schrie Frau Zipora schrill. „Es hat vor Jahren ganze dreihundert Dukaten gekostet!“

„Wohlan!“ meinte der Goldschmied schlicht. „Dann hab ich mich getäuscht. Das Stück mag immer noch zweihundert Dukaten wert sein!“

Velten lief das Grauen über die Haut, in Frau Ziporas Augen aber leuchtete der Triumph.

„Frau Meisterin!“ sprach nun wieder der Obmann milde. „Noch habt Ihr Zeit, die Klage zurückzuziehen!“

„Nein!“ rief sie hart. „Es geschehe mit ihm, was Rechtens ist!“

Nun fiel Velten ihr zu Füßen, dieweil er schon den Strick an seinem Halse fühlte, flehte heftiglich um Verzeihung und rang die Hände. Frau Zipora sah wohl lächelnd auf ihn nieder, doch sie ließ sich nicht erweichen. Von einem Fußfall ließ sie sich ihren feinen Plan nicht über den Haufen werfen. Darauf fiel der Spruch, und das Stäbchen wurde gebrochen. Velten Flickl sollte schon am nächsten Morgen in der Frühe am Galgen baumeln. Das kam ihm gar hart an, aber es ließ sich nicht ändern. So erklärte er sich denn zum Sterben bereit und tat seine

letzte Bitte nach ſeiner Laute, und daß man ihn auf ſeinem letzten Gange bei dem Hauſe der Meiſterin vorbeiführen möge. Frau Zipora aber eilte heim und ſperrte die Haustür ſo feſt zu, daß nicht das kleinſte Gerücht über die Schwelle dringen konnte. Dann wies ſie Urſula in die hinterſte Kammer, gab ihr einen großen Sack mit Federn und gebot ihr, nicht eher vom Stuhle aufzuſtehen, bis ſie ſie alle geſchliſſen hätte. Urſula weinte bittere Tränen, weil ſie nicht wußte, wie es um Velten ſtand, machte ſich über die Arbeit her und ließ die Hände nicht ruhen. Es wurde langſam Abend, Dunkelheit füllte das Zimmer. Da ſchliß ſie im Finſtern weiter. Nichts regte ſich im Hauſe. Aber ſie wußte, daß die Meiſterin irgendwo auf der Lauer lag. Tobias hatte ſie zwei Silbergroſchen in die Hand gedrückt, damit er ſich eine fröhliche Nacht mache.

Urſula aber regte die Hände unermüdlich bis Mitternacht. Und die Bangnis um den Geliebten ſchwoll ihr ſo arg zum Herzen, daß ſie die Hände faltete und ein Stoßgebetlein ſprach. Dann war ihre Kraft zu Ende, ſie neigte den Kopf und ſchlief ein.

Als aber die Morgenſonne den Saum der dunklen Wälder im Oſten rot malte, kam ihr ein Traum, der ſie erquickte. Sie ſah Velten die Straße herabkommen, die rote Feder an der Kappe, die Laute im Arm, fröhlich, als ginge er zur Hochzeit. Und er ſang dazu aus voller Kehle. Lauſchend, noch halb im Traume, hob ſie den Kopf. Schlaftrunken fuhr ſie ſich über die geſchloſſenen Augenlider. Denn es war ein gar ſeltſames Lied, was Velten ſang, halb traurig, halb luſtig, halb trotzig, halb zaghaft. Leiſe klang es vom Markte herauf, ſchwoll

an, wurde deutlicher und deutlicher, daß ſie endlich die Worte verſtehen konnte.

„Dieweil ich heute ſterben muß,
Geh ich vor Liebchens Haus!
Komm, gib mir noch den letzten Kuß,
Und mach dir gar nichts draus.

Ein andrer kommt und küßt dir ab
Die Tränen und die Pein,
Dann pflanzeſt du wohl auf mein Grab
Ein rotes Röſelein.

Drum wein dir nicht die Wangen bleich,
Ich hab gar friſchen Mut,
In Gottes ſchönem Himmelreich
Lebt ſich's noch mal ſo gut!

Drum lebe wohl und grám dich nicht,
Daß ich muß von dir gehn,
Im Himmel iſt der Spruch gericht,
Daß wir uns wiederſehn.

Dann ziehen wir in ſel'ger Ruh
Durch das gelobte Land,
Ein Engel ich, ein Englein du,
Wir ſchweben Hand in Hand!"

Als ſich dieſe Verſe wiederholten, erkannte Urſula plötzlich, daß ſie längſt wach war. Ihr Atem ſtockte. Angeſtrengt lauſchte ſie. Es war Veltens Stimme! Dazwiſchen vernahm ſie dumpfes Gemurmel, als ſei viel Volks unterwegs. Immer näher heran wälzte ſich der Schwarm, immer lauter klang der Geſang und das Saitenſpiel. Jetzt hatten ſie das Haus erreicht. Zum dritten Male begann das Lied. Da ſtieß Urſula einen Schrei aus und ſtürzte zur Haustür. Doch Frau Zipora,

die die ganze Nacht auf der Wacht geſtanden hatte, war viel ſchneller. Wie ein Wirbelwind durchbrach ſie die Maſſe der Neugierigen, die den Karren begleiteten, auf dem Velten mit ſeinem Galgenhumor zur Richtſtätte fuhr. Der Zug ſtockte. Der Henker mußte den Gaul anhalten. Frau Zipora erklomm nun die letzte Sproſſe ihres Planes. Sie drängte ſich dicht an den niedrigen Karren und packte Veltens rechte Hand, die eben in das Saitenſpiel fallen wollte.

„Mein!“ rief Frau Zipora triumphierend. „Mir gehört er zu. Ich hab ihn gelöſt!“

„Hoch die Meiſterin!“ brüllte Tobias aus vollem Halſe, und alles ſtimmte ihm bei.

Velten ſchwankte, obſchon er jetzt den Plan der Meiſterin durchſchaute. Doch der Galgen ſchreckte ihn mehr als die wilde Witib. Den Kampf mit ihr getraute er ſich ſchon aufzunehmen. Ewig würde ſie ja nicht leben. Und ſchon machte er Miene, dem Zuge ihrer nervigen Fauſt zu folgen und vom Karren herunterzuſpringen, als er plötzlich Urſulas anſichtig ward, die bleich und kraftlos am Türpfoſten lehnte.

„Nur gemach!“ rief er da und ſchüttelte der Meiſterin Griff ab. „Lieber will ich mit des Angſtmanns hanfener Tochter Hochzeit halten als mit Euch!“

Der Henker lachte und hob die Peitſche.

„Haltet ein!“ ſchrie Frau Zipora, daß es über den ganzen Ring gellte. „Mir gehört er zu von Rechts wegen. Er ſoll nicht ſterben!“

„So Ihr mich durchaus löſen wollt,“ lenkte Velten ein, „ſo ſchickt Eure Nichte her, der will ich gern folgen.“

Da wandten ſich aller Blicke auf Urſula. Doch ihr verſagte die Kraft. Mit einem leiſen Wehlaut ſank ſie auf der Schwelle ohnmächtig zuſammen und rührte kein Glied.

Der Henker wollte zum Galgen hinaus, Frau Zipora beſtand auf ihrem Recht. Und da das Volk ihr beiſtimmte, mußte der Karren kehrtmachen. Nun ſchlug auch Urſula die Augen wieder auf, und Velten warf ihr einen Kuß zu. Dann aber hob er ſeine Laute und begann ein ander Lied zu ſingen, das war um vieles fröhlicher als das vorige.

Er wurde wieder in den Finkenkäfig im Rathauſe zurückgebracht, um einen neuen Spruch zu empfangen. Doch den zu finden, war für die Löwenberger Schöffen ſchier unmöglich. Nirgends lag ein ähnlicher Fall vor, daß ein Delinquent um jeden Preis gehängt werden wollte, den man wiederum nicht hängen durfte, dieweil ihn eine ledige Weibsperſon vom Galgen losgebeten hatte. Frau Zipora kaufte ſich den beſten Advokaten und ließ nichts unverſucht, den Widerſpenſtigen im guten vor den Altar zu zitieren. Doch der ſaß viel lieber im Finkenkäfig, wo er kein ſchlechtes Leben führte, auf ſeiner Laute ſpielte und ſich nach Möglichkeit erluſtierte. Daß ihm die Kehle nicht trocken wurde, dafür ſorgten ſchon die braven Löwenberger. In ganz dunklen Nächten huſchte Urſula herbei, reichte ihm durch das weite Gitter ihren roten Mund und ließ ſich von ihm tröſten.

Endlich kamen die Schöffen überein, bei den Schöffenſtühlen von Breslau, Liegnitz, Krakau und Magdeburg und bei den Rechtsfakultäten von Leipzig und

Frankfurt um Auskunft zu bitten, wie dieſer ſchwierige Rechtsfall zu löſen ſei. Frau Zipora trug die Koſten, die nicht gering waren. Bis alle Antworten eintrafen, verging ein halbes Jahr. Die Breslauer wollten Velten zur Staupe ſchlagen und auf ein Jahr des Landes verweiſen, die Liegnitzer wollten ihn hängen, dasſelbe wollten auch die Krakauer tun, zuvor jedoch mit glühenden Zangen zwicken, die Magdeburger wollten ihm ungekränkt die Freiheit ſchenken. Dagegen rieten die Profeſſoren von Leipzig, ihn zu vierteilen, und die ehrwürdigen Doktoren von Frankfurt waren auch dafür nach vorangegangener Räderung.

Jetzt waren die guten Löwenberger Schöffen genau ſo klug wie zuvor. Mit jeder Sitzung wurde der Fall verwickelter. Und zuletzt ſeufzten ſie alle miteinander, daß der Herr dieſen bittern Kelch an ihnen vorübergehen laſſen möge.

Und nun fand Velten ſelbſt den Ausweg. Mit jedem Tage war ihm das Zeisgenbauer enger geworden, und er ſann auf Flucht. Durch Flehen und Bitten überwand er endlich Urſulas Zaghaftigkeit, daß ſie ihm verſprach, den Sprung in die weite Welt mit ihm zu wagen. Heimlich ſteckte ſie ihm die nötigen Werkzeuge zu, die er vor dem Auge des Wächters wohl verbarg.

Und am Sonntag Jubilate, als ganz Löwenberg in der Kirche ſaß und andächtiglich die Predigt hörte, ſprengte Velten das Schloß ſeines Verließes und ging als ein freier Mann über den Marktplatz, auf dem ſich nicht eine Katze blicken ließ. Schnell ſchlüpfte er ins Haus hinter dem Markte, wo Urſula ſeiner in Bangen harrte. Einen kleinen Streit gab es noch über dem eiſen-

beſchlagenen Kaſten. Wegen des Goldgeſchmeides, das ſie ſich bis zum Tode der Meiſterin entleihen wollte, ſchlug Urſula nicht das Gewiſſen, doch von den Talern wollte ſie nicht einen einzigen anrühren.

„Nur gemach!“ lachte Velten und ſtopfte ſich alle Taſchen voll. „Der Meiſterin bleibt noch genug übrig. Woher ſollen wir anders unſer Reiſegeld nehmen?“

Um aber keinen Unſchuldigen in Verdacht zu bringen, legten ſie auf den Tiſch einen Zettel, auf dem ſtand geſchrieben: „Velten und Urſula an die liebe Frau Meiſterin. Wir danken Euch ſchön für die reiche Erbſchaft. So Ihr das verzehrt habt, was wir nicht mitnehmen konnten, ſo kommt getroſt zu uns, wir werden Euch freundlich aufnehmen und pflegen bis an Euer ſeliges Ende.“

Den Wohnort gaben ſie nicht an, weil ſie ihn noch nicht wußten. Dann ſchlichen ſie ſich aus der Stadt und kamen nie wieder.

Der Löwenberger Rat verfolgte ſie nicht, er war froh, von dem ſchweren Rechtsſpruch erlöſt zu ſein. Frau Zipora jedoch ging die unfreiwillige Erblaſſung ſehr zu Herzen. Sie verfiel in ein Gallenfieber, lag eine Zeit und ſtarb. An der Seite des alten Meiſters Baldrian wurde ſie nach drei Tagen begraben. Nun war ſie wieder mit ihm in gleichem Stande, und ihre Witwenſchaft hatte ein ſeliges Ende.

Die Braut wider Willen

Am Dienstag nach Quasimodogeniti des Jahres 1579 saß der edle Junker Hans von Schweinichen, dessen gewaltiger Durst im ganzen Reiche gerühmt wurde, einsam in der herzoglichen Kanzlei zu Liegnitz und seufzte über den leeren Krug, der vor ihm stand, und über die große Eichentruhe, die hinter ihm stand und von Rechnungen und Schuldmahnungen überquoll. Traurig streichelte er sein stattliches Bäuchlein, das ihm gar bedenklich erschlafft schien, und sehnsüchtig gedachte er der muntern Jungfrau Margarete von Schellendorf, die er von Jugend auf kannte und der er von ganzem Herzen zugetan war. Aber ans Hochzeiten war nicht zu denken, dieweil sie beide nicht viel mehr besaßen, als sie auf dem Leibe trugen. Hatte er doch sein ganzes väterliches Erbteil dem Herzog geliehen, dessen getreuster Diener er war. Und Peter von Schellendorf, der Jungfrau Vater, war wohl reich an Kindern, aber arm an allen sonstigen Gütern dieser Erde.

Seufzend griff Hans von Schweinichen zum Gänsekiel, um die Schulden seines Herrn zusammenzurechnen. Immer heftiger sträubten sich ihm die Haare vor den stetig wachsenden Zahlen. Auf seine gerötete Stirn, die sich unter dem Druck der Sorgen furchte, traten große Schweißperlen, und er stöhnte gar jämmerlich.

„Numero eins: Die Reise nach Krakau, allwo wir mit aller Gewalt König von Polen werden wollten,

wovor uns aber der Herrgott gnädiglich bewahret, hat gekoſtet vierundzwanzigtauſendfünfhundertfünfundachtzig Goldgulden, wovon noch kein Heller bezahlet. Numero zwei: Die Reiſe nach Prag, da wir den Kaiſer zu verſöhnen trachteten, hat gekoſtet an Feſtivitäten und Gratifikationen vierundzwanzigtauſendzweihundertſechsundſechzig Reichstaler. Numero drei: Die Reiſe an den Rheinſtrom, ein gar luſtiges Stücklein, hat gekoſtet Summa summarum an die einunddreißigtauſend Dukaten, ohne das, was ich zu notieren vergeſſen. Ach, Ihro Fürſtlichen Gnaden, das iſt ein rechtes Kreuz mit uns! So mag uns Gott weiterhelfen!"

Da pochte es zaghaft an die Tür, und herein trat Georg Schramm, ein wohlhabender Kaufherr aus Haynau, den Hans von Schweinichen ſehr gut kannte. Er kannte überhaupt alle Leute, von denen noch etwas für ſeinen Herzog zu holen war. Aber ſie alle hielten ſchon ſeit langem die Taſchen zu.

„Was bringet Ihr!" entzwang er knurrend ſeiner ausgedörrten Kehle.

„Bringen, vieledler und geſtrenger Junkherr!" fragte Georg Schramm betroffen.

„Alſo kommet Ihr, etwas zu holen!" rief Hans von Schweinichen abweiſend. „Die Kaſſe iſt geſchloſſen."

„Nicht alſo!" wehrte Georg Schramm lächelnd ab. „Wohl will ich etwas holen, doch nur Euern Ratſchlag."

„Wie kann ich raten mit trockner Kehle!" fragte Hans von Schweinichen etwas ſanfter und deutete auf den Krug.

„Iſt vorgeſorgt, gnädiger Herr!" ſprach Georg Schramm und wies auf die Tür. „Da draußen liegt

ein Fäßchen Haynauer Bier. Und ſo Ihr es als mein Geſchenk anzunehmen die Gnade habt, will ich es hereinholen."

„Nur her damit!" rief Hans von Schweinichen fröhlich und half das Fäßchen anſtechen.

Nachdem er ſeinen Durſt ein wenig gedämpft hatte, neigte er willig ſein Ohr der Flüſterrede des Haynauers.

„Ich habe da einen Schweſterſohn, nämlich Ulrich Weigel, bei dem ich die Vaterſtelle vertrete, dieweil ſeine Eltern ſelig ſchon an die fünfzehn Jahre tot ſind. Dieſer Ulrich Weigel iſt ein braver, tüchtiger Menſch, dem ich all mein Gut einmal vererben werde, dieweil ich keine Kinder habe. Nun hat beſagter Ulrich Weigel, der ein wenig linkiſch und zaghaft iſt, doch nur den Weibern gegenüber, ein Verlöbnis mit der Jungfrau Henriette Pätzold geſchloſſen."

„Kenn ich," meinte Hans von Schweinichen lächelnd und drehte die Daumen umeinander, „iſt ein ſauberes Weibsbild und wird fürwahr eine fürtreffliche Hausfrau abgeben."

„Dies eben will ſie nicht," unterbrach ihn Georg Schramm lebhaft. „Sie hat vor etlichen Wochen ihren Sinn gewendet und ſich an den Bruno Rodewald gehängt, welchen ſie zu lieben vermeinet und will nimmer von ihm laſſen, ſoviel man ihr auch in den Ohren lieget. Denn ſie iſt eine gar ſtolze Jungfrau, und ihre neue Liebe hat ſie ganz aus dem Häuschen gebracht. Nämlich dieſer Bruno Rodewald iſt ein Raufer, Spieler und Schürzenjäger, der es nur auf ihren Reichtum abgeſehen hat und ſie hernach in der Trauer ſitzen laſſen und jedes Unglück über ſie bringen wird."

„Alſo tut man ein gutes und Gott wohlgefälliges Werk," ſprach Hans von Schweinichen bedächtig, „wenn man die Jungfrau Henriette von ihrem Eigenſinn abbringet."

„Ei, freilich wohl," rief Georg Schramm erfreut, „fünfhundert Reichstaler laß ich es mir koſten, ſo mir Ihro Fürſtlichen Gnaden die Jungfer bekehrt, daß ſie ihren Sinn wieder dem Ulrich Weigel zuwendet. Denn er kommt zuſehends von Kräften, ſiecht dahin und gehet umher, als ſäße ihm das zehrende Fieber in den Gliedern, dieweil ihm die Jungfer, die er herzinniglich liebt, nicht einen Blick gönnt, und war doch vordem ſo zärtlich und treu zu ihm. Nun wiſſet Ihr alles, wohledler Junkherr, was ratet Ihr mir?"

„Harret noch ein Weilchen und laſſet uns trinken," entſchied Hans von Schweinichen endlich. „Vielleicht fällt uns dabei ein, wie wir es am beſten vor Ihro Fürſtlichen Gnaden bringen."

Damit war Georg Schramm einverſtanden, und es begann ein heftiges Pokulieren.

Herzog Heinrich aber, der für den Duft des Bieres eine überaus ſcharfe Witterung hatte, trat plötzlich in die Kanzlei, und ſofort entfuhr ihm ein grimmiger Fluch, da er das angeſtochene Fäßchen erblickte.

„Rotzſakrament, das nennſt du Treue, du ungetreuer Hans!" ſchrie er mit dröhnendem Baſſe und heiſchte das größte Gefäß.

Georg Schramm beeilte ſich, es ihm mit einem tiefen Bückling zu überreichen, während Hans von Schweinichen ein paar undeutliche Entſchuldigungen murmelte. Unterdeſſen rann das Bier in ununterbrochenem Strome

aus dem Kruge durch den dürren Hals des Herzogs in seine lange Gestalt hinein, bis das Gefäß leer war. Dann fragte er nach Georg Schrammens Begehr. Als er hörte, daß es eine Jungfer zu zähmen galt, schmunzelte er, und als er gar vernahm, daß Georg Schramm fünfhundert Reichstaler daran wenden wollte, schlug er fröhlich auf den Tisch, daß es krachte. Dann stürzte er schnell noch einen Krug hinunter und sagte: „Damit Ihr sehet, mein getreuer Schramm, daß ich Euer gnädiger Herzog bin und einen guten Trunk wohl zu schätzen weiß, so werde ich selbst die Hochzeit auf der Gröditzburg richten. Ihr zahlt mir dafür tausend Taler, und das auf der Stelle."

Georg Schramm zog behend den Beutel und zählte dreihundertundfünfzig ungrische Dukaten auf den Tisch, die Hans von Schweinichen sofort einsäckelte. Ihre Fürstlichen Gnaden aber fuhren fort: „Bringet also die Jungfrau und Euern Schwestersohn dahin, daß wir die beiden in aller Freude zusammentun. Auf drei Tische dürft Ihr Eure Freunde bitten. Du, mein treuer Hans, wirst auch zwei Tische vom Adel laden und alles gehörig zurichten, also daß es schon Sonntag Jubilate vor sich gehen kann."

„Hochfürstliche Gnaden," sprach Georg Schramm bekümmert, „sowie aber der Bruno Rodewald hinter den Plan kommt, so gehet es mir übel. Denn er ist ein Raufer und Händelsucher."

„Also gehöret er in den Turm," befahl der Herzog und ließ Hans von Schweinichen einen Haftbefehl ausstellen, der sofort unterschrieben und Georg Schramm überreicht wurde. Dem fiel damit ein schwerer Stein vom Herzen.

„Hochfürſtliche Gnaden," meinte Hans von Schweinichen vorſichtig, „ſo aber die Jungfer nicht will!"

„Das iſt Georg Schramms Sache," wies ihn der Herzog zurück. „So er ſie nicht auf die Gröditzburg zu bringen vermag, muß er die tauſend Taler ohne Hochzeit darangeben. Wir wollen dann ohne die Jungfer hochzeiten und baß jubilieren drei Tage lang!"

„Bis auf die Burg getraue ich mich ſie zu bringen," meinte Georg Schramm zuverſichtlich, „ſo ſie ſich aber droben ſträubt, den Ulrich Weigel zu nehmen!"

„Das iſt meine Sorge," entſchied der Herzog in der fröhlichſten Laune und ſchickte Georg Schramm fort, weil er mit Hans von Schweinichen das Fäßchen allein leeren wollte.

Das taten ſie denn auch und beſprachen noch die Sache des langen und des breiten. Ihre Fürſtlichen Gnaden gaben genaue Anweiſungen über Speiſen, Getränke und Vergnüglichkeiten, die Sie bei der Hochzeit zu haben wünſchten. Hans von Schweinichen wehrte ſich dagegen, ſoweit es ſeine Ehrerbietung zuließ. Aber der Herzog ſchnitt ihm die Widerrede kurzerhand ab.

„Biſt ein Knicker, Hans, ein Knicker und Geizhals wie mein Bruder Friedrich, der in Lüben ſitzt und Ränke ſpinnt! Haſt du Geld, ſo gib es aus. Und wehe, es bleibt was übrig!"

Als der Herzog endlich die Kanzlei verließ, war er noch genau ſo dünn wie vorher, trotz des vielen Bieres, das er inzwiſchen in ſich hineingegoſſen hatte. Dagegen gedieh Hans von Schweinichen das Trinken viel beſſer, und ſchwankend ſchob er ſeine gedrungene Fülle zur Tür, um dem Herzog das Geleit zu geben.

„Hans!“ rief der heiter und ſchlug ihm, wie er das gewohnt war, einen blauen Fleck auf die Schulter. „Das iſt ein wackeres Beginnen und ein gutes Werk. Und ſo es gelingt, will ich allen Jungfrauen meines Landes die Hochzeit richten. Das wird ein gar luſtiges Leben werden, alle Tage Hochzeit und nichts als hochzeiten. Sollſt mein Oberhofkuppelmeiſter werden, lieber Hans. Und dann pfeifen wir auf die knauſrigen Stände von Liegnitz und auf die Ritterſchaften.“

Bis ans Schlafgemach blieb Hans von Schweinichen an der Seite ſeines Herzogs, dann zog er ſich zurück und kraute ſich bedenklich hinter dem linken Ohr. Rein war ſein Gewiſſen ganz und gar nicht. Zu guter Letzt blieb alles an ihm hängen, war er doch des Herzogs Marſchall, Kanzleidirektor, Saufkumpan und getreuſter Packeſel.

Am nächſten Morgen gelang es Georg Schramm, mit Hilfe des Haynauer Bürgermeiſters und der beiden Stadtknechte, den Bruno Rodewald in den Turm zu bringen. Ganz ohne Blutvergießen lief es nicht ab, denn Bruno Rodewald hieb dem einen der Schergen das linke Ohr ab, wie weiland der Apoſtel Petrus dem Malchus getan hatte. Jetzt aber ſaß Bruno Rodewald mit noch größerem Rechte gefangen, und der Herzog befahl, den Friedensbrecher ſchleunigſt des Landes zu verweiſen. Was auch ſofort geſchah. Er wurde hinter Haynau ins Saganſche abgeſchoben und ſetzte ſich wutſchnaubend in Kreibau feſt. Hier ſammelte er gleichgeſinnte Genoſſen um ſich, die auch allerhand auf dem Kerbholz hatten, und wartete auf eine günſtige Gelegenheit, Haynau bei Nacht zu überfallen und ſeine Braut

zu entführen. Denn er war ein wilder und stürmischer Geselle, der, wenn's hätte sein müssen, selbst mit dem Teufel angebunden hätte.

Inzwischen saß Henriette Pätzold in Haynau und weinte sich aus Kummer über ihres neuen Liebsten plötzliches Verschwinden die schönen Augen rot. Denn man verschwieg es ihr klüglich, warum er verschwunden sei, und ließ sie in dem Glauben, daß er sie aus Untreue verlassen hätte. Darüber wurde sie so betrübt, daß sie weder aß noch trank und jede Tröstung zurückwies. So vergingen acht Tage, währenddessen sich Georg Schramm und Ulrich Weigel, der sich ihr wieder zu nähern gewagt hatte, vergeblich bemühten, sie aufzuheitern. Unterdessen luden sie ihre Verwandten und Freunde ein für eine Hochzeit, die der Herzog auf dem Gröditzberge richten wollte.

Am neunten Tage aber war Henriette Pätzold plötzlich wieder guten Mutes, denn sie hatte in der Nacht Nachricht von Bruno Rodewald bekommen, der einen seiner Spießgesellen zu ihr geschickt hatte, weil er sich selbst nicht in die Stadt trauen durfte. Die Botschaft aber hieß also: Sie solle nur fröhlich und guter Dinge sein, keinen Menschen etwas merken lassen, seiner in Treue harren, dann würde sich noch alles zum besten kehren.

Als Georg Schramm die Jungfrau plötzlich so verändert sah, meinte er nicht anders, als daß sie sich getröstet und ihre Liebe überwunden hätte, und bat auch sie zu der Hochzeit. Und da er ihr nicht verriet, wer die Braut sei, obschon sie ihn danach fragte, ließ sie sich nichts merken und sagte zu.

Hans von Schweinichen war unterdeſſen nicht müßig geweſen, hatte auf nochmaligen Befehl Ihrer Fürſtlichen Gnaden die Dukaten ſpringen laſſen und oben auf dem Gröditzberg alles trefflich gerüſtet, auch zwei Tiſche Adlige geladen, vor allem Peter von Schellendorf mit ſeiner Familie, und auch die Frau von Hernsdorf mit ihren Töchtern, ein paar Zedlitze, die groß im Trinken waren, und ein paar Zittwitze, die mehr vom Eſſen hielten. Am meiſten aber freute er ſich über die Zuſage der Jungfrau Margarete von Schellendorf, mit der er ſich auf der Hochzeit trefflich zu erluſtieren gedachte.

So kam der Sonntag Jubilate heran, und Georg Schramm brach mit ſeinen Gäſten am frühen Morgen von Haynau auf, fuhr ſelbſt an der Spitze des Zuges, der aus vier prächtigen Kutſchen beſtand, über Woitzdorf und Alzenau zum Gröditzberg empor, auf deſſen Burg die Fahnen flatterten und die Böllerſchüſſe krachten. Zu ſeiner Linken ſaß Ulrich Weigel im Feſtgewand, hatte ein wehrhaft Schwert an der Hüfte, und man ſah es ihm deutlich an, daß er nur wegen der dichten Nähe ſeiner Herzliebſten, die nichts von ihm wiſſen wollte, ſo blöde und zaghaft tat. Denn das unverhoffte Glück, ſie endlich zu beſitzen, an das er noch immer nicht glauben konnte, preßte ihm ſchier den Atem ab. Stumm und in ſich gekehrt, aber mit hochroten Wangen und klopfendem Herzen, hielt er ſtill und aufrecht neben dem Oheim und ſchaute nicht rechts noch links. Jungfrau Henriette Pätzold dagegen, die an Georg Schrammens rechter Seite ſaß, war geſprächig wie ſelten und wollte bald dies, bald jenes wiſſen. Und obſchon der Oheim ſeinem ſchweigſamen Schweſterſohn nachdrücklich mit dem Ell-

bogen in die Seite ſtieß, lockte er ihm doch kein einziges Wörtlein heraus.

Als die Wagen langſam den ſteilen Abhang des einſamen Bergkegels hinaufkletterten, und ſich das ebene Land ringsum immer weiter hinausdehnte, wies Henriette Pätzold auf einen Kirchturm im Norden, der klein und zierlich aus dem dünnen Nebelſtreifen des Geſichtskreiſes wuchs.

„Das iſt Kreibau," unterwies ſie Georg Schramm und zeigte mit der Peitſche hinüber.

Da wurde die Jungfrau plötzlich blaß und gleich darauf wieder blutrot, als wechſelten Furcht und Freude in ihrem Herzen. Und Ulrich Weigel, der dies ſah, obſchon er den Blick auf den Rücken der Pferde gerichtet hielt, wunderte ſich über die Maßen, ſchwieg aber ſtille.

Noch vor den Haynauern erreichten die Liegnitzer die Burg, denn ſie ritten hoch zu Roß die Straße über Seifersdorf daher. Hans von Schweinichen empfing ſie am Tore im Namen des Herzogs und verſäumte über dem Schwatzen mit Jungfrau Margarete von Schellendorf, die ihm ſtrahlenden Auges entgegenkam, ſogar den Willkommstrunk. Als ſie ſich endlich an ihm ſattgeſehen hatte, ratterten ſchon die vier Haynauer Wagen herbei. Schnell wies er den Gäſten die Gemächer an, darin ſie ſich zur Hochzeit richten ſollten.

Am ſpäten Nachmittag verkündeten endlich laute Fanfarenſtöße das Nahen Ihrer Fürſtlichen Gnaden, die unterwegs mehrmals eingekehrt waren und eine übermütige Laune mitgebracht hatten. Hans von Schweinichen erſtattete Bericht, daß alles ſo weit in Ordnung ſei.

„So die Braut hier iſt, ſoll ſie ſich rüſten, ich will ſie ſelber zur Hochzeit führen," befahlen Ihre Fürſtlichen Gnaden kurz und bündig und gingen zu den andern Gäſten, um einen Vortrunk zu tun.

Hans von Schweinichen ſchaute ihm betroffen nach. Alſo ward ihm auch die Bekehrung der Jungfrau überlaſſen, wie ſo vieles andere, was mit Unannehmlichkeiten verknüpft war. Er raffte ſich auf, nahm Georg Schramm, die Frau von Hernsdorf und die Frau des Peter von Schellendorf zu Hilfe und ging mit ihnen in der Jungfrau Gemach. Die empfing ſie gar verwundert und fragte, warum ihr ſolche hohe Ehre würde.

„Jungfrau Henriette," ſprach da Georg Schramm, „wir kommen die Braut holen."

„Ei, hier iſt keine Braut," lachte ſie ein wenig unſicher und ſah ſich um.

„Ihr ſeid es ſelbſt, Jungfrau Henriette," meinte Georg Schramm verſchmitzt und deutete mit dem Finger auf ſie.

Da wich alles Blut aus ihrem Antlitz, daß es bleich wurde wie ihr linnenes Buſentüchlein.

Georg Schramm war mit ſeiner Kunſt zu Ende und überließ das Feld den beiden Edelfrauen. Doch die richteten mit ihren guten, freundlichen Worten nicht viel aus. Denn als die Jungfrau den erſten Schreck überwunden hatte, wurde ſie trotzig und verſtockt und fing endlich zu ſchelten an.

Alſo mußte Hans von Schweinichen ins Gefecht, und er tat es ſchweren Herzens.

„Seid darum nicht betrübt, ſchöne Jungfer," tröſtete er ſie. „Denn Ihro Fürſtlichen Gnaden haben befohlen,

daß Ihr den Ulrich Weigel nehmt, dem Ihr Euch zuerſt verſprochen habt. Denn dieſe erſte Zuſage iſt kräftig, darum ſo könnt Ihr nicht den andern heiraten, dieweil es Ihro Fürſtlichen Gnaden und auch die Geiſtlichen nicht zugeben wollen. Derhalben, ſo wendet Euer Gemüt von dem andern ab und dem Ulrich Weigel zu und vertrauet Euch Ihrer Fürſtlichen Gnaden gehorſamlich an. Sehet Ihr doch aus dem allen, daß Ihro Fürſtlichen Gnaden es gut mit Euch meinen. Wie denn Euch zu Gefallen ſo viele ehrliche und adlige Leute geladen ſind. Darum gebet Euern Willen darein und laſſet Euch hurtig als Braut ſchmücken, dieweil Ihro Fürſtlichen Gnaden beſchloſſen haben, Euch zur Trauung zu geleiten und den erſten Tanz mit Euch zu tun."

„Aber ich kann den Ulrich Weigel nicht liebhaben," ſprach die Jungfrau unter Tränen.

„So werdet Ihr es heute lernen," begütigte ſie Hans von Schweinichen.

„Dränget mich nicht," flehte ſie inſtändig und rang die zarten Hände, „dränget mich nicht, dazu ich keinerlei Luſt noch Willen habe."

„Ei, liebe Jungfer," meinte Georg Schramm, der wieder herzutrat, „die Luſt wird Euch über Nacht kommen, ehe Ihr es merket."

Da nun auch die Edelfrauen wieder auf ſie eindrangen, und ſie ſich vor ihnen nicht anders zu bergen wußte, gab ſie endlich den Wunſch kund, mit Junker Hans allein zu reden. Darauf gingen die beiden Frauen und Georg Schramm hinaus, und Hans von Schweinichen wurde gar ſchwül zu Mute.

„Ach, edler Junkherr," flehte ſie ihn an, „ich habe

Euch bisher immer für meinen beſten Freund gehalten und habe mich ſolcher Dinge von Euch niemals verſehen. Ich bitte Euch, helft mir davon, daß ich den Weigel nicht heiraten muß."

„Schöne Jungfer," erwiderte Hans von Schweinichen betrübt, „ſo Ihr von mir heiſchet, ich ſolle Euch zuliebe einen Becher Ratzbachwaſſer trinken, ſo will ich es auf der Stelle tun. Aber gegen den Befehl Ihrer Fürſtlichen Gnaden Euch von dieſer Heirat zu helfen, das muß ich Euch weigern, ſo hart es mir auch ankommt. Auch könnte ich es gar nicht, wenn ich es wollte. Sehet Euch doch nur den andern an, den Ihr fahren laſſen ſollt. Er iſt ein Raufbold und Friedensbrecher, der des Landes verwieſen iſt. Nehmet Ihr dagegen den Ulrich Weigel, ſo habt Ihr einen braven Mann, der Euch immerdar in Ehren halten wird und den Ihr, ſo es not tut, um den Finger wickeln könnt."

„Ich mag ihn aber nicht," rief ſie voller Verzweiflung, breitete plötzlich wie im Fieber ihre Arme aus, warf ſich Hans von Schweinichen an die Bruſt und hielt ihn feſt umfangen. „So Ihr mich aber heiraten mögt, edler Junkherr, ſo will ich um Euretwillen den andern auf ewig vergeſſen."

Da ſtand Hans von Schweinichen wie ein Zaunpfahl und rührte ſich nicht. Wohl war die Verſuchung groß genug, denn er hätte die Reichtümer der Henriette Pätzold ſehr gut gebrauchen können. Allein ſeine Treue zu der ſchönen Schellendorferin ſiegte, und er bewegte auch nicht den kleinſten Finger. Da kam die verzweifelte Jungfrau allmählich wieder zu ſich, wandte ſich von ihm ab und verhüllte ihr Antlitz.

Als kurz darauf die beiden Frauen und Georg Schramm wieder hereintraten, hatte ſie ſich gefaßt und erklärte ſich bereit, ihre Hand dem Ulrich Weigel zu reichen. Willig ließ ſie ſich zur Hochzeit ſchmücken und von Ihrer Fürſtlichen Gnaden in die Kapelle führen, wo die Trauung ſtattfand. Von Ulrich Weigel aber fiel alle Blödigkeit und Zaghaftigkeit ab, als Henriette Pätzold ihre Hand in die ſeine legte. Stolz hielt er an ihrer Seite, wohin er von nun an bis in alle Ewigkeit gehörte, und ſtützte ritterlich die linke Hand auf den Degenknauf. Die Braut war weder traurig, noch luſtig und ließ alles über ſich ergehen, als ſei es ein Traum. Doch lächelte ſie ſchon ein wenig zu den derben Scherzen, mit denen ſie Ihre Fürſtlichen Gnaden als Brautvater zwiſchen den Gängen der Tafel zu bewirten für nötig fanden, und dankte züchtig und ſittſam nach allen Seiten für die Glückwünſche und Geſundheiten, die auf ihr Wohl ausgebracht wurden.

Als endlich der Tanz anhub, war Ihrer Fürſtlichen Gnaden der Boden ſchon zu glatt, und Hans von Schweinichen mußte Sie bei der ſchönen Haynauerin vertreten. Er ſträubte ſich nun nicht mehr, die ſchöne Jungfer in die Arme zu nehmen, da ſie inzwiſchen die Frau eines andern geworden war, und rührte dabei mehr als den kleinen Finger, ſo daß Margarete von Schellendorf darüber faſt eiferſüchtig wurde. Doch er vergaß ſie nicht und kehrte bald in alter Treue zu ihr zurück, daß ſie mit ihm wohl zufrieden ſein konnte. Alſo wurde der Abend mit Muſik, Tanzen, Feuerwerfen bei der Nacht und allerhand ehrbaren Tugenden zugebracht.

Auf den Morgen war das junge Ehepaar luſtig und guter Dinge, und währte alſo die Hochzeit bis auf den dritten Tag. Als man ſich endlich zum Aufbruch rüſtete, ſandte die junge Ehefrau dem Junker Hans von Schweinichen ihr Myrtenkränzlein, daran drei neue Florianſsgulden geknüpft waren. Er wußte wohl, was das zu bedeuten hatte, hing das Kränzlein in der Kapelle an die Wand und band die drei Goldſtücke ſeiner Schellendorfer Freundin um den Hals, die ihn dafür zwar nur heimlich, aber um ſo inniglicher küßte.

Wohlgemut lud Georg Schramm gegen Mittag das neue Ehepaar und ſeine Hochzeitsgäſte auf die vier Kutſchen und lenkte heimwärts. Aber im dichten Buſch, auf dem halben Wege zwiſchen Modelsdorf und Mittelsſteindorf, wurden ſie plötzlich von einer Anzahl bewaffneter Männer angehalten. Sie hatten ſich die Geſichter mit Kienruß geſchwärzt, waren obendrein vermummt, daß man ſie nicht erkennen konnte, und fielen den Pferden in die Zügel. Ihr Anführer aber trat mit erhobenem Feuerrohr an den Brautwagen, um Ulrich Weigel das Lebenslicht auszublaſen. In dieſem Augenblick erkannte die junge Frau in dem Bedroher den Bruno Rodewald und warf ſich mit ihrem ganzen Leibe ſchützend über den Gatten. Da ſah der Verſchmähte ein, daß ſie wiederum ihren Sinn gewendet hatte, ließ beſtürzt den Doppelhaken ſinken und trat zurück. Ulrich Weigel aber zog ſein Schwert und wollte ihm an den Hals, doch Henriette bangte für ſein Leben, das ihr in den drei Tagen gar teuer geworden war, und hielt ihn feſt. Unterdeſſen plünderten die Geſellen die reich geſchmückten Gäſte nach Herzensluſt, ohne ihnen aber einen Leibes-

ſchaden zuzufügen. Endlich gelang es Georg Schramm, die Pferde durch einen kühnen Zügelruck in Gang zu bringen. Da hob Bruno Rodewald von neuem das Schießgewehr und brannte los. Doch die Kugel ſchlug zwiſchen den Köpfen des jungen Paares in die Rückwand des Wagens und blieb darin ſitzen. Darauf fuhr der ſchlechte Schütze mit ſeinen Geſellen in den dichten Buſch hinein und ward nie wieder in dieſer Gegend geſehen.

Georg Schramm brachte ſeine Gäſte unverſehrt nach Hauſe zurück und freute ſich bis an ſein ſeliges Ende an dem Glücke des jungen Paares, das er zuſammengeführt hatte, und über die zahlreiche Nachkommenſchaft, mit denen es ſein Haus im Laufe der Jahre bevölkerte.

Auch für Hans von Schweinichen kam endlich die Zeit, daß er die muntere Schellendorferin heimführen konnte, aber die Hochzeit wurde ihm nicht auf dem Grödițzberg gerichtet. Denn als Ihre Fürſtlichen Gnaden eines Tages in der Kanzlei erſchienen, um die übriggebliebenen Schrammſchen Dukaten zu holen, da zeigte es ſich, daß die Hochzeit mehr denn zweitauſend Reichstaler gekoſtet hatte.

„Da ſchlag doch das Donnerwetter drein!“ ſchrie der Herzog wütend. „Sogar das Kuppeln gerät mir daneben!“

Als nun Hans von Schweinichen auf die unausbleibliche Notwendigkeit hinwies, mit Hilfe der Ritterſchaft und der Stände noch einmal die herzoglichen Finanzen in Ordnung zu bringen, da verloren Ihre Fürſtlichen Gnaden das letzte Bischen Geduld.

„Der Teufel mag da noch Herzog von Liegnitz ſein!“ brüllte er, ſprang hinaus und warf die Tür krachend ins Schloß.

Und er wirtſchaftete weiter. Drei Jahre lang ſah es ſich der Kaiſer noch an, dann nahm er ihn gefangen, hielt ihn längere Zeit in Haft zu Breslau, von wo Ihre Fürſtlichen Gnaden endlich nach Polen entflohen und nach einem unſteten Leben zu Krakau verſtarben. So bekam der Herzog ſchon zu ſeinen Lebzeiten einen Nachfolger, aber es war nicht der leibhaftige Teufel, ſondern ſein Bruder Friedrich, der ein ſparſamer Haushalter war, und dem Hans von Schweinichen mit gleicher Treue, aber mit viel weniger Seufzen zu dienen vermochte.

Wie der tolle Tarnau warb

Als der reiche Graf Balthaſar von Pückler, der nicht nur das Dorf Falkenberg ſondern auch noch fünf andere Güter im Oppelnſchen nebſt einer Tonne Goldes beſaß, im Jahre 1594 hochbetagt ſtarb, ließ er als einzige Erbin ſeine junge Witwe Polyxena zurück, die er trotz ſeines grauen Hauptes vor drei Jahren um ihrer Schönheit willen heimgeführt hatte. Ihr Schmerz war nicht ſonderlich groß, da ſie in dem alten Herrn mehr einen Pflegevater als einen Gatten erblickt hatte. Still und zurückgezogen verbrachte ſie das Trauerjahr bei ihrer Mutter in Kuſau über der Oder, wo ihre Verwandten ſich eifrig bemühten, ſie möglichſt ſchnell wieder unter die Haube zu bringen. Allein ſie beſchloß, kraft der 25 Jahre, die ſie zählte, ſich auch nach Ablauf des Trauerjahres ohne Ehemann ihres Lebens und ihres Reichtums zu freuen. Deshalb kam ſie mit ihrer Kammerzofe Pella wieder nach Falkenberg zurück und ſchenkte jedem der Kavaliere, die ſich bei ihr einzuſtellen begannen, ſamt und ſonders ein zierliches Körbchen. Nur Weighardt von Promnitz, der ſchon zu Lebzeiten des verſtorbenen Grafen nach Falkenberg gekommen war und nun in Grädiz recht und ſchlecht ſein karges Land beſtellte, dieweil ihm für ein herrenmäßiges Leben die roten Dukaten mangelten, traute ſich nicht an ſie heran, trug ſein Liebesleid herum, ohne ſich jemandem anzuvertrauen, und trank ein wenig, wenn es ihn gar zu arg drückte.

Endlich aber faßte er ſich doch ein Herz und ritt nach Falkenberg hinüber. Vor dem Tor des ſtolzen, burgartigen Gehöftes wollte er ſchon wieder umkehren, aber der alte Vogt Dieter hielt ihn an und fragte um ſein Begehr.

„Könnt Ihr mir mit drei Malter Saatgerſte aushelfen?“ ſuchte ſich der Junker herauszureden.

„Will ſchauen!“ nickte der graue Diener freundlich und aufmunternd, denn ihm ſchwante ſofort das Richtige. „Geduldet Euch nur ein Weilchen. Oder wollt Ihr nicht lieber ſelbſt bei der Herrin anfragen?“

Da mußte Weighardt von Promnitz wohl oder übel von ſeinem Gaule heruterſteigen und der ſchönen Gräfin Polyxena, die ihn auch freundlich empfing, ſeine Aufwartung machen. Sie ſprachen zuſammen über das Wetter, über die Ernteausſichten und auch über die drei Malter Saatgerſte. Aber er hätte ſich lieber die Zunge abgebiſſen, als daß er ſeine Werbung vorzubringen gewagt hätte. Und nach einem halben Stündlein ritt er wieder über den Hof nach Hauſe.

„Er iſt gar zu blöd!“ ſpottete Pella mit ihrer tiefen Altſtimme, außerdem hatte ſie eine loſe Zunge.

Die Gräfin, die ihm durch das Fenſter nachſchaute, ſeufzte nur, denn die Witwenſchaft begann ſie ſchon ein wenig zu langweilen.

Auf dem Johannismarkt in Oppeln traf Weighardt von Promnitz in einer Schenke auf drei Polen, die ſcharf zechten und ſich noch ſchärfer zankten. Die beiden älteren waren Kaſimir Markuſowski und Kaſpar Pruskowski, die dafür bekannt waren, daß ſie gern in allerhand unſaubere Geldgeſchäfte ihre Finger ſteckten. Der dritte, der ſich von den andern beiden „Graf Jo-

hann" titulieren ließ und aus Polen zugereiſt zu ſein ſchien, war ein langer, ausgedörrter Patron und hatte eine rechte, von Sommerſproſſen überſäte Galgenviſage. Und er war es auch, der plötzlich den Namen der reichen Gräfin Polyxena von Pückler nannte und zwar in einem wenig ehrerbietigen Tone. Weighardt von Promnitz faßte ſeinen Degen und zwang ſich dazu, nicht zu horchen. Doch das wurde ihm unmöglich gemacht durch die Prahlereien des langen Grafen, der ein Glas nach dem andern hinunterſtürzte und ſich endlich gar keinen Zwang mehr auferlegte. Denn die drei waren zuſammengekommen, um ein Komplott zu ſchmieden, das dahin zielte, die reiche Witfrau auf Falkenberg für den langen Prahlhans einzufangen. Weighardt von Promnitz ſtampfte zornig mit dem Degen auf, erreichte damit aber nur, daß die drei Verſchwörer noch lauter wurden, und mußte hören, wie der lange Graf Johann, der den andern beiden eine erkleckliche Summe ſchuldete, ihnen auf Ehrenwort verſprach, ſie mit der Erbſchaft der reichen Pücklerin ſchadlos zu halten.

„Werd mir das goldne Vögelein ſchon fangen," lachte er grinſend. „Es iſt nicht das erſte, das mir auf den Leim geht, bei meiner Kavaliersehre!"

Da trat Weighardt von Promnitz mit entblößtem Degen heran und nannte den Grafen einen polniſchen Hund. Der wollte das nicht auf ſich ſitzen laſſen, und ſchon klirrten die blanken Eiſen aufeinander. Der Ausgang des Zweikampfes blieb nicht lange zweifelhaft, denn wo Weighardt von Promnitz hinſchlug, gab es Funken und Fetzen. Mit leichter Mühe trieb er den Gegner in die Ecke und hätte ihn bös zugerichtet, wenn

ſich ſeine beiden Genoſſen nicht dazwiſchen geworfen hätten. Darauf verſchob Weighardt von Promnitz den Austrag des Kampfes auf eine beſſere Gelegenheit und ging davon. Die drei andern aber beratſchlagten weiter, als ſei nichts vorgefallen, und beſchloſſen, für den Grafen Johann das kleine Gut Tarnau in der Nähe von Falkenberg zu kaufen, damit er von da aus das Goldvöglein um ſo ſicherer fangen könne.

Und ſo tauchte dieſer Graf Johann, der ſich ſeitdem „von Tarnau" nannte, und bei ſeinen eigenen Leuten geſchwind der „tolle Tarnau" hieß, plötzlich in Falkenberg auf und machte der reichen Gräfin ſeine Aufwartung. Er fiel nicht wie die andern mit der Tür ins Haus, aber er fragte auch nicht, wie Weighardt von Promnitz, nach drei Maltern Saatgerſte, ſondern machte der ſchönen Witwe ganz kavaliermäßig den Hof, ſchwatzte ohne Unterlaß und ſchmeichelte ihrer Eitelkeit und ihren ſonſtigen kleinen weiblichen Schwächen. Das machte auf die junge, unerfahrene Gräfin, die ihrer Einſamkeit längſt müde geworden war, keinen geringen Eindruck. Und auch die rundliche, muntere Pella, die ihrer Herrin um kaum zehn Jahre überlegen war, fand die Beſuche des Tarnauers gar luſtig und unterhaltſam. Nur Dieter, der alte Vogt, hatte eine beſſere Witterung und zeigte ihm nicht ein einziges Mal ein freundliches Geſicht.

Als der tolle Tarnau merkte, daß ſein Weizen blühte, wurde er dreiſter und ſtellte eines Tages der Gräfin nicht nur ſeinen ſtarken Arm und ſein gutes Schwert ſondern auch ſein treues Herz zur Verfügung. Aber ſie dankte ihm lächelnd für dieſe drei Dinge, da es ihr an

Dienſtleuten nicht mangele. Da fühlte er, daß er ſich zu weit vorgewagt hatte, gab durch einen leichten Scherz dem Geſpräch eine andere Wendung und entging ſo der Gefahr, ſchlankweg abgewieſen zu werden und nicht mehr wiederkommen zu dürfen. Pella zudem fand die Dreiſtigkeit dieſes Freiers ſo lächerlich, daß ſie ihm nachhöhnte, als er über den Hof davonſtapfte.

„Dieſer langbeinige Labander will Euch hochzeiten!“ rief ſie und wies aus dem Fenſter. „Seht nur dahin, geht er nicht wie ein Storch im Salat!“

Da ſeufzte die Gräfin wieder ein wenig und erwiderte nichts.

Weighardt von Promnitz aber erfuhr von dem Vogt, der ihm die drei Malter Saatgerſte brachte, weil ſie noch immer nicht abgeholt worden waren, von den Erfolgen ſeines Gegners und machte ſich, ſo ſchwer es ihm auch fiel, eines Tages auf, um die Witwe vor dem gefährlichen Polen zu warnen. Als er eintrat, traf er auf ſeinen Nebenbuhler, und ſofort fuhren beide mit der Hand an den Degengriff. Die Gräfin erſchrak, forſchte eifrig und erfuhr endlich, daß die beiden miteinander einen Streit gehabt hätten. Aber weder der eine noch der andere wollte die Urſache verraten. Um ſo leichter wurde ihr es da, zwiſchen den beiden eine äußerliche Verſöhnung zuſtande zu bringen. Ja, es reizte bald ihre Eitelkeit und erhöhte ihr Selbſtbewußtſein, zwei Kavaliere gleichzeitig um ihre Gunſt werben zu ſehen, die ſich beide in den Tod nicht ausſtehen konnten. Dieſes Spiel mit dem Feuer behagte ihr ſo ſehr, daß ſie von nun an beide immer zu derſelben Zeit zu Gaſte bat. So hatte ſie außer dem Genuß, ſich durch eine gut geſpielte

Komödie die Langeweile vertreiben zu laſſen, die Möglichkeit, die beiden Freier in Ruhe miteinander zu vergleichen. Und es dauerte nicht gar lange, ſo fiel ihre Entſcheidung auf Weighardt von Promnitz, obſchon er kaum den Mund aufmachte. Sie aber tat alles, um ihm ihre Zuneigung zu verheimlichen. Dadurch wurde ſeine Blödigkeit, unter der er ſeine eigenen Gefühle zu verbergen trachtete, nur noch größer, alſo daß der weltgewandtere Tarnauer leichtes Spiel zu haben glaubte. Je zurückhaltender Weighardt von Promnitz wurde, um ſo zudringlicher benahm ſich der Pole.

Pella, die Vertraute ihrer Herrin, und überdies in allen Dingen der Liebe wohl erfahren, kam zuerſt hinter das Spiel und gab ihr den Rat, den Junker von Promnitz eiferſüchtig zu machen, um ihn aus ſeinem Bau herauszulocken. Und bei einer Reiherbeize befolgte ſie den Rat ihrer Dienerin ſo getreulich, daß Weighardt von Promnitz immer bleicher wurde und zuletzt ſtumm wie ein Fiſch ward. Dagegen ſchwelgte der tolle Tarnau in den roſigſten Hoffnungen, ſchwatzte wie eine Elſter, und ſein Geſicht rötete ſich ſo, daß es zuletzt wie eine einzige große Sommerſproſſe ausſah. Endlich kehrten die drei in eine Herberge ein und ſetzten ſich an einen Tiſch. Während der Tarnauer in ausgelaſſener Luſtigkeit immer aufs neue ſeine Trunktüchtigkeit bewies, und ſeine Ausgelaſſenheit ſtetig zunahm, ſtarrte Weighardt von Promnitz trübſinnig vor ſich hin und ließ alle Hoffnung fahren.

„Ei, Herr Junker,“ ſpottete die Gräfin, „ſo Ihr auf unſerer Hochzeit Brautführer werden wollt, müßt Ihr Euch einer beſſeren Laune befleißigen.“

„Das will ich meinen!“ lachte Johann von Tarnau, der dieſen Scherz für Ernſt nahm. „Ihr taugt meiner Seel viel beſſer zum Leichenbitter.“

Als die Gräfin in ihrer Unſchuld darüber lachte, erhob ſich Weighardt von Promnitz gekränkt, empfahl ſich kurz und ritt davon. Auf dieſen friedlichen Abzug des Nebenbuhlers hin holte ſich der tolle Tarnau ein kleines Räuſchlein, daß der Gräfin allmählich ſchwül wurde und ſie ihn endlich zum Aufbruch mahnen mußte.

„Schönſte Frau Gräfin,“ erklärte er ihr ſo kurz und bündig, als es ihm ſeine ſtolpernde Zunge erlaubte, „Ihr ſeid nun meine verlobte Braut und ich Euer erklärter Bräutigam, denn Ihr habt mir ſoeben ein Eheverſprechen gemacht!“

Da fiel es ihr plötzlich wie Schuppen von den Augen, und ſie erkannte, daß das Spiel mit dem Feuer gar ſehr gefährlich war. Bevor ſie ſich aber in Sicherheit bringen konnte, fühlte ſie ſich von den langen Armen des Tarnauers umfangen, der nichts anderes beabſichtigte, als ſie an ſeine Bruſt zu ziehen, um mit ihr den Verlobungskuß zu tauſchen. Nun raffte ſie in ihrer Angſt alle Kräfte zuſammen und ſtieß ihn entſetzt zurück, daß er losließ und trunken zurücktaumelte. Mit einem Sprung war ſie im Sattel und galoppierte davon. Der Tarnauer aber kam nicht ſchnell genug auf die Beine und auf den Gaul, um ſie einholen zu können, blieb die Zeche ſchuldig und trottete ſiegesgewiß nach Hauſe, um ſeinen Rauſch auszuſchlafen. Denn das Eheverſprechen hatte er ja!

Als er aber am nächſten Mittag nach Falkenberg kam, fand er das Hoftor geſchloſſen. Der Vogt wies ihn

kurz ab und drohte, ihn von ein paar Knechten auf den Weg bringen zu laſſen. Pella aber höhnte ihn offen aus dem Fenſter heraus.

„Zieh ab, du drehniger Collatſch!“ rief ſie und wies ihm die geballte Fauſt. „Hochzeite du des Teufels Großmutter!“

Da ſtieß der tolle Tarnau einen fürchterlichen Fluch aus und ſprengte das Dorf hinab, daß die Gänſe kreiſchend nach allen Seiten ſtoben.

Und der Fluch ging in Erfüllung.

Zehn Tage ſpäter nämlich brach der Tarnauer mit achtunddreißig gewaffneten Knechten, zwei Feldſchlangen und einem ledigen Handpferd auf, kam um die Mittagszeit nach Proskau, ſetzte den dortigen Kaplan trotz ſeines Sträubens in den Sattel und entführte ihn nach Falkenberg. Während die Hälfte der Knechte in die Gehöfte einfiel und die Bauern draugſalierte, rückte die andere Hälfte mit den beiden Feldſchlangen gegen das Schloß, deſſen Tor der alte Dieter grade noch verrammeln konnte. Alle Ausgänge wurden beſetzt. Und nachdem drei ſcharfe Schüſſe gegen das Tor abgegeben worden waren, war man drinnen zur Unterhandlung bereit. Denn der Streitmacht des Tarnauers konnte man keinen nennenswerten Widerſtand entgegenſetzen. Die Gräfin war von dem unerwarteten Überfall ſo eingeſchüchtert, daß ſie, um das drohende Blutvergießen zu verhindern, drauf und dran war, ihr gar nicht gegebenes Eheverſprechen einzulöſen. Doch der alte Vogt war anderer Meinung.

„Haltet ihn hin,“ riet er, „ich reite derweilen heimlich um Hilfe.“

„Nach Grädiz!“ rief Pella. „Sagt es dem Junker von Promnitz an. Ich will den ſtürmiſchen Bräutigam ſchon ſo lange an der Naſe herumführen.“

Vorſorglich legte der Vogt ein paar Tonnen Bier und Branntwein auf und öffnete das Tor. Die Knechte ſtürzten ſich auf die Labung, und ein großes Zechen begann, was ihnen baß behagte, dieweil ſie gar nicht zum Blutvergießen, ſondern zu einer Hochzeit gekommen waren. Der tolle Tarnau aber eilte ſchnurſtracks in das Gemach ſeiner vermeintlichen Braut, die ihn wohl oder übel empfangen mußte.

„Wohlan, Herr Bräutigam,“ lächelte ſie verführeriſch, „Ihr beliebt ein gar ſonderbares Werben.“

Als er das hörte, meinte er nicht anders, als daß ſie nur mit ihm geſcherzt hätte, und ließ von ſeiner bärbeißigen Kriegsmiene. Doch er heiſchte jetzt von ihr den verweigerten Kuß.

„Nicht ſo ſtürmiſch, Herr Bräutigam,“ rief ſie und brachte ſich hinter den Tiſch in Sicherheit.

Kampfbereit an ihrer Seite ſtand Pella und wäre ihm in die Augen gefahren, wenn er es gewagt hätte, die Herrin zu berühren. Da zog er wieder die ſtrafferen Saiten auf und verlangte im drohenden Tone, die Hochzeit auf der Stelle zu richten. Zum Beweiſe, daß es ihm Ernſt ſei, ließ er den Proskauer Kaplan hereinbringen. Alle Ausreden der Gräfin halfen nichts.

„Ihr habt mir ein Eheverſprechen gemacht,“ rief er zornig und entblößte, um ſeiner Rede mehr Nachdruck zu geben, den Degen, „darum ſchnell, löſt es ein und zeigt mir das Hochzeitsgemach.“

Wortlos über ſeine Frechheit, ſtarrte die Gräfin den

Eindringling an. Da aber mischte sich die schlaue Pella ins Gespräch.

„Ei gewiß, Herrin," begann sie klüglich und mit List, „so Ihr ihm ein Versprechen gegeben habt, müßt Ihr es unverzüglich einlösen. Und er ist meiner Treu ein edler Kavalier, mit dem Ihr nur Ehre einlegen könnt."

Dann winkte sie ihm freundlich, um ihn in das Schlafgemach zu führen. Aber er folgte ihr nicht eher, bis ihm die Gräfin voranschritt. Sorgfältig prüfte er das Zimmer, ob es keinen verborgenen Ausgang hätte, und fand, daß daraus kein Entrinnen möglich sei, es wäre denn durch die Tür gewesen. Dicht davor ließ er das Mahl rüsten und setzte sich mit dem Kaplan zu Tisch.

„Lasset es euch gut schmecken, ihr Herren," sprach Pella und stellte einen großen Krug schweren Würzweins vor die beiden, „und verzieht noch ein Weilchen, dieweil ich meiner Herrin den Hochzeitsschmuck anlege."

„Schon gut, tummle dich, du Närrin," schalt sie der Tarnauer und sprach eifrig den guten Dingen zu, die vor ihm auf dem Tisch standen. „Deine Herrin kommt nicht eher hier durch diese Tür, bis sie mein ehelich Gemahl geworden ist."

„Zu dienen," rief Pella schnippisch, verschwand und schob den Riegel vor.

Inzwischen hatte die Gräfin vergeblich nach Rettung ausgeschaut. Unten auf dem Hofe lärmten die trunkenen Knechte, die ihre Waffen beiseitegelegt hatten und ein Faß nach dem andern anstachen.

„Nur Mut, Herrin," flüsterte Pella, „vorläufig seid Ihr in Sicherheit, und bis Grädiz ist nur ein Stündlein."

Voller Angſt horchte die Gräfin auf das Toben im Hofe und auf das Pokulieren vor ihrer Tür, denn der tolle Tarnau ſchenkte dem Kaplan, der ob dieſes Abenteuers am ganzen Leibe ſchlotterte, gar kräftiglich ein.

„Hört Ihr, Herrin," tröſtete ſie Pella, „ſie ſind alle verſorgt und laſſen uns in Frieden, bis daß der Promnitz über ſie kommen wird."

„Wenn er nur käme!" ſeufzte die Gräfin und ſah ſehnſüchtig nach der glühenden Abendſonne.

Plötzlich aber pochte es ungeſtüm an die Tür, und ſie hörten des Tarnauers rauhe Stimme. Er wollte nicht länger warten. Die Gräfin erbleichte und ſank kraftlos in den Stuhl. Pella aber ſchlich ſich zur Tür und ſteckte den Kopf durch die Spalte.

„Wollt Ihr wohl Ruhe geben!" herrſchte ſie ihn an, daß er verblüfft zurückwich. „Geziemt ſich das wohl für einen edlen Kavalier! Wartet hübſch fein, bis man Euch einläßt!"

Darauf hub draußen das Zechen wieder an.

Pella ſchloß die Tür und bemühte ſich um die zitternde Herrin. Und da ſchoß ihr plötzlich ein rettender Gedanke durch den Kopf.

„Ihr müßt fort," flüſterte ſie haſtig. „Wir tauſchen die Rollen. Ihr werdet meine Dienerin und ich Eure Herrin. Ei, das wird luſtig ſein!"

Nach längerem Zögern, durch das wiederholte Pochen an der Tür dazu getrieben, willigte die Gräfin endlich ein. Noch einmal ſteckte Pella den Kopf durch die Tür und mahnte den Tarnauer zu größerer Sittſamkeit.

„Nur noch ein wenig Geduld," ſprach ſie, „bald iſt

es so weit. Wenn Ihr mich herauskommen seht, verzieht noch ein Viertelstündchen, dann mögt Ihr getrosten Mutes eintreten."

Alsdann verwandelte sich unter Pellas flinken Händen die Gräfin in die Dienerin. Wo die Natur die derbe Fülle versagt hatte, mußte die Kunst nachhelfen. Endlich war das Werk gelungen. Nur der Mut, es zu vollenden, fehlte der Gräfin.

„Und du, Pella?" flüsterte sie furchtsam.

„Um mich habt keine Sorge!" lachte die Kammerzofe leise. „Ich nehm es mit dreien von dieser Sorte auf!"

Dann verhängte sie die Fenster, daß es dunkel im Zimmer wurde, und öffnete raschen Griffes die Tür. Jetzt faßte sich die Gräfin ein Herz und schritt aus dem Gemach. Die Dämmerung, die draußen herrschte, und der dicke Weindunst, der des Tarnauers Sinne schon umnebelt hielt, ließen das Werk gelingen. Das Herz pochte ihr zum Zerspringen. Glücklich kam sie auf den Hof, und erst am Tore wurde sie angehalten. Da stand ein Wachtposten, der keinen hinaus noch herein ließ.

„Ich muß den Küster holen," flüsterte sie, „der darf bei der Hochzeit nicht fehlen."

Da wurde ihr das Tor aufgetan, und eilend lief sie bis in die Mitte des Dorfes, wo sich die Bauern inzwischen zusammengerottet hatten und Rat hielten, wie man sich der Feinde am besten erwehren könne.

„Da ist ja Pella," rief einer, als er die Gräfin erblickte, und sofort wurde sie von allen Seiten mit Fragen bestürmt. Aber sie gab keine Antwort und verlangte ein Pferd.

„Kannſt ja gar nicht reiten, Pella," behauptete der alte Küſter.

Aber dieſe Pella konnte reiten, ſchwang ſich auf das Pferd und verſchwand auf Grädiz zu. Darüber verwunderten ſich alle. Schon gleich hinter Scheppanowitz traf ſie auf den Haufen ihrer Retter, die, von Weighardt von Promnitz und dem alten Dieter angeführt, in geſtrecktem Galopp heranſauſten.

„Da iſt ja Pella," rief Weighardt von Promnitz.

Und ſie ließ ihn bei dieſer Meinung, parierte das Tier und ritt mit ihnen wieder nach Falkenberg zurück. Aber es fiel ihr ſchwer, bei dieſem ſchnellen Ritt an Weighardts Seite zu bleiben.

„Nur ſchnell," mahnte er, „halte dich heran!"

„Ei," ſprach ſie und ſuchte möglichſt getreu die tiefe Stimme ihrer Dienerin nachzuahmen, „ſolch große Eile hat es nicht mehr, läßt Euch die Gräfin ſagen."

Da hielt er beſtürzt ſein Pferd an, und der Zug ſtockte plötzlich.

„Nur ſchnell, haltet Euch heran!" rief ſie da lachend und ſchwenkte, um nicht erkannt zu werden, in eine Seitengaſſe ab.

Darauf ſetzte ſich der Haufen wieder in Bewegung, brauſte wie ein Wetterſturm das Dorf hinauf, riß die ſchwankenden Bauern mit und gelangte durch den unerwarteten Stoß bis in den Hof unter die betrunkenen Störenfriede. Blut und Wunden gab es bei dem kurzen Kampfe nicht, dafür um ſo mehr Beulen.

Die Tarnauer Knechte wurden kurzerhand aus dem Tore in den Pampsgraben geworfen, wo ſie ſich vollzählig wiederfanden.

Weighardt von Promnitz aber und der alte Dieter drangen mit gezücktem Degen in das vermeintliche Brautgemach ein, vor dem der arme Proskauer Kaplan saß und zwischen Furcht und Trunkenheit ängstlich hin und her schwankte. Schon die nicht verschlossene Tür erregte das Bedenken der beiden Retter, noch mehr wunderten sie sich über das undurchdringliche Dunkel, das in dem Gemach herrschte. Was aber ihr höchstes Erstaunen hervorrief, waren die tiefen, fettigen Schnarchtöne des Bräutigams, der bis aufs letzte Gewand entkleidet, aber gestiefelt und gespornt in den seidenen Kissen des Bettes lag und seinen Kanonenrausch ausschlief. Von der Gräfin aber war keine Spur zu entdecken. Mit rauher Faust störte der Vogt die wohlverdiente Ruhe des tollen Tarnauers. Blöd glotzend stierte er die beiden ungeladenen Hochzeitsgäste an, freundlich bestrahlt vom Schein eines Lämpchens, das Pella, die dürftig bekleidet hinter einem Wandteppich hervorschaute, in der Hand hielt.

„Er ist ein gar wackerer Herr," lachte sie, „ein gar wackerer Herr, und so er mich vor Gott zu seinem Weibe begehrt, kann ich's ihm nicht mehr wehren."

„Der Teufel begehrt dich zum Weibe!" brüllte der tolle Tarnau, raffte seinen Degen vom Boden und drang auf Weighardt von Promnitz ein.

„Das wäre ein ungleicher Kampf," lächelte der mitleidig, „Ihr ohne Gewand und ich im Harnisch. Vertagen wir's auf ein andermal."

Darauf blieb dem Tarnauer nichts weiter übrig, als in seine Kleider zu kriechen und das Feld seines Hochzeitens zu verlassen. Vor dem Tore sammelte er seine Ge-

treuen und ſeine beiden Feldſchlangen auf und zog mit ihnen davon.

„Du biſt hier!“ wandte ſich Weighardt von Promnitz verwundert an Pella. „Und biſt doch ſoeben neben mir geritten!“

„Ihr aber ſeid viel zu dumm für meine Herrin und gar nicht wert, daß ſie Euch liebt!“ erwiderte Pella und entſchlüpfte lachend.

Aufs Höchſte verdutzt zog ſich Weighardt von Promnitz zurück. Die Gräfin bekam er nicht zu Geſicht. Auf dem Hofe beſprach er ſich mit dem alten Dieter, ob es nötig ſei, eine Sicherheitswache zurückzulaſſen. Doch der verneinte das, hinterbrachte ihm den Dank ſeiner Herrin für die geleiſtete Hilfe und lud ihn lächelnd ein, bald wieder einmal nach drei Maltern Saatgerſte zu fragen.

Aber er kam nicht wieder, weil er keine Saatgerſte brauchte, und ſann vergeblich darüber nach, wie es möglich geweſen war, daß ſich Pella zu derſelben Zeit an zwei verſchiedenen Stellen hatte blicken laſſen.

Währenddeſſen verzehrte ſich die Gräfin in Sehnſucht nach ihm. Als aber Pella ihn davon benachrichtigen wollte, verbot es ihr die Herrin aufs ſtrengſte, dieweil ſie ſich von ihm verachtet glaubte.

Der tolle Tarnau aber ruhte nicht, drohte, ſich ſein Recht auf die Heirat mit Gewalt zu nehmen, und lauerte ihr allerorten auf, daß ſie noch verſchüchterter wurde. Nach Falkenberg aber wagte er ſich nicht mehr.

Bald darauf ſtarb die Mutter der Gräfin in Rujau. Da ſchrieb ſie in ihrer Angſt an das Oberamt zu Oppeln und bat um Schutz. Das befahl dem Rittmeiſter Hans

von Schneckenhaus, ihr das Geleit mit hundert Pferden zu geben, und vor allem die Überfahrten zu Schurgast, Nicoline und Norock scharf zu bewachen. Sie hätte es bequemer haben können, wenn sie sich an Weighardt von Promnitz gewandt hätte, doch das ließ ihr schamhafter Stolz nicht zu.

Nun wurde sie von dem tollen Tarnau bei dem Oppelner Oberamt auf Erfüllung des Eheversprechens angeklagt, denn die beiden edlen Polen Markusowski und Pruskowski wollten auf das gute Geschäft nicht verzichten. Sogar der König Sigismund III. von Polen griff zugunsten des wildgewordenen Bräutigams ein, und es wurde eine Kommission eingesetzt, die sechs Monate in dieser Sache ratete und tatete. Und der tolle Polengraf hätte wirklich seinen Willen durchgesetzt, wenn sich Pella nicht heimlich, von dem Geseufz ihrer Herrin angetrieben, zu Weighardt von Promnitz aufgemacht hätte. Da ging dem endlich ein Licht auf. Schnurstracks ritt er nach Falkenberg hinüber und fragte ohn Umschweife nach dem, was er zu besitzen begehrte. Das waren diesmal aber nicht drei Malter Saatgerste! Und als endlich die Entscheidung der Kommission kam, daß das Eheversprechen in aller Form gegeben und darum bindend sei und auf jeden Fall eingelöst werden müsse, war es Polyxena von Pückler gar nicht mehr möglich, diesem obrigkeitlichen Befehle nachzukommen, denn sie war längst die angetraute Ehefrau Weighardt von Promnitzens geworden.

So kam Falkenberg und die fünf andern Güter des verstorbenen Grafen Balthasar von Pückler nebst der Tonne Goldes und der jungen Witwe an den Promnitz, und seine Nachkommen haben es niemals zu bereuen gehabt.

Die beiden edlen Polen Markuſowski und Pruskowski aber ſaßen mit langen Geſichtern da, denn der tolle Tarnau war plötzlich verſchwunden, als hätte ihn die Erde eingeſchluckt. War es da ein Wunder, daß das Gerücht aufkam, der Teufel hätte ihn geholt!

Friedrich von Logaus erſte Liebe

I

Einer der beſten Fürſten, der den Herzogshut von Liegnitz, Brieg und Wohlau getragen hatte, war Johann Chriſtian, der Erſte ſeines Namens. Wohl hatte auch ihm in ſeiner Jugend die ſchlimme Erbſchaft der Piaſten, das polniſche Blut, manchen böſen Streich geſpielt; aber mit Hilfe ſeiner geliebten Dorothea Sibylla, die er ſich aus Kurbrandenburg geholt hatte und deren hohenzollernſche Hausmütterlichkeit keine polniſche Wirtſchaft duldete, war es ihm gelungen, den alten Erbfeind ſeines Geſchlechtes, dem es ſpäter doch erlag, zu beſiegen. Viele ſchöne Häuſer beſaß er in ſeinem Herzogtum, am liebſten aber weilte er in ſeinem Schloſſe zu Brieg an der Oder; denn die Brieger hatten zwar helle Köpfe, waren aber brave, ruhige und fleißige Bürger und nicht ſo hochfahrend und unzufrieden wie die Liegnitzer.

Die Brieger vergalten die Güte und die Leutſeligkeit ihres Herzogs mit Treue und redlichem Biederſinn. Inſonderheit hatten ſie die Frau Herzogin in ihr Herz geſchloſſen. Wie der Herzog an jedem Tage für ſeine Bürger und Bauern zu ſprechen war und ſeinen Räten und Vögten ſcharf auf die Finger ſah, daß ſie das Recht nicht brachen, ſo ſcheute ſich die Herzogin nicht, alle Wochen zweimal auf dem Markte mitten unter dem Volke zu erſcheinen, um einzukaufen, was

Küche und Keller bedurften. Obgleich ſie ſich ſchlicht und einfach trug und ſelten eines ihrer Hoffräulein mitnahm, weigerte ihr doch keiner den höflichen Gruß und war ihr gern und eifrig zu Dienſten. Vor allem waren es die Kinder, Mädel und Buben, kleinere und größere, die ihr auf ihren Gängen durch die Stadt ehrfürchtig und zutraulich folgten. Und von den Süßigkeiten und Kuchen, die ſie einhandelte, fand ſelten mehr als die Hälfte den Weg ins Schloß.

Die Kinder gaben ihr auch einen neuen Namen; denn der alte, den ſie aus Berlin mitgebracht hatte, war für die kleinen, ſchleſiſchen Zungen zu gefährlich.

An der Ecke des Marktes, dort, wo die Gaſſe zum Oppelner Tore hinauslief, fand ſie eines Tages ein kleines Mädchen ſtehen, das ihr mit großen, blauen, verwunderten Kinderaugen nachſchaute und dabei den kurzen, nudeldicken Zeigefinger zwiſchen den Lippen hielt. Das Kindchen rührte ſich nicht und ſah, wie die Frau Herzogin in der Bude des Balthaſar Kügler aus Grottkau, wo ſchon damals die ſüße Kunſt blühte, eine Tüte auf die andere häufte, und hätte gar zu gern von dem leckeren Kram gekoſtet; doch die Mutter hatte es verboten.

Aber mit den Augen bettelte die Kleine ſo eindringlich, daß die gute Frau Herzogin zu ihr ging und ihr, ohne ein Wort zu ſagen, das Mäulchen voll Süßbrinkel ſteckte. Dann blieb ſie ſtehen und freute ſich darüber, wie es dem Kinde ſchmeckte.

„Kennſt du mich denn?“ fragte ſie lächelnd.

Die Kleine konnte nur nicken, da ihre Zunge mit wichtigeren Dingen beſchäftigt war.

„Wie heiße ich denn!“ fragte die Herzogin und füllte dem Kinde beide Hände.

Da drückte das Mädchen für einen Augenblick die Lider zuſammen, um den letzten Biſſen ſchneller zu bewältigen, und ſagte ganz zutraulich und friſch: „Du biſt das liebe Dorel!“

Darüber lachte die Herzogin ſehr, gab dem Kinde einen Kuß mitten auf das überzuckerte Mäulchen und erzählte es zu Hauſe dem Herzog. Der freute ſich darüber, daß es ſeine Frau den Briegern ſo angetan hatte, war aber zugleich ein wenig eiferſüchtig, denn ihm hatten ſeine Untertanen bisher noch keinen Namen gegeben und wagten es auch in der Folge nicht.

Aber das liebe Dorel gab ihm einen Kuß, und der gute Herzog ſöhnte ſich mit ſeinem Geſchick aus, obgleich der Kuß ſtark nach Balthaſar Küglers Lebkuchenteig ſchmeckte.

Um dieſelbe Zeit nahm der Herzog einen Edelknaben, dem beide Eltern in kurzer Zeit weggeſtorben waren, zu ſich an den Hof. Der kleine Junker ſtammte von dem Gute Dürr-Brokuth bei Nimptſch, hieß Friedrich von Logau, war von ebenmäßiger, ſchlanker Geſtalt und verſtand ſchon mit acht Jahren, ſeine Füße und ſeine Worte recht zierlich zu ſetzen.

Weil er eine Waiſe war, nahm ſich das liebe Dorel ſeiner ganz beſonders an. Er durfte bei Tiſche aufwarten, ihr bei Feierlichkeiten die lange, ſilberbeſtickte Schleppe nachtragen, ſie des Sonntags in die Schloßkirche begleiten und ihr den rechten Vers im Geſangbuch aufſchlagen. Das tat er alles mit großem Geſchick und kam ſich dabei ſehr wichtig vor. Als er erſt ein Jahr weiter

war, nahm ſie ihn mit auf den Markt. Da ſchaute ſich manche Frau und manches junge Fräulein nach dem kleinen Junker um, wenn er neben dem lieben Dorel die Burgſtraße hinunter nach dem Markte ſchritt, denn er war klug und ſchön von Angeſicht, biegſam wie eine Weidengerte und wußte ſich zu benehmen wie ein langgedienter Hofmann. Würdevoll ſtolzierte er neben ſeiner Herrin einher und trug ihr die vielen Tüten und Päckchen, mit denen ſie ihre Hausfrauenſorgen zu beſchwichtigen pflegte, mit außerordentlichem Anſtand voraus, wenn ſie ins Schloß zurückkehrte.

Auch für ſeine ſonſtige Bildung ſorgte ſie wie eine Mutter. Tag für Tag mußte er über den Schloßplatz zur Gelehrtenſchule wandern und jeden Sonnabend der Frau Herzogin das in der Woche Gelernte vortragen. Denn ſie war eine kluge und geſcheite Frau und wußte, was die Wiſſenſchaften für eine Macht waren. Sie hatte ſogar eine nicht geringe Kenntnis von der lateiniſchen Sprache und ließ ſich ſtets die Bogen vorlegen, auf denen der kleine Junker ſeine Feder übte. Mit beſonderem Eifer ſpürte ſie die Blätter durch, auf denen er ſich mit der deutſchen Sprache abgegeben hatte.

„Liebes Junkherrlein!“ pflegte ſie zu ſagen. „Latein und Griechiſch iſt gut, die alten Bücher zu leſen. Wenn wir aber einen Gedanken aufzuſetzen haben, ſo dient uns dazu die liebe, teutſche Mutterſprache am allerbeſten!“

Der Herr Profeſſor Hieronymus Cruſius aber war entgegengeſetzter Meinung. Im Taufbuche der Brieger Pfarrkirche hieß er kurzweg Heinrich Krauſe, aber er hatte noch zu Füßen des ſeligen Valentin Trotzendorf in Goldberg geſeſſen und glaubte ſich deshalb für einen

Menſchen halten zu dürfen, der zur Hälfte aus Latium, zur Hälfte aus Hellas ſtammte. Er verachtete ſeine Mutterſprache ſehr heftig und hätte am liebſten zu ſeiner Küchenmagd nichts anderes als Latein oder Griechiſch geſprochen. Doch die ſtammte auch nicht zum kleinſten Bruchteil aus Latium oder Hellas, ſondern ganz und gar aus Leubuſch über der Oder.

Noch mehr Ärger aber ſchaffte ihm der kleine Junker aus Dürr-Brokuth. Der hatte nun das beſte Zeug zu einem Lateiner oder Griechen und wollte durchaus keiner werden.

Auch der Herr Kanonikus von der Schloßkirche, der das Griechiſche traktierte, konnte nicht gegen den Wicht aufkommen. Er verriet es zwar nicht, woher ihm die Weisheit geworden, daß für einen Teutſchen die teutſche Sprache die allervornehmſte ſei, brachte es aber mit ſo viel Entſchiedenheit heraus, daß ſich der Herr Profeſſor Hieronymus Cruſius veranlaßt ſah, gegen den zehnjährigen Rebellen mit gröberem Geſchütz vorzugehen.

„Homer, Euripides und ſogar die Heilige Schrift ſprechen die Sprache der Griechen; Virgilius, Ovidius, Cicero und Cäſar die Sprache der Lateiner; darum ſteht es uns wohl an, dieſe beiden Sprachen für die vornehmſten zu halten. Hätte die teutſche Sprache ſolche Werke aufzuweiſen, dann ſollte ſie den alten Sprachen billig gleich geachtet ſein!“

„Dann ſoll man auch im Teutſchen ſolche guten Bücher ſchreiben!“ riet der vorlaute Junker.

Da aber traf ihn ein tiefer Verachtungsblick des Herrn Profeſſors Hieronymus Cruſius, worauf er ſeinen gelehrten Mund auftat und mit Grabesſtimme

behauptete: „Die Teutſchen ſind Barbaren!“ Dann ließ er das nächſte Kapitel im Tacitus aufſchlagen.

Der kleine Junker aber ließ ſich nicht einſchüchtern und nahm ſich feſt vor, ſein ganzes Leben hindurch nichts anderes zu ſein als ein teutſcher Barbar.

Er ſtudierte nun fleißig die teutſche Sprache und war bald der Beſte in dieſer Materie. Manches Lob ſpendete ihm dafür das liebe Dorel und verzog ihn tüchtig.

Da konnte es nicht ausbleiben, daß er begann, die Naſe etwas höher zu tragen, als es ſich für einen Lateinſchüler und herzoglichen Pagen ſchickte. Trotzdem ließ ſein Fleiß nicht nach, und auch im Latein und Griechiſch ſtellte er ſeinen Mann, ſo daß der Herr Profeſſor und der Kanonikus ihn oftmals loben mußten, obſchon ſie es nicht gerne taten. Die teutſche Sprache aber blieb des Junkers Liebling, und er gewann darin bald eine ſolche Fertigkeit, daß er mit den Worten zu ſpielen und ſie in Reimlein zu faſſen begann. So fiel ihm einmal in der Religionsſtunde, in der vom Herrn Hauptpaſtor über die Vergebung der Sünden gepredigt wurde, das Sprüchlein ein:

„Wer Sünde weiß zu ſcheuen,
Braucht ſie nicht zu bereuen.“

An den Rand ſeines Schreibbogens ſetzte er den Vers, damit er ihn nicht vergäße, und machte bald ähnliche treffende Sprüche, in denen er ſich befleißigte, einen guten Gedanken in tüchtige und glatte Reime zu bringen. Und niemals verſäumte er, ſie aufzuſchreiben, damit ſie ihm nicht verloren gingen. Er verbarg ſie gut vor ſeinen Mitſchülern, weil er glaubte, ſie würden ihn

darum auslachen. Auch der Frau Herzogin zeigte er ſie nicht, denn er fürchtete, ſie würde ihn wegen dieſer Spielerei tadeln. Aber an einem Sonnabend, als ſie wieder ſeine Schreibblätter durchſah, kamen ihr ein paar von dieſen herzhaften Sprüchen unter die Augen, ohne daß er es verhindern konnte. Erſt las ſie leiſe und nickte. Dann aber las ſie laut, und an ihrer Stimme merkte der Junker, daß ihr der Spruch gefiel:

„Wenn ein Menſch mit Gott gut ſteht,
Der ſteht wohl, wenn's übel geht,
Denn er kann die höchſten Gaben
Vater, Bruder, Tröſter haben."

Ehe ſie aber nach dem Verfaſſer fragen konnte, hatte ſie ſchon einen zweiten gefunden:

„Sich ſelbſt bekriegen iſt der ſchwerſte Krieg,
Sich ſelbſt beſiegen iſt der ſchönſte Sieg."

Eine ganze Weile ſchaute ſie zum Fenſter hinaus, wo die Abendſonne golden in das Laub der Linden fiel, träumte, ſann ein wenig nach und ſagte dann: „Das iſt ein ſchöner und wahrer Spruch! Es nimmt mich wunder, daß ich ihn noch nicht früher geleſen! Wer hat dir dieſen Spruch geſagt, Junkherrlein!" Der Page wußte darauf keine Antwort zu geben und wurde rot. Doch merkte ſie es nicht, denn es ſtand am Rande des Blattes noch ein dritter Spruch, der ihr ſofort den Verfaſſer verriet:

„Kann die deutſche Sprache ſchnauben,
Schnarren, poltern, donnern, krachen,
Kann ſie doch auch lieben, glauben,
Scherzen, koſen, tändeln, lachen."

Dieſen Gedanken hatte ſie einſt ſelbſt in iher Pagen Hirn gepflanzt. Sie ſah jetzt den kleinen, ſchlan-

ken Junker aus Dürr-Brokuth feſt an, und ihre ſtahlblauen Augen ſtrahlten vor Stolz.

„Mein liebes Junkherrlein!“ rief ſie freudig, zog ihn an ſich und ſtrich leiſe und zärtlich durch ſein Haar, das ihm in langen, braunen Locken auf die Schulter fiel. „Mein liebes Junkherrlein, du biſt ja ein teutſcher Tichter!“

Da ſchämte ſich Friedrich von Logau ſo ſehr, daß ihm zwei dicke Tränen in die Augen traten. Aber das liebe Dorel tröſtete ihn und mahnte ihn, nur fleißig in ſeinem Tun fortzufahren, denn es wäre löblich und gut, und Gott der Herr ſähe es gern, wenn man ſeiner Liebe und Güte ein Lied ſänge.

Da faßte ſich der kleine, teutſche Tichter ein Herz und brachte auch die andern Reimlein hervor, die er bisher verborgen gehalten hatte, und manche waren viel beſſer, als man es von einem zwölfjährigen Knaben verlangen konnte. Das liebe Dorel behielt die Blätter, um ſie dem Herzog zu zeigen, und ſchenkte ihrem teutſchen Tichterlein dafür einen Honigkuchen, der ſo groß wie ein kleines Mühlrad war, und einen ſeidenen Halskragen, den ſie ſelbſt mit bunten Vögeln beſtickt hatte. Den legte ſie ihm mit eigener Hand um den Hals und ſtreichelte ihm dabei die Wangen. Dann entließ ſie ihn gnädigſt und ſuchte den Herzog auf, um ihm die Freude mitzuteilen, daß er nun einen teutſchen Hoftichter hätte und ſich vor dem dicken Münſterberger, der es nur zu einem lateiniſchen Poeten gebracht hätte, nicht mehr zu verkriechen brauche.

Doch der Herzog lief in ſeinem Zimmer herum wie ein polniſcher Bär im Käfig und wollte weder von teut-

ſchen noch von lateiniſchen Tichtern etwas hören. Er fluchte ſogar weiter, als die Frau Herzogin ins Zimmer trat, obgleich er ſonſt ein frommer Chriſt und zärtlicher Gatte war. Er fluchte deutſch und polniſch wild durcheinander und war vor Zorn ganz aus dem Häuschen.

Die Herzogin ſagte nichts, aber unter ihrem ſanften, ruhigen Blick ſtellte der Herzog allmählich das Fluchen ein, zuerſt das polniſche und dann das deutſche. Sie ahnte, woher der Zorn des Herzogs ſtammte, denn er hatte geſtern ſechs Stunden in der Rentkammer geſeſſen und die Bücher durchgeſehen.

Da tat ſich leiſe die Tür auf, und David Roſentritt, des Herzogs Rentmeiſter, kam herein. Er war ein großer, mächtiger Mann mit einem ſchwarzen, krauſen Bart, der ihm weit auf die Bruſt herabreichte. Unter dem Arm trug er mehrere dicke Folianten, die er mit untertänigſtem Gruß auf den Tiſch legte.

Finſter muſterte ihn der Herzog. Das liebe Dorel aber nahm ſeufzend die leichten Blätter ihres teutſchen Tichterleins wieder auf und ließ die beiden Männer allein.

Vier Stunden ſaß der Herzog vor den großen Büchern, ſchlug Seite über Seite und rechnete langſam, ſicher und feſt. Vier Stunden ſtand David Roſentritt neben dem Tiſche, an dem der Herzog ſaß, und rührte ſich nicht vom Fleck. Nur ſeine dunklen Augen verfolgten ruhig die Feder des Herzogs, die emſig Zahlen auf Zahlen ſchrieb. David Roſentritt ſtand vier Stunden ſtill und regungslos wie ein Baumſtamm, nur ſeine breite Bruſt hob ſich hin und wieder unter einem tiefen, lautloſen Stöhnen.

Da endlich warf der Herzog die Feder hin und rief zornig: „Es fehlen zwanzigtauſend Taler! Wo habt Ihr ſie hingetan?“

Der Rentmeiſter biß ſich auf die Lippen und antwortete nicht.

„Könnt Ihr das Geld bis morgen auf den Mittag herbeiſchaffen!“ fragte der Herzog ſtreng.

David Roſentritt ballte die Fäuſte, und ein ſchwerer Seufzer entfuhr ſeinen zuſammengepreßten Zähnen.

„So werden die Richter ſprechen!“ gebot der Herzog ernſt. „Stellt Euch ſofort der Wache! Ihr ſeid ein gefangener Mann!“

Der Rentmeiſter ſenkte das Haupt und ſchritt langſam hinaus. In ſeinem Hauſe, das ſofort vom Keller bis zum Firſt durchſucht wurde, fand ſich nichts von dem Gelde.

II

Zehn Wochen ſaß David Roſentritt in ſtrenger Haft auf dem Stockhauſe am Sperlingsberge. Sechsmal ließ ihn der Herzog vor die Richter ſtellen, und ſechsmal hatte er nur eine Antwort: „Ich bin unſchuldig!“ Sie drohten ihm mit der peinlichen Frage, aber er ſchwieg. Sie ſtellten ihm die Qualen vor, die er zu erdulden hätte, wenn er noch länger leugne; da ſprach er ruhig: „Wenn ihr mir am Abend etwas herauspreßt, werde ich es am Morgen widerrufen!“

Die Antwort wurde ſofort dem Herzog hinterbracht, und er hätte ihn ob ſolcher Ungebühr ſofort hängen laſſen, wenn ihn die Herzogin nicht beſänftigt hätte. Und

der Herzog befahl, ihn einſtweilen gut und feſt zu verwahren, damit er in der Stille in ſich gehen und ſeine Schuld eingeſtehen möge. Aber David Roſentritt blieb verſtockt, und die Sache ruhte den Winter über.

Die Leute in Brieg aber ſpalteten ſich in zwei Lager; die einen waren von des Rentmeiſters Schuld überzeugt, die anderen glaubten an ſeine Unſchuld. Die Jugend und die Frauen ſtanden auf ſeiner Seite, die Männer und die Alten waren ihm entgegen und nannten ihn einen Dieb. Darüber gab es beim Bier im Ratskeller manchmal blutige Köpfe, daß die Stadtwächter einſchreiten mußten.

Sogar auf der Schule zeigten ſich die beiden Parteien. Die Söhne der Bürger taten es ihren Vätern gleich, die kleinen Junker vom Hofe und vom Lande aber nahmen die Ehre des herzoglichen Hofes in Schutz und kämpften für David Roſentritt. Und da die Junker, ſobald ſie in den oberen Klaſſen ſaßen, einen kurzen Degen tragen durften, kam es ſehr oft zu Klopfereien, bei denen es manchmal nicht ohne Blutvergießen abging. Denn wenn auch die Degen ſtumpf und ohne Spitze waren, ſo konnte man doch mit ihnen zuſchlagen, daß es nicht nur blaue und grüne Beulen gab. Die Bürgerſöhne ſtritten mit hölzernen Waffen und blieben, da ſie in der Überzahl waren, keinen Schlag ſchuldig. Doch ſelten kam es vor, daß die Junker das Feld nicht behaupteten.

Der Herr Profeſſor Hieronymus Cruſius wetterte zwar gegen den barbariſchen Unfug, konnte ihn aber nicht unterdrücken. Der Herr Kanonikus von der Schloßkirche und der Herr Hauptpfarrer von der Pfarrkirche baten und flehten, um Gottes willen Ruhe zu halten,

und empfahlen die chriſtliche Liebe in allen Tonarten. Allein die Schüler ſchloſſen keinen Frieden. Sie kriegten ſogar fröhlich weiter, nachdem ſich die Bürgerſchaft ſchon wieder etwas beruhigt hatte. Das Urteil des Herzogs hätte wohl in dieſem Falle am ſicherſten geholfen, aber er ſcheute einen ungerechten Spruch. David Roſentritt ſaß noch immer im Stockhauſe, während ſein Gehilfe, der Unterrentmeiſter Karl Junak, die Geſchäfte auf der Kammer verſah.

Der kleine Junker aus Dürr-Brokuth beteiligte ſich wacker an den Raufereien, obwohl er noch keinen Degen trug. Doch vergaß er darüber nicht, daß ihn das liebe Dorel einen teutſchen Tichter genannt hatte. Fleißig ſetzte er Reim neben Reim, und ſie gelangen ihm immer beſſer, ſo daß ihn die Herzogin immer lieber gewann. Und nur um ihr zu dienen, ſchwang er für den gefangenen Rentmeiſter ſeine Fauſt und ſeine Feder.

„Wer fälſchlich wird verklagt, braucht keinen Advokaten,
Die Unſchuld wird ihm ſelbſt, wenn er ſoll reden, raten.“

Der Vers trug ihm bei der Herzogin ein hohes Lob ein, und ſie teilte ihn noch an demſelben Tage ihrem lieben Herzog mit. Auch las ſie ihm ein zweites Sprichwort ihres teutſchen Tichterleins vor und erzielte damit einen tiefen Eindruck.

„Nach Perſonen muß mitnichten,
Nach der Sache nur muß richten,
Wer die Sachen recht will ſchlichten.“

Der Herzog ging eine ganze Weile im Zimmer auf und ab und ließ dann den kleinen Junker rufen.

„Woher haſt du die Verſe?“ fragte er ihn barſch.

Der Junker ſtand betroffen, fand aber doch die rechte Antwort: „Ich weiß es nicht!“

Darüber mußte der Herzog lachen und fragte weiter: „Was willſt du werden!“

„Euer Fürſtlichen Gnaden getreueſter Diener!“ ſagte Friedrich von Logau und hielt tapfer den ſtrengen Blick des Herzogs aus.

„Für dieſes Wort will ich dich fürſtlich belohnen!“ ſprach der Herzog und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Du ſollſt von heute ab mein Knappe ſein und einen Degen tragen!“

Die Herzogin holte ein Wehrgehenk aus goldnem Leder, auf das ſie kunſtreich ihren Namen geſtickt hatte, band es ihm um, und der Herzog überreichte ihm den Degen.

Seit dieſem Tage war der Junker ganz verändert, er legte das knabenhafte Gebaren ab und tat, als ſei er ſchon bei reifen Jahren. An den Kämpfen der Schüler nahm er nicht mehr teil; nur einmal, als eine Horde Stadtjungen den kleinen Junker von Zedlitz, der noch keinen Degen trug, an der Ecke der Frauengaſſe geſtellt hatten, fuhr Friedrich von Logau dazwiſchen und jagte ſie wie eine Herde Schafe die lange Gaſſe hinauf.

Und nun hielt zum erſten Male die echte, rechte, brennende Liebe in ſeinem Herzen ihren Einzug. Er war knapp dreizehn Jahre, und doch liebte er, als zählte er ſchon an die zwanzig. Zuerſt liebte er in Gedanken, dann mit Worten, die er treulich zu Papier brachte und auf ſeinem Herzen verwahrte. Keine Macht der Erde hätte ihm dies Geheimnis entreißen können. Bald nannte er die Angebetete ſeines Herzens Venus, bald Diana, bald

Phyllis, bald Daphne, aber immer war es ein und dieſelbe Perſon. Früher hatte er ſich bei ſeinem Dichten einer erfreulichen Kürze und Knappheit befleißigt, jetzt wurden ſeine Gedichte unter der Glut ſeiner Leidenſchaft und dem Drang ſeiner Gefühle nicht unter einer Elle lang. Er verbrauchte ſo viel Papierbogen, daß es ſogar der Herzogin auffiel. Aber ſie fragte ihn nicht, denn ſie meinte, er würde ſich wohl jetzt an eine längere Arbeit wagen. Selten brachte er ihr in dieſer Zeit einen Spruch. Dafür beſang er die Schönheiten der Venus und Dianens Reize, die Keuſchheit der Phyllis und die Anmut der Daphne und ſtrömte ein Meer von Wehklagen aufs Papier, daß er ſeine Liebe heimlich halten müſſe, weil ihr das widrige, unerbittliche Schickſal entgegenſtünde.

Die Schule wurde ihm eine große Laſt. Der Herr Profeſſor Hieronymus Cruſius brauchte ihn nicht mehr zu loben. Bald war Friedrich von Logau auf einen ſolchen Punkt der Zerſtreutheit herabgeſunken, daß der Herr Profeſſor tadeln, ſchelten und höhnen mußte, was er übrigens von Herzen gerne tat.

Doch der Junker kehrte ſich nicht daran; er lebte in einer anderen Welt, von deren Vorhandenſein der Herr Profeſſor trotz all ſeiner Gelehrſamkeit auch nicht ein Jota wußte.

Friedrich von Logau liebte, liebte ſo ſehr, wie man mit dreizehn Jahren nur irgend lieben kann. Er warf den Tacitus und den Cäſar in die Ecke und ſaß über ſeinen ellenlangen Liebesſeufzern mit einer unerhörten Ausdauer und Geduld. Bald war der bedichtete Papierpacken ſo ſtark angeſchwollen, daß er ihn nicht mehr ohne Auf-

ſehen auf ſeinem Herzen verbergen konnte. Er mußte auf ein ſicheres Verſteck ſinnen und fand es endlich im Luſtgarten hinter der Reitbahn in einer Spalte der Stadtmauer.

Seitdem trug er immer nur das letzte Karmen unter ſeinem Wams, denn ſobald er ein neues fertiggeſtellt hatte, wanderte das alte ins geheime Mauerverlies. Er ſchlich umher wie das leibhaftige böſe Gewiſſen und drückte ſich ſcheu und haſtig um alle Ecken der langen Schloßkorridore, weil er nicht bemerkt werden wollte.

Beſonders ſchüchtern und zaghaft war er der Herzogin gegenüber, die vergeblich darüber nachdachte, was wohl ihrem lieben, teutſchen Tichterlein fehle.

Oft ſtieß er tiefe Seufzer aus, und in die Augen wagte er ſeiner Herrin ſchon lange nicht mehr zu ſehen. Und ging ſie zum Fenſter oder kehrte ſie ihm nicht das Antlitz zu, ſo ſchaute er ſie von der Seite ſo erſchreckt und ſchuldbewußt an, als hätte er die zwanzigtauſend Taler aus der Hofkaſſe geſtohlen. Einen ſolchen Blick fing das liebe Dorel einmal auf, verwunderte ſich ſehr darüber und fragte ihn, ob er Schmerzen hätte.

Da ſtand der Junker, der ſonſt eine ſehr gelenke Zunge hatte, ſteif und ſtumm wie ein Stock und brachte die Lippen nicht auseinander. Plötzlich aber war er mit einem Sprung bei der Tür und ſchoß wie ein Blitz hinaus.

Die Herzogin lächelte; denn ihr feiner, weiblicher Spürſinn hatte das Übel, an dem der Junker litt, ſofort gefunden: er war verliebt! Dagegen gab es nur ein Heilkräutlein: die Zeit.

Friedrich von Logau lag unterdeſſen in ſeinem kleinen

Zimmerchen dicht unter dem Dache auf ſeinem Bett, das Geſicht in die Kiſſen gewühlt, und ſchluchzte, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Als er ſich endlich erhob, waren ſeine Augen rot vom Weinen und ſeine braunen Locken zerzauſt und verwirrt, wie es ſich wohl für einen teutſchen Dichter, nicht aber für einen herzoglichen Pagen ſchickte.

In dieſer Verfaſſung ſetzte er ſich vor das unſchuldige Papier und vor das böſe Tintenfaß und ſchrieb ein Gedicht, das ein ununterbrochener, glühender Liebesſeufzer war. Zuerſt war es zwei Ellen lang, ſchrumpfte aber bei jeder Abſchrift immer mehr zuſammen, bis endlich ein kleines Liebesbrieflein daraus ward.

Und nun faßte er einen heldenhaften Entſchluß: dieſe Verſe wollte er ſeiner Auserkorenen ſenden, damit ſie endlich von ſeinen unerträglichen Liebesſchmerzen Notiz nehmen könnte.

Das hatte ihm die Verzweiflung eingegeben; denn die widrigen Schickſale, die ſeiner Liebe entgegenſtanden, waren in der Zwiſchenzeit weder an Kraft noch an Zahl geringer geworden.

Nur ſein Mut war gewachſen!

Er ſchrieb die Verslein ſauber ab, wand einen goldnen Faden darum und barg ſie auf ſeinem Herzen, nachdem er die ellenlange Urſchrift in der Mauerſpalte zu den übrigen Liebeswerken verſenkt hatte. Nun wartete er eine günſtige Gelegenheit ab, das Liebesbrieflein unvermerkt an den Ort ſeiner Beſtimmung legen zu können. Das war die Schwelle des Schlafzimmers ſeiner Auserwählten.

Denn es war unterdeſſen Frühling geworden.

David Roſentritt ſaß noch immer im Stockhauſe, und der Herzog gedachte an die zehn Jahre, die ihm ſein Rentmeiſter treu gedient hatte, und wollte Milde walten laſſen: David Roſentritt ſollte freigelaſſen werden, ſollte aber die Stadt auf einen Umkreis von zehn Meilen meiden.

Da trat Carl Junak, der Unterrentmeiſter, vor die Richter, tat einen Eid und zeugte, daß David Roſentritt das Geld entwendet und in ſeinem Hauſe verſteckt hätte.

Auf die Frage der Richter, warum er mit ſeinem Zeugnis nicht ſchon eher hervorgetreten ſei, erwiderte Carl Junak, daß er aus Mitleid mit dem Angeklagten geſchwiegen hätte.

Auf den Einwurf, daß man David Roſentritts Haus ſchon vergeblich durchſucht habe, gab Carl Junak zur Antwort, man ſolle nur einmal an den heimlichen Orten nachforſchen, wo David Roſentritt ſeine Schätze zu verbergen pflegte.

Da fragten ihn die Richter, ob er ſich getraue, dieſe Stellen zu weiſen. Carl Junak meinte, das getraue er ſich wohl, denn er ſei über zehn Jahre in dem Hauſe ein- und ausgegangen; es käme ihm dies Verlangen aber ſehr bitter an, dieweil ihn mit David Roſentritt eine enge Freundſchaft verbände.

Da es die Richter von ihm forderten, gab er ſein Sträuben auf und machte ſich bereit. Und er ging mit ihnen in das Haus David Roſentritts, das verlaſſen und mit geſchloſſenen Läden auf der engen Junkerngaſſe ſtand, und zeigte ihnen die heimlichen Orte, und man fand daſelbſt die zwanzigtauſend Taler auf Heller und Pfen-

nig, und zwar in denſelben Beuteln, wie man ſie in der herzoglichen Rentkammer zu brauchen pflegte.

Doch David Roſentritt ſprach, als man ihn gegen Carl Junak ſtellte: „Er iſt ein Lügner!“ Und als man ihm das gefundene Geld vorlegte, ſagte er: „Ich habe es nicht in mein Haus getragen!“

Dabei blieb er; aber es half ihm nichts: das Gericht brach das Stäbchen über ihn.

Er ſollte wie ein gemeiner Dieb am Galgen gehenkt werden.

Der Herzog aber ließ den Galgen, der draußen vor dem Oppelner Tore ſtand, um ſechs Ellen erhöhen und ſprach: „Großen Dieben ſoll man die Ehre geben und ſie höher hängen als kleine!“

Ärger tobte nun der Zwiſt unter den Bürgern über David Roſentritts Schuld oder Unſchuld. Das liebe Dorel glaubte an ſeine Schuldloſigkeit feſter als jemals. In dieſen Tagen fand auch ihr teutſcher Tichter, trotz des Liebesbriefleins, das ihm noch immer auf dem Herzen brannte, einen guten, kräftigen Reim für die Sache des Rentmeiſters.

„Wo ein Mann zeugt,
Wird das Recht gebeugt;
Durch zweier Zeugen Mund
Wird die Wahrheit kund.“

Mit dieſem Spruche rückte das liebe Dorel am Abend vor der Hinrichtung dem Herzog aufs Gewiſſen und ſprach gegen den Unterrentmeiſter Carl Junak, der immer ein ſcheues und unſtätes Weſen an den Tag gelegt, die ganze Büberei angeſtiftet hätte und der wohl am beſten zu ſagen wüßte, wie das Geld in David Roſentritts Haus

gekommen ſei. Allein der Herzog konnte und mochte nicht glauben, daß ein Menſch ſo ſchlecht ſein könnte.

Doch verſprach er, ſich die Sache reiflich zu überlegen und mit David Roſentritt noch einen letzten Verſuch zu machen.

Dieſe Nacht bekam der Herzog keinen Schlaf in die Augen, er wollte ein rechter Richter ſein und zergrübelte ſich das Hirn, ein Mittel zu finden, das Recht von dem Unrecht zu ſondern.

Als die Hähne krähten, berief er ſeine Räte zu ſich, gab ihnen geheime Weiſung und hieß ſie, den Verurteilten auf ſeinem letzten Gange zu begleiten.

Dann forſchte er nach, woher ihm die erſte Nachricht über den Diebſtahl gekommen ſei, und traf auf Carl Junak. Den ließ er ohne Verzug greifen und feſtſetzen.

Diesmal mußten die beiden Wächter am Ende der Oppelner Gaſſe ihr Tor ſchon vor Sonnenaufgang öffnen; denn der Angſtmann klopfte daran. Ein langer, ſchweigender Zug folgte ihm. Hinter dem Henker ſchritt David Roſentritt, blaß und hager, aber aufrecht und ungebeugt. Dann kamen die fünf Richter in ſchwarzen Talaren. Den Beſchluß bildete ein großer Haufen Volkes, darunter viel Frauen und Jungfrauen.

Als David Roſentritt unter dem Galgen ſtand und der Angſtmann nach ihm greifen wollte, trat der erſte Richter vor und gebot: „Halt ein!“

Da ließ der Henker ſeine Hand von ihm.

„David Roſentritt!“ ſprach der Richter zu dem Verurteilten. „Bald ſteht Ihr vor Euerm höchſten Richter, das bedenket! So Ihr aber Eure Schuld bekennen wollt, wird Euch von Ihro Fürſtlichen Gnaden das Leben ge-

ſchenkt. Wir haben Befehl, Euch ſofort an die Grenze zu geleiten; denn Ihr ſeid alsdann gebannt auf zehn Meilen und auf zehn Jahre! Wollt Ihr bekennen, ſo tut es jetzo!“

Da ſprach David Roſentritt laut und vernehmlich, daß alle, die umherſtanden, es hören konnten: „Lieber will ich ſterben, als ein Lügner ſein!“

Darauf kniete er nieder und betete inbrünſtig und mit leiſer Stimme den einundfünfzigſten Pſalm. Das gab ein großes Wehklagen unter dem Volk, beſonders unter den Frauen. Und während er betete, ging über der Oder die Sonne auf.

Da trat der erſte Richter auf ihn zu, rührte ihm an die Schulter und hieß den Angſtmann davongehen.

So kam David Roſentritts Unſchuld ans Licht. Mit großem Jubel geleitete ihn das Volk in die Stadt zurück.

Der Herzog aber war auf den Löwenturm geſtiegen, von deſſen Höhe man die ganze Stadt überſchauen konnte. Es war ein dicker Feſtungsturm, der ſich an das Schloß lehnte, mit einer breiten Plattform, an deren vier Ecken je ein ſteinerner Löwe ſtand. Als der Herzog das Jauchzen hörte und das Volk in die Stadt zurückſtrömen ſah, da wußte er, daß David Roſentritt nichts bekannt hatte, weil er nichts zu bekennen gehabt hatte.

Dann ſtieg er hinab und forderte den Unterrentmeiſter vor ſich. Dem ſagte er ſeine Miſſetaten auf den Kopf. Der Übeltäter begann ſofort zu zittern und bekannte ſeine Sünden, nachdem ihn der Herzog ſeiner Gnade verſichert hatte. Carl Junak hatte David Roſentritt beneidet, weil er die Gunſt des Herzogs beſaß und ein ſtrenger und rechtlicher Mann war, und hatte ihn um

Lohn und Leben bringen wollen, um ſein Amt zu erben. Carl Junak hatte die zwanzigtauſend Taler aus der Rentkaſſe genommen und den Diebſtahl zur Anzeige gebracht. Als David Roſentritt aber nicht verurteilt werden konnte und auf freien Fuß geſetzt werden ſollte, war über Carl Junak die Angſt gekommen, die Wahrheit könnte ruchbar werden, und er hatte das Geld in David Roſentritts Hauſe verſteckt und die Richter hingeführt. Das alles bekannte er vor dem Herzog, ſchwor, daß er ſeine Schändlichkeiten bereue, und flehte um Gnade.

„Wohl!“ ſprach der Herzog und wandte ſich von ihm ab. „Mein Wort werde ich dir halten! Du haſt verdient, daß man dich für deine Übeltaten rädert und vierteilt, aber ich will Gnade walten laſſen und man wird dich nur hängen wie einen gemeinen Dieb!“

Dann gab der Herzog Befehl, den Galgen wieder um ſechs Ellen zu erniedrigen, was der Rat der Stadt unverzüglich ausführen ließ.

III

In dieſer Nacht ſchlich Friedrich von Logau ganz heimlich durch die dunklen, ſchweigenden Korridore des Schloſſes und legte den Brief mit dem goldnen Faden auf die Schwelle des Schlafzimmers ſeiner Auserwählten. Keiner ertappte ihn auf ſeinem nächtigen Gange, und ſicher kam er wieder in ſeine Kammer zurück, legte ſich ins Bett und verſuchte zu ſchlafen; aber er konnte kein Auge zutun.

Vor Sonnenaufgang ſtieg der Herzog mit allen ſeinen

Räten auf die Plattform des Löwenturms hinauf, um zu ſehen, wie Carl Junak ſeine gerechte und wohlverdiente Strafe bekäme. Neben dem Herzog ſtand David Roſentritt, doch er ſchaute nicht hinüber, ſondern hielt ſeine Blicke zu Boden gekehrt.

Auch Carl Junak hatte ein großes Gefolge und hoffte noch auf Begnadigung, als ihm der Angſtmann den Hals entblößte und die hanfene Schlinge umlegte. Aber er hoffte vergebens; er verlor den Boden unter den Füßen, zappelte noch ein wenig und hing bald darauf ſteif wie ein Stock und ſtumm wie ein Fiſch im Glanze der Morgenſonne, und zwar ſechs Ellen niedriger, als er es David Roſentritt zugedacht hatte.

Der Herzog aber wandte ſich zu ſeinen Räten und ſprach: „So muß anderen zum Beiſpiel die Untreue belohnt werden!“

Zu David Roſentritt aber ſagte er gnädigſt: „Wollt Ihr mir weiterhin ſo treu und redlich dienen, wie Ihr es bisher getan habt!“

„Ich will es tun!“ erwiderte David Roſentritt, denn er war ein Mann von wenig Worten. Da nahm ihn der Herzog bei der Hand und führte ihn ſelbſt die Stufen hinunter, leitete ihn über den Hof und brachte ihn, gefolgt von ſeinen Räten, in die Rentkammer.

Mit eigner Hand rückte er David Roſentritt den Seſſel zurecht und hieß ihn ſitzen. Dann wandte er ſich an ſeine Begleiter, die verwundert dabeiſtanden, und ſprach: „Die Treue iſt ein gar köſtliches und ſeltenes Ding, darum ſoll man ſie in Ehren halten über alles!“

Darauf blieb er lange mit David Roſentritt allein und ſprach zu ihm gütige und huldreiche Worte.

Als an dieſem Morgen die Kammerjungfer der Herzogin an die Tür des Schlafzimmers ihrer Gebieterin kam, ſah ſie auf der Schwelle ein Papier liegen, das von einem goldnen Faden zuſammengehalten wurde. Sie ließ es liegen, erzählte es aber ihrer Herrin. Die befahl ihr, den Brief zu öffnen und vorzuleſen, was ſie auch geſchwind tat.

Es war aber ein Gedicht, was da auf dem Papier geſchrieben ſtand, und lautete alſo:

An die Geliebte.

Mein Glück, Luſt, Sehnen, Wonne,
Du meine Lebensſonne,
Haſt angezündt mein Herz.
Nun brennt es wild vom Schmerz!
Loht wie ein jaches Feuer
Und quält mich ungeheuer!
Der Wänglein Roſenglut
Macht, daß mir wallt das Blut!
Dein Wuchs und ſchlanker Gang
Macht mich vor Leiden krank!
Und bin ich auch befliſſen,
Nichts mehr zu ſchaun und wiſſen.
Dein Aug, des Buſens Schnee
Bringt neue Pein und Weh!
So ſtets im Jammer ſchweben,
Wie ſoll ich weiter leben!
Wo immer neu dein Huld
Verrät ein Herz von Guld!
Oh! oh! der ſchweren Not!
Mir winkt der bittre Tod!
Doch willſt du mich erhören,
Wird ſich der Schmerz verkehren,
Und eitel Honigluſt
Durchzieht und tränkt die Bruſt.

Nur mußt du fürder meiden,
Ihn ganz von dir abſchneiden
Den ernſten, finſtern Mann,
Den man nicht lieben kann.
Wir fliehn ins Land der Myrten,
Dort wird uns wohl bewirten
Frau Venus bei des Mondes Schein
Mit ſüßem Met und Labewein.

Erſt wollte das liebe Dorel ihren Augen nicht trauen, doch als ſie die Hand ihres teutſchen Tichterleins erkannte, begann ſie ſo laut und ſchallend zu lachen, daß der Herzog herbeigelockt wurde, der eben den langen Gang von der Rentkammer herunterkam.

Er wollte ſeine Gemahlin in die Arme ſchließen und ihr einen Kuß geben, aber ſie wehrte ihn ab.

„Nein!“ rief ſie im ernſthaften Tone. „Lieber Chriſtian, mit uns beiden iſt es aus. Ich habe mir jetzt einen andern feinen und gar zärtlichen Burſchen erkoren. Der weiß auf eine zierlichere Art zu lieben als du!“

Da wurde der Herzog bleich und entriß ihr den Brief. Als er ihn geleſen hatte, wurde er wild und ſchrie nach einem Stecken. Damit wollte er den ſchändlichen Buben aus dem Hauſe und in die weite Welt hinaustreiben.

„Mit nichten!“ lachte das liebe Dorel. „Nur nicht ſo heftig, mein lieber Chriſtian! Aus dem Hauſe treiben darfſt du ihn nicht, dieweil er eine arme Waiſe und ohne Eltern iſt. Ich gebe dir drei Küſſe, du mußt mir aber mein teutſches Tichterlein laſſen. Ich will ihn auf eine ſonderliche Weiſe kurieren, daß er nicht wieder ſo

hoch hinaus trachtet. Bin ich doch am Ende ſelber ſchuld an dem ganzen Handel. Hätte ich ihn nicht ſo ungebührlich verzogen, hätte er nicht gewagt, das Brieflein zu ſchreiben!“

Der Herzog begehrte zwar auf, doch die drei Küſſe des lieben Dorel beſänftigten ihn wunderbar ſchnell.

Erſt mußte er ihr verſprechen, möglichſt glimpflich mit dem Tichter zu verfahren, dann erſt durfte er nach ihm ſenden.

Als Friedrich von Logau hörte, daß ihn der Herzog zu ſprechen wünſche, entfiel ihm der hohe Mut bis auf ein kümmerliches Reſtchen. Bleich und verſtört erſchien er auf der Schwelle ſeiner Miſſetat.

„Tritt herzu!“ herrſchte ihn der Herzog an. „Haſt du dieſe Reime geſchrieben!“

Der Junker nickte zerknirſcht, vermochte er doch kein Wort herauszuwürgen.

„Meine Frau willſt du mir entführen!“ rief der Herzog grimmig. „Iſt das wohl Dienertreue! Mir den beſten Schatz zu ſtehlen, den ich beſitze!“

Friedrich von Logau wappnete ſich mit Trotz, weil er ſah, daß die Herzogin ihr Tüchlein vor die Augen hielt, ſo daß es den Anſchein hatte, als weine ſie heftig. Er hob den Kopf und ſchaute dem Herzog feſt in die Augen.

„Du biſt mir ein gefährlicher Burſche!“ ſchalt der Herzog und hatte Mühe, ſich das Lachen zu verbeißen. „Du biſt hinfort nicht wert, einen Degen zu tragen! Gib ihn alſobald her!“

Jetzt war des Junkers Trotz gebrochen, dieweil er ſah, wie das liebe Dorel ſich zum Fenſter wandte, um

ſich recht über ihn luſtig zu machen. Er zog den Degen aus dem Wehrgehenk, legte ihn in des Herzogs Hand und ſchluckte dabei an ſeinen Tränen. Dann ließ der Herzog eine Rute herbeiholen, band die Birkenreiſer mit dem goldnen Faden des Briefleins zuſammen und überreichte ſie dem Junker.

„Das ſei fortan dein Degen!“ gebot er hart.

Friedrich von Logau, dem hoffnungsvollen teutſchen Dichter und Hofmann, fielen jetzt zwei dicke Tränen aus den Augen, rollten ihm über die Wangen und ſanken in den weichen Teppich.

Nun erbarmte ſich die Herzogin ſeiner und rief ihn zu ſich. Da ſank er vor ihr auf die Knie und bat ſie mit leiſer Stimme um Verzeihung.

Sie aber hob ihn auf, gab ihm einen ſanften Backenſtreich und hielt ihm eine ziemlich lange Strafpredigt.

„Herr Junker,“ warnte ſie ihn, „wenn Ihr ſchon die Poeterei treiben wollt, ſo preiſt Gott den Herrn und ſeine unſterblichen Werke. Dem Frauenzimmer und andern Leichtfertigkeiten nachzutrachten, unterlaſſet künftig; denn ſolche Dinge haben wohl eine glänzende Schale aber ſehr oft einen bitteren Kern. Auch ſchickt es ſich nicht für einen Junker von dreizehn Jahren, einer alten Frau den Hof zu machen. So Ihr aber nicht von der Liebe laſſen könnt und mögt, will ich Euch heute ein Jungfräulein auf Eure Kammer ſchicken, das Euch beſſer anſtehen wird.“

Damit entließ ſie ihn huldreich, und er durfte ihr die Hand küſſen. Das aber war auch alles, was ihm auf ſeinen ſchriftlichen Liebesſeufzer hin gewährt wurde. Er

ſchlich die Treppen empor mit geknicktem Mute, ſchloß ſich in ſeine Kammer ein und kam den ganzen Tag nicht wieder zum Vorſchein, aus Kummer über den verlorenen Degen, aus Scham über die erworbene Rute und aus Grimm über ſeine törichte Werbung.

Die Herzogin aber ging auf den Markt, blieb länger als ſonſt vor Balthaſar Küglers Kuchenbude ſtehen und beſchenkte die Kinder heute beſonders reichlich.

Unterdeſſen verſuchte ſich Friedrich von Logau mit ſeiner Schmach auszuſöhnen; er ſaß an ſeinem Tiſche, den Kopf in die Hände geſtützt, und wühlte mit allen Fingern ſchonungslos in ſeinen Pagenlocken herum. Je mehr er ſich in ſein Unglück vertiefte, um ſo größer wurde ſeine Wut, nicht auf das liebe Dorel, das liebte er ja, ſondern auf das geſamte weibliche Geſchlecht. Wohl faßte er den Entſchluß, zu entfliehen ins Land der Myrten, doch war er ein viel zu guter Hofmann, um es ſofort zu tun.

Aber er war zugleich auch ein teutſcher Dichter und hatte den Vorzug dieſer damals noch ſeltenen Menſchen, ſeinen Schmerz auf das Papier ſtrömen zu laſſen und ſich ſo von ihm zu befreien. Und er verfiel wieder in ſeine kurzen, ſinnvollen Reimlein, bereitete ſie ſorgſam und nahm ſie ſelbſt ein wie bittere Arzneien.

„Wenig reden, viel verſchweigen,
Iſt den Weibern ſelten eigen.“

Das mochte ſich auch das liebe Dorel merken, das ſeinen zärtlichen Brief an den Herzog verraten hatte. Aber noch weiter verſtieg ſich der gekränkte und um eine ſchwere Erfahrung bereicherte teutſche Dichter.

„Evenäpfel locken noch
Manchen Adam unters Joch,
Wo er nichts von Paradeis,
Nur von lauter Hölle weiß.“

Das war allen denen geſagt, die es brauchen konnten. Den letzten Vers aber ſchrieb er nur für ſeinen eigenen Bedarf.

„Wo Liebe kommt ins Haus,
Da zieht die Klugheit aus.“

Da tat ſich die Tür auf, und die Kammerjungfer führte das Mägdlein herein, das ihm das liebe Dorel zugedacht hatte. Dieſe Jungfer war keine drei Ellen hoch, tat ſehr verſchämt und wollte kein Wort herausſagen. Auch als ſie mit dem Junker allein in der Kammer war, gab ſie keinen Laut von ſich; ſtill und ſchüchtern verharrte ſie in der Ecke, wohin ſie von der Kammerjungfer geſtellt worden war. Auch als ſie Friedrich von Logau an der Hand nahm, rührte ſie weder Mund noch Fuß. Und das hatte ſeinen guten Grund; ſie war nämlich eine uneheliche Tochter des Balthaſar Kügler aus Grottkau und beſtand zum größten Teil aus Pfefferkuchenteig, zum kleinſten aus buntem Zuckerguß. Rote Augen hatte ſie und grüne Lippen und Locken, war aber ſonſt fein zierlich von Geſtalt, daß es eine Luſt war, ſie anzuſchauen, beſonders wenn man einen ganzen Tag gefaſtet hatte. Der Junker aber ließ ſie platt auf die Diele fallen, ſo ſehr kränkte er ſich über den Scherz.

Da ſtreckte die naſeweiſe Kammerjungfer noch einmal den Kopf durch die Tür und lachte: „Die Frau Herzogin läßt Euch raten, das Jungfräulein wohl und in

Ehren zu halten. Sie heißt mit Namen Eulalia, und Ihr ſollt ſie nicht etwa vor Liebe auffreſſen!"

Friedrich von Logau fuhr im Zorne an ſeinen Degen, doch er griff nur eine Rute, und die vorlaute Kammerjungfer fuhr kichernd hinaus, um es der Herzogin zu melden.

Der hungrige, teutſche Tichter aber ſchloß das Jungfräulein Eulalia dicht an ſein Herz und biß ihm den Kopf ab.

Am nächſten Tage ging er wie gewöhnlich zur Schule, nur daß er an der Stelle ſeines Degens die Rute trug. Das brachte ihm bei ſeinen Kameraden viel Hohn und Spott ein, und ſogar der Herr Profeſſor Hieronymus Cruſius konnte nicht umhin, von dieſer ſonderbaren Auszeichnung Kenntnis zu nehmen. Denn ihm war zu Ohren gekommen, daß Friedrich von Logau ſeine Zeit damit zubringe, teutſche Reime zu finden, in denen er ſich ſogar vermaß, ſeiner Lehrer zu ſpotten.

„Junker von Logau!" ſprach der Herr Profeſſor und wies auf die Rute. „Ihr habt da fürwahr eine herrliche Zier. Doch mich dünkt, Ihr tragt ſie an der unrechten Stelle. Man ſollte ſie Euch billig auf den Rükken binden, auf daß Euer Witz gezähmet werde!"

Das ließen ſich die Junker nicht zweimal ſagen. Als die Schule aus war, hielten ſie, wohl neun an der Zahl, Friedrich von Logau, der ins Schloß wollte, an der Ecke des Stiftsplatzes auf und wollten mit ihm und ſeiner Rute tun, wie es der Herr Profeſſor Hieronymus Cruſius im Voraus gebilligt hatte.

Aber Friedrich von Logau verſtand den Scherz übel, zog vom Leder und ſchlug mit ſeiner Rute zu, daß alle

neun die Flucht ergriffen, und hatte doch jeder einen Degen an ſeiner Seite. Der von Zedlitz, den er einſt aus den Stadtjungen herausgehauen hatte, war der ärgſte Schreier und der beſte Läufer. Aber der teutſche Tichter fing ihn doch ein und gab ihm ordentlich die Rute zu ſchmecken.

Das liebe Dorel hatte dem Kampfe zugeſchaut und gleich den Herzog ans Fenſter rufen laſſen, damit er ſehe, wie ſich der Junker auch ohne Degen ſeine Feinde vom Leibe halte. Darüber hatte der Herzog ſehr gelacht und auf die Bitte ſeines lieben Dorels dem Junker den Degen wieder zuſtellen laſſen.

Nun war er wieder froh und konnte ſeiner Herzogin frei und offen in die Augen ſchauen.

Seine zweite Liebe währte nur bis an den dritten Tag; da war Jungfrau Eulalia bis auf ein paar Krümchen, die er den Spatzen aus dem Fenſter ſtreute, verſchwunden. Dann fing er ſeine dritte Liebe an und begann mit ſtundenlangen Spaziergängen vor den vier Fenſtern des erſten Hauſes auf dem Neumarkt. Dort wohnte nämlich das Mädchen, das der Herzogin vor Jahren verraten hatte, daß ſie in Wahrheit „das liebe Dorel" hieß.

Das Mädchen zählte nun ſchon über zwölf Jahre und war die Tochter des Fridolin von Spätlingk, der früher ein Amt bei Hofe bekleidet, ſich aber wegen Kränklichkeit zurückgezogen hatte. Das liebe Dorel lud die kleine Jungfrau hin und wieder aufs Schloß, um dem Junker von Logau Gelegenheit zu geben, mit ihr zuſammen zu ſein. Und es dauerte auch keine drei Wochen, da hatte er ihr ſchon ewige Treue geſchworen.

Die kleine Jungfer mochte den ſchmucken Junker gern leiden, und da er überdies ein teutſcher Dichter war, litt ſie es gerne, daß er ſich hier und da ein Küßchen von ihren roten Lippen pflückte, wenn er draußen vor dem Odertor mit ihr luſtwandelte.

Zum Heiraten kamen ſie nicht. Der Vater ſträubte ſich dagegen, weil der Junker von Logau ſo arm war wie eine Kirchenmaus.

Hätte das liebe Dorel nur ein paar Jahre länger leben dürfen, ſo wäre der Vater ſchon anderen Sinnes geworden. Allein ſie ſtarb plötzlich in der Blüte ihrer Jahre.

Mit ſeiner vierten Liebe hatte Friedrich von Logau kein Glück, die fünfte brachte ihm ſogar Unglück. Die ſechſte erblühte ihm wohl zum Ehebunde, allein der bittere Tod machte ihr ein ſchnelles Ende. Die ſiebente und letzte endlich hat ihm wohl auch nicht ſonderlich gedient, ſonſt hätte er kaum den ſchweren Herzensſeufzer ausgeſtoßen:

„Ach könnten wir auf dieſer Erden
Doch ohne Frauen ſelig werden!“

Die kaiſerlichen Quartiermacher

Als nach dem Tode des Generaliſſimus von Wallenſtein die böhmiſche Armee zerteilt wurde, kam der Obriſt von Lion, der ſo gerecht war, keinen Unterſchied zwiſchen Freund und Feind zu machen, mit ſeinem Regiment nach Schleſien, wo ihm vom kaiſerlichen Oberamt zu Breslau die Stadt und das Weichbild Frankenſtein zum Standquartier angewieſen wurden.

Er ſelbſt logierte ſich mit ſeinem Adjutanten, dem Rittmeiſter Pianelli, bei dem Bürgermeiſter Kaſpar Riedel auf dem Rathauſe ein, lebte auf Koſten der Stadt einen guten Tag und ließ ſeine Soldaten, die ihrer wallenſteiniſchen Erziehung alle Ehre machten, nach Belieben ſchalten und walten. Sie plagten die braven Bürger mehr, als es die Schweden, des Kaiſers Feinde, getan hatten, ſtahlen und raubten, was man ihnen nicht gutwillig gab, kränkten die ehrbaren Frauen durch unſchickliche Reden und ängſtigten nicht minder die Jungfrauen, daß ſich keine mehr auf die Straße wagte. Tag und Nacht war der Bürgermeiſter auf den Beinen, um die gar ſchnell erbitterte Bürgerſchaft zur Ruhe und Beſonnenheit zu ermahnen.

Unterdeſſen hatte ſich der Rittmeiſter Pianelli, der ein rechter italieniſcher Windbeutel war, an Dorothea Riedel, des Bürgermeiſters Tochter, herangemacht. Zuerſt hatte ſie ſich damit begnügt, ihn auszulachen, als er aber den Arm um ihre Hüfte legte und ſie an ſich

drückte, um ihr einen Kuß zu rauben, ſchlug ſie ihm ſo derb auf den Mund, daß ſeine lüſternen Lippen ſofort blaurot aufſchwollen. Dafür packte er ſie noch gröber an, daß ihr nichts anderes übrig blieb, als um Hilfe zu rufen. Und auf der Stelle erſchien die ebenſo ſchlagfertige Bürgermeiſterin, die in der Küche ihres Amtes waltete, und traf den Adjutanten mit dem fettriefenden Kochlöffel ſo kräftig auf die römiſche Adlernaſe, daß das ihr entſtürzende Blut ihn für einige Zeit zur Kampfunfähigkeit verurteilte.

Um das Unglück vollzumachen, tauchte jetzt, durch Dorotheas Geſchrei herbeigelockt, der Stadtſchreiber Wilhelmus Sturm auf und erkundigte ſich voller Mitgefühl nach der Urſache der gröblichen Bleſſur. Da hielt es denn der Rittmeiſter für geraten, zähneknirſchend den Rückzug anzutreten.

„Seid vielmals bedankt, Herr Sturm, für Eure Hilfe!“ ſprach Dorothea und reichte ihm die Hand.

„Ei, nichts zu danken!“ lächelte er. „Wo Ihr auch ſein mögt, Jungfrau Dorothea, ich liege immer irgendwo in der Nähe auf der Lauer!“

„Wenn's aber gilt, gegen einen ſolchen Eiſenfreſſer anzugehen,“ warf die Bürgermeiſterin ein, „ſo bleibt Ihr hübſch im Loche ſitzen!“

„Mitnichten!“ gab er ihr den Spott ungekränkt zurück. „Wenn es die Not gebeut, werde ich ſchon das Schwert zu ziehen wiſſen. Wozu aber Blut vergießen, da doch die Tinte ein viel billigerer Saft iſt! Stünde es uns Männern an, mit dem Kochlöffel zu kämpfen, ſo wollten wir gerne auf Feder und Schwert verzichten.“

„Ihr ſeid ein Schalk,“ drohte die Bürgermeiſterin

gut gelaunt und eilte in die Küche, um die Suppe für den Herrn Obriſten zu rühren.

Als ſich Wilhelmus Sturm mit Dorothea allein ſah, wurde ſein Geſicht plötzlich ernſt.

„Vielliebe Jungfrau,“ ſprach er feierlich, „es iſt eine gar gefährliche Zeit über uns gekommen, inſonderheit für eine unverlobte Jungfrau. Wollt Ihr nun endlich Euer Herz gegen mich erweichen, daß ich nicht immer wie ein Dieb auf der Lauer liegen muß, ſondern frei und öffentlich an Eurer Seite bleiben darf, Euch zu behüten gegen alles Ungemach!“

„Ich weiß Eure Geſinnung wohl zu ſchätzen,“ wich ſie ihm geſchickt aus, „doch ſorgt Euch nicht vornehmlich um mich, da ich mich ſchon ſelbſt zu ſchützen weiß. Laßt Eurer Sorge vielmehr die ganze Stadt empfohlen ſein und denket lieber auf ein Mittel, damit das Regiment uns allen bald den Rücken kehre. Alsdann mögt Ihr wieder anfragen, falls Euch das Lauern nicht mehr behagen ſollte.“

Nachdenklich ging der Stadtſchreiber davon. Ganz ſo leicht, wie Dorothea dachte, war das Mittel, das Regiment zum Abzug zu bringen, nicht zu finden. Bald aber gebar ſein überaus anſchlägiger Kopf einen vortrefflichen Einfall, und als der Bürgermeiſter von ſeinem Stadtgange ſeufzend in die Ratskammer trat, war der feine Plan zur Ausführung reif.

Kaſpar Riedel ließ ſich ſofort einweihen, trat vor den Obriſten und machte ihm zunächſt einige ſanftmütige Vorſtellungen über das ungehörige Betragen ſeiner Truppen.

„Scher Er ſich zum Teufel!“ ſchrie der Graue, unge-

ſchlachte Bramarbas wütend. „Sonſt laß ich Ihn in Eiſen legen!“

„Mit Verlaub, Herr Obriſt!“ ſprach Kaſpar Riedel mutig. „Es gibt noch ein Oberamt in Breslau!“

„Das Oberamt ſoll mir den Buckel langrutſchen!“ brüllte der Edle von Lion ſo wild wie ein Löwe, und fuchtelte mit dem Degen ganz unſinnig in der Luft herum. „Wenn dieſe Breslauer Federfuchſer nicht das Maul halten, ſo laſſe ich ſie alleſamt krummſchließen. Salvier Er ſich auf der Stelle zur Tür hinaus, oder ich hau Ihn in kleine Stücke!“

„Für dieſen Fall iſt Sorge getragen, daß das Oberamt alle dieſe kleinen Stücke von mir zu Geſicht bekommt,“ erwiderte der Bürgermeiſter unerſchrocken. „Glaub's aber kaum, daß ſich die hohen Herren darüber ſonderlich freuen werden. Ich bin gekommen, in aller Ergebenheit meine notwendigen Bitten vorzutragen. So der Herr Obriſt nicht in aller Ruhe anzuhören beliebt, was ich vorzubringen habe, ſo will ich lieber davongehen, auf daß nicht ein kaiſerlicher Degen mit dem Blute unſchuldiger Untertanen befleckt werde.“

Aber anſtatt ſich zurückzuziehen, hatte er bei dieſer Rede umſtändlich in die Rocktaſche gegriffen und erlaubte ſich nun mit den darin befindlichen Goldſtücken ſo herausfordernd zu klimpern, als hätte er die halbe Stadtkaſſe eingeſäckelt. Augenblicklich beruhigte ſich der Obriſt und barg ſein Schwert in der Scheide. Der Klang des Goldes hatte ſein vom Kriege verhärtetes Gemüt alſobald erweicht, daß er nun offen Luſt bezeigte, des Bürgermeiſters Vorſchläge anzuhören. Mit Bieten

und Fordern gingen ſie vorſichtig auf einen Punkt zu, wo ſie ſich im vollen Frieden einigten.

Als aber der Obriſt drängte, die Goldſtücke auch einmal in ſeiner Taſche klimpern zu hören, zögerte Kaſpar Riedel.

„Nur noch ein wenig Geduld, Herr Obriſt!“ ſprach er bedächtig und wiegte das Haupt. „So es mein eigen Geld wäre, würde ich es Euch auf Ehrenwort überlaſſen. Da es aber der Stadt Mittel ſind, muß ich Eure gute Unterſchrift vorweiſen können, um mich vor den andern Ratsherren zu dechargieren.“

„Immer und immer dieſe Federfuchſerei!“ knurrte der Herr von Lion unwillig.

„Nehmt es nicht für ungut,“ bat der Bürgermeiſter höflich, indem er die Tür öffnete.

Und herein trat Wilhelmus Sturm, der die ganze Zeit mit dem fertigen Kontrakt dahinter gewartet hatte. Der Obriſt ſtutzte, weil er ein Komplott witterte, und rief ſeinen Adjutanten herbei, um ebenfalls einen Zeugen zur Hand zu haben. Als der Rittmeiſter Pianelli endlich erſchien, mußte er ſich verwundert muſtern laſſen, dieweil es ihm noch nicht gelungen war, die Spuren ſeiner letzten Niederlage reſtlos zu beſeitigen.

„Wie ſeht Ihr aus!“ rief der Obriſt ärgerlich.

Der windige Italiener murmelte einige undeutliche Entſchuldigungen, womit ſich aber der Obriſt, der ein Duell witterte, nicht zufrieden geben wollte.

„Ich kann bezeugen,“ ſprach da Wilhelmus Sturm, ohne gefragt zu ſein, „daß ſich der Herr Rittmeiſter die Bleſſuren in einem ehrlichen Kampfe erworben hat.“

Auf dieſe befriedigende Erklärung hin brach der

Obriſt die Unterſuchung ab und verlangte den Wortlaut des Kontraktes zu hören.

Und Wilhelmus Sturm las: „Der unterfertigte Obriſt von Lion verpflichtet ſich gegen eine ſofortige Entſchädigungsſumme von fünfhundert Reichstalern und eine vom heutigen Tage ab zahlbare wöchentliche Ranzionierungszulage von hundertundzwanzig Reichstalern die Quartiere in der Stadt Frankenſtein und in den Vorſtädten unverzüglich aufzuheben.“

Ohne langes Beſinnen ſetzte der Obriſt ſeinen Namen darunter und brachte das Geld ſchleunigſt in Sicherheit, während ſich Kaſpar Riedel mit dem wertvollen Dokument zur andern Tür hinaus empfahl.

Draußen aber ſtellte der Rittmeiſter den Stadtſchreiber, um ihn für ſeinen Vorwitz zur Rechenſchaft zu ziehen.

„Bedenket das eine wohl,“ ſprach Wilhelmus Sturm trocken, und trat ein paar kurze Schritte zurück. „Sofern Ihr Euch die Bleſſuren nicht im ehrlichen Kampfe zugezogen habt, ſo gebührt es ſich wohl vorerſt, daß Ihr dieſes Blut von Eurer Ehre abwaſchet, ehe Ihr Euch in neue Händel ſtürzet. Da Euch zu dieſem aber die Zeit mangeln wird, dieweil das Regiment noch heute aufbrechen muß, ſo lebet wohl!“

Damit verſchwand er geſchickt durch eine geheime Tür der Seitentäfelung.

„Auf Wiederſehen!“ brüllte der Italiener, nachdem er ſich vergeblich bemüht hatte, mit Fauſtſchlägen und Fußtritten die Tür zu ſprengen.

Seine Rachſucht aber ließ ihm keine Ruhe, und er verſuchte den Obriſten zu beſtimmen, den Vertrag zu

brechen, die ſechshundertundzwanzig Reichstaler einzuſtecken und die Frankenſteiner Quartiere nicht aufzuheben. Allein ſo ſehr auch der Obriſt geneigt war, dem faulen Bürgerpack dieſen Streich zu ſpielen, noch mehr lockte ihn die wöchentliche Ranzionierungszulage, die er möglichſt oftmals und ungeſtört einzunehmen gedachte.

Alſo rückten die ſechs Kompagnien am dritten Tage aus der Stadt und wurden zu den übrigen Truppen auf die Dörfer des Weichbildes verteilt. Schnell ſchloſſen die Bürger alle fünf Tore, weil ſie dem Obriſten nicht trauten. Als ſie aber hörten, auf welche feine Weiſe dieſes Abzugsmanöver zuſtande gebracht worden war, bezeigten ſie Kaſpar Riedel und Wilhelmus Sturm offen ihre Freude, hießen alles gut und machten die Tore wieder auf.

An dieſem Tage fragte der Stadtſchreiber bei Dorothea Riedel zum zweiten Male an.

„Nun wohl, Herr Sturm," ſprach ſie lächelnd, „es iſt Euch gelungen! Nun aber tut noch ein übriges und befreit auch die Bauern auf den Dörfern von dieſem Landſchaden. Denn ſie müſſen um unſertwillen ärger leiden als zuvor."

„Dies iſt ein ungleich ſchwereres Stück!" ſeufzte er bedenklich. „Aber gleichwohl will ich es verſuchen. Nur bitte ich Euch, haltet mich nicht für einen Herkules, der zwölf ſolcher Arbeiten vollbringen kann."

Aber ſie beruhigte ihn darüber und ſchickte ihn mit tröſtlichen Worten fort.

Und wieder arbeiteten ſich Kaſpar Riedel, der die Stadtkaſſe von der Laſt der wöchentlichen Ranzionierungszu-

lage baldmöglichſt erlöſen, und Wilhelmus Sturm, der ſich die Liebe Dorotheens erringen wollte, getreulich in die Hände. Alſo kamen ſie überein, bei dem Breslauer Oberamt ganz unſchuldig anzufragen, ob die Ablöſung der Naturalverpflegung, wie ſie der Obriſt von Lion in Frankenſtein beliebt hatte, zu Recht beſtände oder nicht.

Nun war das Breslauer Oberamt auf die kaiſerliche Soldateska, die das Land bis aufs Äußerſte ausſaugte, überhaupt nicht gut zu ſprechen. Aber einen beſonderen Haß hatte es auf die ganz und gar verwilderten Lionſchen Kompagnien geworfen. Es forderte die Abſchrift des Frankenſteiner Vertrages ein, erſah daraus, daß der Obriſt von Lion Beſtechungsgelder gefordert und erhalten hatte, und rückte ihm nun mit aller Macht auf den narbigen Heldenleib. Er ſollte ſich ſtrengſtens dazu angehalten fühlen, nicht nur die erpreßten Gelder ohne Verzug an die Stadt zurückzugeben, ſondern auch die Verpflegung der wider den ausdrücklichen Befehl des Kaiſerlichen Oberamtes aus Frankenſtein zurückgezogenen Truppenteile aus der eigenen Taſche zu bezahlen.

Als er dieſen Beſcheid erhielt, tobte er wie beſeſſen und gab dem Rittmeiſter Pianelli Order, die ſechs Kompagnien wieder auf den Dörfern zuſammenzuleſen und ins alte Quartier zurückzubringen.

Kaſpar Riedel jedoch war auf der Hut, ließ die Tore ſchließen und verweigerte den Einmarſch. Trotzdem nahmen die Truppen Quartier in den Vorſtädten und ſchickten ſich an, die Stadt zu blockieren. Um die Belagerung durch Hunger zu brechen, verhinderte der Rat die Ausbringung aller Lebensmittel. Darauf verlangte der Ritt-

meiſter zu unterhandeln. Der Bürgermeiſter willfahrte dem Begehren und beſprach ſich mit ihm unter der Schloßpforte. Allein ein gütliches Übereinkommen war von vornherein ausgeſchloſſen, da der Rittmeiſter ſich überaus grob, unverſchämt und hochfahrend benahm, die Unterſchrift des Obriſten, obſchon ſie in ſeiner Gegenwart geleiſtet worden war, nicht anerkannte und ſich im übrigen auf den ſtrikten Befehl des Oberamtes berief, das dem Regiment nicht nur das Weichbild, ſondern auch die Stadt Frankenſtein zum Standquartier zugewieſen habe. Aber auf eine Anweiſung desſelben Amtes, keiner Truppe ohne beſondere oberamtliche Legitimation Quartier zu gewähren, ſtützte ſich auch die entſchiedene Weigerung des Bürgermeiſters, der allen Drohungen des Adjutanten, den Einzug mit Gewalt zu erzwingen und die angetane Schmach tauſendfach zu vergelten, kühn die Stirne bot.

„Kurz und gut,“ ſchrie der Italiener wütend und riß den Degen heraus, „morgen früh um ſieben Uhr gedenke ich mit meinen Offizieren auf dem Rathauſe zu frühſtücken!“

„Wohl bekomm's!“ rief Wilhelmus Sturm, der ſich hinter des Bürgermeiſters breitem Rücken verborgen gehalten hatte und nun zu ſeinem Schutze hervortrat.

Über dieſen Spott ergrimmte der Rittmeiſter dermaßen, daß er blutdürſtig auf den Stadtſchreiber eindrang.

„Nur heran, wenn Ihr Luſt habt!“ forderte der ihn auf und zog kaltblütig den längſten Kochlöffel blank, den er in der Ratsküche hatte auftreiben können.

Beſchämt wich der Angreifer zurück, ſchwang ſich

aufs Pferd und ritt unter dem lauten Gelächter der Frankensteiner davon. Die aber begannen sich wacker zu rühren. Nachdem sie auf Befragen des Bürgermeisters einstimmig erklärt hatten, kein Quartier geben zu wollen und lieber die Stadt bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen, wurden sie von Wilhelmus Sturm einzeln aufgerufen, mit Ober- und Untergewehr ausgerüstet und auf die fünf Stadttore verteilt. Die Wallbüchsen und Kanonen wurden geladen und alle Geschütze um die Mittagszeit gleichzeitig gelöst, woran die Belagerer den Ernst des bevorstehenden Kampfes erkennen konnten.

Doch die hatten sich in den Feldschlachten des großen Krieges schon an ganz andere Kanonaden gewöhnt, ließen sich nicht einschüchtern und holten von den nächsten Dörfern so viel Leitern herbei, als sie irgend auftreiben konnten.

Und als sich am nächsten Morgen um sieben Uhr die Tore noch immer nicht öffnen wollten, ließ der Rittmeister Sturm blasen und die fünf Tore gleichzeitig angreifen. Allein die Bürgerschaft stand wohlbewehrt und mannhaften Mutes auf ihrem Posten, um die Stadt gegen die Soldaten des eigenen Kaisers zu verteidigen.

Gegen das Lochtor wie gegen das Breslauer Tor, wo Kaspar Riedel das Kommando führte, rannten zwei Kompagnien. Auf den Beschluß des Rates, der jedes Blutvergießen vermieden sehen wollte, unterließ man den Gebrauch der Feuerwaffen. Man harrte geduldig, bis die Sturmleitern angelegt waren, und hinderte die Soldaten nicht an ihren trefflichen Kletterkünsten. Dann aber stieß man mit langen Stangen

und Feuerhaken die Leitern um, daß ſie mit allem, was darauf ſtand und daran hing, in den ſchlammigen Stadtgraben purzelten. Das war kein ſonderlich harter Fall, doch vertrat ſich gar mancher brave Musketier dabei den Fuß oder verrenkte ſich den Gelenkapfel und humpelte fluchend aus der Schlachtordnung. Beulen gab es in Menge und Riſſe im Ober- und Unterleder nicht minder, jedoch es blieben noch immer genug Stellen übrig, um noch mehr dieſer Bleſſuren anzubringen. Trotz aller Hartnäckigkeit, mit der die Soldaten auf dem Stürmen beharrten, wurden ſie am Lochtor und am Breslauer Tor, wo der Kampf am ärgſten tobte, ſo nachdrücklich zurückgewieſen, daß ihre Kraft merklich erlahmte. Ebenſo wacker hielt ſich die Beſatzung des Münſterberger Tores und die der Schloßpforte, wo Wilhelmus Sturm die Verteidigung leitete. Dagegen gelang es der Kompagnie, die gegen das niedere Glatzer Tor vorging und von dem Rittmeiſter in eigner Perſon kommandiert wurde, die Bürger nach hartem Ringen über den Haufen zu werfen. Und ſo kam es, daß dieſe Kompagnie ſchon bis zum Ringe vorgedrungen war, während an den andern vier Toren noch heftig geſtritten wurde. Mit blankem Degen brach der wilde Pianelli in das Rathaus ein, ſetzte der Bürgermeiſterin, die eben aus der Küche trat, die geſpannte Piſtole auf die Bruſt und verlangte den Aufenthaltsort ihres Mannes zu wiſſen.

„Ei," rief ſie überraſcht und ſchlug das Mordgewehr zur Seite, daß der Schuß in die Wand fuhr, „auf eine ſolch höfliche Weiſe pflegt man hier nicht um den Weg zu fragen. So Ihr aber gekommen ſeid, das beſtellte

Frühstück einzunehmen, dann tretet herzu, denn es ist alles bereit."

Mit diesen Worten öffnete sie die Tür der Ratsstube und wies ihm eine lange Tafel, die mit allerhand köstlichen Speisen und gefüllten Weinkannen wohl versehen war. Dorothea aber kam herbei und kredenzte dem verblüfften Italiener mit freundlichem Gruße einen Trunk des schwersten Ungarweines.

Auf einen solchen Empfang war der Rittmeister nicht vorbereitet, und so verschob er das Loswettern auf eine gelegenere Stunde, zumal jetzt auch zwei andere Offiziere und ein alter Feldwebel erschienen und mit freudiger Überraschung den reichbesetzten Tisch erstürmten. Denn sie hatten draußen in den Vorstädten zwei Tage lang brav nach den Fleisch- und Biertöpfen geschmachtet.

Der Rittmeister ergriff die Kanne und leerte sie auf einen Zug. Währenddessen schickte sich Dorothea an, zu entschlüpfen, aber er vertrat ihr den Weg, verlangte von ihr das Versteck des Bürgermeisters zu wissen und griff mit beiden Händen nach ihr, als sie ihm den Bescheid gab, daß sie es nicht wüßte.

Allein in diesem Augenblick tauchte jemand blitzschnell zwischen ihnen auf und trennte sie voneinander. Und als der Adjutant schärfer zusah, wen er eigentlich in den Fingern hatte, erkannte er zu seiner nicht geringen Überraschung Wilhelmus Sturm, den Stadtschreiber. Er hatte sich bei der ersten Kunde von der Eroberung des Glatzer Tores schleunigst auf das bedrohte Rathaus zurückgezogen, hatte hier schon einige Zeit auf der Lauer gelegen und lieferte sich nun, um Dorothea zu retten, mutig in die Hände seines Erzfeindes.

„Wo iſt der Bürgermeiſter!“ brüllte der Südländer wie ein mordluſtiger Leu.

„Nur gemach!“ erwiderte Wilhelmus Sturm und entwand ſich ihm geſchmeidig. „Ich dachte, es ſtünde Euch der Sinn danach, mit mir einige Küſſe zu tauſchen. So Ihr aber nach dem Herrn Bürgermeiſter fragt, ſo iſt das, wie mich dünkt, eine amtliche Sache, und wir brauchen uns darum nicht inbrünſtiglich zu umarmen.“

Schon hatte er die Lacher auf ſeiner Seite, denn inzwiſchen waren noch mehrere der kaiſerlichen Offiziere hereingetreten, und auch der Rittmeiſter zog es nun vor, am Tiſche Platz zu nehmen, um ſich für ſeine weiteren Rachetaten zu ſtärken.

„Trink, Stadtſchreiberlein!“ ſchrie jetzt der alte, bärbeißige Feldwebel und ſchwang ihm die volle Kanne zu. „Wir haben euch Sackerloter doch kleine gekriegt! Habt euch übrigens brav gewehrt, das muß euch der Neid laſſen. Hab in meinem ganzen Kriegsleben noch keinen ſolch fröhlichen Sturm mitgemacht!“

„Es ziemt mir nicht, mit den Siegern an einer Tafel zu ſitzen,“ ſprach Wilhelmus Sturm beſcheiden. „So mir aber die Herren verſtatten, will ich ihnen tapfer die Kannen füllen und als Mundſchenk aufwarten.“

„Damit du Tropf am mehrſten ſaufen kannſt!“ ſchrie ein Fähnrich.

„Zum Wohle, ihr ſiegreichen Herren!“ erwiderte der Stadtſchreiber und tat einen kräftigen Schluck, und die Herren Offiziere tranken ihm wacker Beſcheid und goſſen den ſtarken Ungarwein hinunter wie klares Waſſer. Am eifrigſten aber ſchwang der Rittmeiſter Pianelli den Becher.

Nun drangen auch die Offiziere der andern Kompagnien, die inzwiſchen die Mauern überſtiegen hatten, da die Bürgerſchaft den zweckloſen Widerſtand aufgegeben hatte, in den Saal, und es war Platz genug für alle da. Unermüdlich füllte Wilhelmus Sturm die Kannen, um die geſtrengen Herren zum Wohle der guten Stadt recht ſchnell in eine frohe Laune zu bringen. Und es gelang ihm bei allen. Nur des Rittmeiſters Geſicht verfinſterte ſich bei jedem neuen Glaſe mehr und mehr, galt es doch, ſeine Ehre und die der ruhmreichen kaiſerlichen Armee wiederherzuſtellen.

Da trat ein Soldat herein und meldete, daß ſich etliche Bürger ins Schloß zurückgezogen hätten und die Öffnung verweigerten. Und gleich darauf kam ein zweiter Musketier gelaufen und berichtete, daß ſich ſieben ſeiner Kameraden bei dem Kampfe das Beinzeug zerfallen hätten. Nun wurde es offenkundig, daß der tükkiſche Ungarwein auf den Rittmeiſter eine ganz andere Wirkung ausübte, als auf die deutſchen Offiziere. Wurden dieſe durch den Trunk immer fröhlicher und verſöhnlicher geſtimmt, ſo hatte er die Wut des Italieners beſtändig geſchürt.

„Nehmt dieſen da gefangen!“ ſchrie er, rot vor Zorn und Wein, und wies auf Wilhelmus Sturm, der gerade dabei war, das erſte Bierfaß anzuſtecken, dieweil der Wein allmählich auf die Neige ging.

„Nun, ihr wohledlen Herren Sieger,“ ſprach er und ſtellte den ſchäumenden Krug auf den Tiſch, „ich überantworte mich eurer Gnade. Mögt ihr denn entſcheiden, ob es gerecht iſt, mich in den Kerker zu werfen. Ich habe dafür Sorge getragen, daß euch dieſes

herrliche Mahl bereitet worden iſt. Ich kredenze euch hier mit aller Geſchicklichkeit den Wein und den edlen Schweidnitzer Schöps, auf daß keiner zu dürſten brauche. Iſt es wohl billig, meine Dienſte alſo zu lohnen!“

Gegen des Stadtſchreibers flinken Zungenſchlag konnte der Rittmeiſter, dem die deutſchen Wörter viel weniger loſe ſaßen, nicht aufkommen.

Die Offiziere ſchrien durcheinander, denn der ſtarke Wein hatte die militäriſche Diſziplin längſt über den Haufen geworfen, und keiner wollte den trefflichen Mundſchenken miſſen.

„Er ſteckt mit dem Bürgermeiſter unter einer Decke!“ brüllte der Rittmeiſter erboſt.

„Mit nichten!“ erwiderte der Stadtſchreiber ſchlagfertig. „Ich bin ein ehr- und tugendſamer Junggeſell und habe bishero immer alleine geſchlafen.“

Und wieder lachte die ganze Tafelrunde mit Ausnahme des Rittmeiſters ſo laut, daß die Fenſter dröhnten.

„Weiß Er, wo dieſer vermaledeite Bürgermeiſter ſteckt!“ forſchte der alte Feldwebel.

„Das weiß ich nicht, ſo wahr mir Gott helfe!“ ſchwur Wilhelmus Sturm und das mit vollem Recht, denn er wußte es wirklich nicht.

„Was iſt ſeine Vermutung, wo der Bürgermeiſter ſtecken könnte!“ trieb ihn der Graukopf in die Enge.

„Iſt er nicht auf dem Schloſſe, dann macht er einen Ritt über Land,“ gab der Stadtſchreiber zur Auskunft. Und auch dies hatte ſeine Richtigkeit. Denn es war im Rate beſchloſſen worden, daß der Bürgermeiſter, ſofern die Verteidigung fehlſchlüge, ſofort nach Breslau rei-

ten ſolle, das Kaiſerliche Oberamt um ſchnellſte Intervention anzugehen.

„Alſo iſt er entflohen!“ ſprach der Feldwebel und war ſeiner Sache ſo gewiß, daß er gegen jeden, der anderer Meinung war, heftig anſtritt.

„Darum muß man ſich nach Kriegsrecht ſeiner Angehörigen verſichern!“ rief der Rittmeiſter, ganz von Sinnen über den Widerſtand, den er erfuhr, und ſchickte ſich an, mit gezücktem Degen in die Wohnung einzudringen.

„Kamerad, wir ſind im Frieden!“ belehrte ihn ein Offizier. „Da gilt das Kriegsrecht keinen Dreier!“

Doch der Rittmeiſter ſcherte ſich den Teufel darum und wäre wirklich in die Wohnung gedrungen, um die beiden Frauen zu arretieren, wenn er nur noch feſt auf den Füßen hätte ſtehen können. So aber war es Wilhelmus Sturm ein leichtes, ihm ein Bein zu ſtellen und ihn auf der Schwelle zu Fall zu bringen. Unter lautem Tumult hoben ihn die andern empor und betteten ihn ſanft auf eine gepolſterte Bank, was ihm jetzt vor allen andern Dingen am bitterlichſten not tat.

Plötzlich ſtand mitten unter ihnen die rüſtige Bürgermeiſterin und fragte leutſelig, wie es den Herren geſchmeckt hätte.

„Ein donnerndes Hoch auf die Frau Bürgermeiſterin!“ rief Wilhelmus Sturm, ſo laut er nur konnte, und es war keiner unter des Kaiſers Quartiermachern, der nicht freudig und dankbar in das allgemeine Vivatgeſchrei eingeſtimmt hätte, bis auf den Rittmeiſter, der bereits, vom tiefſten Frieden umhüllt, vortrefflich ſchnarchte.

Und das Gelage dauerte fort. Ein Topf Wein nach dem andern mußte daran glauben, ein Faß Bier nach dem andern wurde angezapft. Ununterbrochen rannen die edlen Säfte im bunten Gemiſch in die ausgepichten Kriegerkehlen hinein. Die ſechs Kompagnien Musketiere wurden inzwiſchen in den Bürgerhäuſern durch das bedeutend gröbere Mittel des Branntweins in die beſte Laune verſetzt und andauernd darin erhalten.

Am nächſten Morgen ſaßen die Offiziere noch immer auf dem Rathauſe, blieben den Tag über beieinander und trennten ſich auch des Abends nicht, gaben vor, auf den Herrn Bürgermeiſter zu warten, und zechten im ganzen achtzig Krüge Wein und ſiebenzehn Tonnen Bier leer. Das Gelage hielt an, bis am dritten Mittag, Punkt zwölf Uhr, der Herr Obriſt von Lion in eigener Perſon auf dem Frankenſteiner Ringe vom Pferde ſtieg. Im ſcharfen Gegenſatz zu den Eroberern der Stadt deutete ſeine Miene auf keine gute Laune hin. Diesmal hatte er ſogar Grund, nach allen Seiten vor Wut überzuſchäumen. Kaſpar Riedel nämlich war ſchnurſtracks nach Breslau geritten, hatte den Herren des Oberamtes in bewegten Worten die Leiden der Stadt geſchildert, und es war ihm gelungen, dieſe kaiſerliche Behörde, die ſonſt zu allen ihren Entſchließungen überaus viel Zeit benötigte, zu einer überraſchend ſchnellen Entſcheidung zu bringen.

Bei Strafe der ſofortigen Enthebung von ſeinem Poſten war dem Obriſten von Lion befohlen worden, ohne Verzug die ſechs Kompagnien aus Frankenſtein zurückzuziehen und die Stadt fernerhin gänzlich ungekränkt

zu laſſen, da er ſich ſeiner ihm darin zugewieſenen Quartiere freiwillig und ohne allen Einſpruch begeben hätte.

Als er in Ausführung dieſes ſtrikten Befehls unter ſeine ſchwer bezechten Offiziere trat, blieben ihm vor Staunen die Worte weg.

„Wohl bekomm's, Herr Obriſt!“ rief Wilhelmus Sturm, der ſich trotz ſeiner ausgezeichneten Trunkfeſtigkeit vor Mattigkeit kaum auf den Beinen halten konnte, und kredenzte ihm einen Schoppen Schöps. Da der Obriſt durſtig war, trank er ihn im Handumdrehen aus. Die Ratsherren ließen es ſich nicht nehmen, ihm einige Kannen Weines zu verehren. Er nahm dieſes Geſchenk zwar gnädiglich an, fluchte aber hinterher über den ganzen Handel wie ein Kroat.

„Ein Kreuzhimmeldonnerwetter ſoll euch alleſamt in den Ranzen fahren!“ ſchnauzte er los. „Es iſt mir ein Geringes, ein Dutzend Bürger aufhängen zu laſſen! Solange dieſer nichtswürdige Kaſpar Riedel euer Bürgermeiſter iſt, werdet ihr zu keinem Gedeihen kommen. Ich werde dieſen verdammten Buben bei allen hohen Offizieren und Obriſten wohl zu rekommandieren wiſſen. Und wenn ich ihn nur allhier zur Stelle hätte, würde ich ihn ſtracks vor ſeiner eignen Pforte aufknüpfen laſſen!“

„Alſo werden wir ihn mit Eurer gnädigen Erlaubnis wohl ſelber hängen müſſen!“ ſprach der vorwitzige Stadtſchreiber und verneigte ſich höflich.

„Er nimmt ſich heraus, mir Sottiſen zu ſagen!“ knurrte der Obriſt wütend und fuhr mit der Hand an den Degen.

„Nichts für ungut, hochedler Herr Obriſt!“ zog ſich Wilhelmus Sturm tapfer zurück. „Des Soldaten Leid iſt allemal des Bürgers Freud.“

Sodann formierten ſich die Kompagnien mühſam auf dem Ringe und ſetzten ſich in Marſch. Die Richtung, die ſie hielten, war unter aller Kritik. Die Offiziere kletterten auf die Pferde und ſuchten ſich darauf feſtzuklammern. Der Rittmeiſter Pianelli mußte ſich von zwei Musketieren in den Sattel heben laſſen und trottete hintennach, ſo ſchwer lag ihm der heimtückiſche Wein in den Gliedern.

„Gott behüte euern Ausgang!“ rief Wilhelmus Sturm frohgemut aus dem Fenſter der Ratsſtube, von wo er an Dorotheens Seite den abziehenden Siegern nachſchaute. „Gehabt Euch wohl, Herr Rittmeiſter Pianelli. Die Tapferkeit iſt eine gar ſchwere Sache, wenn man ſich mit dem Wein herumſchlagen muß!“

Der Angeredete wandte ſich trotz der Schmerzen, die ihm im Schädel rumorten, und drohte mit geballter Fauſt zurück. Allein Wilhelmus Sturm würdigte ihn diesmal keiner andern Antwort, als daß er Dorothea Riedel, ſeine verlobte Braut, in die Arme ſchloß und ihr vor allem Volk drei herzhafte Küſſe mitten auf den Mund gab.

Kaum war der Obriſt von Lion mit ſeinen wankenden Kompagnien zum Breslauer Tore hinaus, ſo ritt Kaſpar Riedel frohgemut zum Münſterberger Tore herein, empfangen von dem Vivatgeſchrei der Bürger.

Als er nach einigen Jahren von ſeinem Poſten zurücktrat, weil der wieder erwachende Krieg und der erneute Einfall der ſchwediſchen Truppen für die Leitung der

Stadt eine behendere Kraft nötig machte, vertraute ſich die Bürgerſchaft einſtimmig der Führung Wilhelmus Sturms an, der ſeine liebe Dorothea inzwiſchen heimgeführt hatte und nun mit Tapferkeit und Liſt das ſchwache Schifflein der Stadt durch alle Fährniſſe der ſchweren Jahre ſicher in den goldnen Hafen des Friedens ſteuerte.

Die vierzehn kurbrandenburgiſchen Nothelfer

I

Als der große Krieg zu Ende war und alle Welt ein herzhaftes Danklied anſtimmte, blieben die guten Schleſier allein beim Jammern und Wehklagen. Den Krieg waren ſie los, jetzt hatten ſie die Kaiſerlichen Kommiſſionen, die ihnen ärger dünkten als Krieg, Peſt, Brandſchatzung und Hagelwetter zuſammengenommen. Beſonders das arme Landvolk, das aus den dreißig Unglücksjahren nicht viel mehr als das nackte Leben gerettet hatte, fand nirgends Troſt und Hilfe als bei dem lieben Herrgott. Und der ſollte ihm auch noch genommen werden. Wohl gab es einen Fürſtentag, der ſich der geplagten Bauernſchaft hätte annehmen müſſen. Aber dieſe Verſammlung von zaghaften Herzögen, Grafen und Standesherren, unter die das ſchöne ſchleſiſche Land verteilt war wie ein Kuchen unter die umſitzenden Gäſte, fand nie den Weg vom Rat zur Tat. Wenn auch die angeſehenſten unter ihnen, die Herzöge von Liegnitz, Brieg und Wohlau, die Kaiſerlichen Kommiſſionen noch von ihren Erblanden fern zu halten vermochten, die kleineren Fürſten und Lehnsherren nahmen dieſe Plage hin wie ein unabwendbares Unglück.

Nur ein einziger machte darin eine Ausnahme. Ihm gehörte zwar nur eine einzige Gemarkung mit Dorf,

Kirche und Lehnsſchloß, aber er hieß: Friedrich Wilhelm, Kurfürſt von Brandenburg, und das ſchleſiſche Ländchen, das bei der Säkulariſierung des Bistums Lebus an Brandenburg gefallen war, war der Halt Großburg in der Nähe von Strehlen. Wenn er auch neben dem kühn aufſtrebenden Baume der hohenzollernſchen Erblande nur ein winziges Blättlein war, das der Sturm weit über die Grenze geweht hatte, der große Kurfürſt verlor es niemals aus den Augen.

Das ſchleſiſche Landvolk aber ſeufzte, jammerte und wehklagte, und die Kaiſerlichen Kommiſſionen, die ſich immer aus zwei weltlichen Reſpektsperſonen und mehreren Klerikern zuſammenſetzten, zogen von Dorf zu Dorf und nahmen den Proteſtanten die Kirchen weg. Und wenn ſich auch kein einziger mehr zum alten Glauben bekannte, die Kirche mußte herausgegeben werden. Denn es war des Kaiſers ſehnlichſter Herzenswunſch, allen ſeinen Untertanen zur ewigen Seligkeit zu verhelfen. Und die armen Schleſier duldeten mutlos. Nur in Stabelwitz bei Breslau wurde den kaiſerlichen Abgeſandten übel mitgeſpielt. Die Weiber, die ſich vor dem Pfarrhaus aufgeſtellt hatten, fielen über ſie her, zerzauſten und zerkratzten ſie, ſteckten ſie in eine Teertonne und jagten ſie ſo zum Dorfe hinaus. Doch die Strafe kam bald. Mit zweihundert Pappenheimern erſchien die Kommiſſion von neuem. Die Stabelwitzer hatten ſich hinter der Kirchhofsmauer verſchanzt und waren entſchloſſen, ſich bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen. Aber bevor der erſte Schuß fiel, trat Ambroſius Brunke, der Stabelwitzer Paſtor, heraus, mahnte die Seinen zum Frieden und überlieferte ſich

den Feinden. Nun wollten ihn die Stabelwitzer mit Gewalt befreien. Doch die Pappenheimer gaben eine ſcharfe Salve ab, und es floß viel Blut. Dann ſchritten die vier geiſtlichen Kommiſſare in die Kirche, entfernten alles Ketzeriſche daraus, verbrannten es auf dem Kirchhofe, weihten ſie neu und ließen einen von ihnen als Prieſter zurück. Seitdem liefen die Stabelwitzer jeden Sonntag zwei Meilen weit über die Grenze ins Liegnitziſche, wo das Evangelium noch lauter und rein gepredigt werden durfte. Ambroſius Brunke aber ward in Breslau vor ein hartes Gericht geſtellt, das ihn wegen Aufruhrs zu lebenslänglicher Haft verurteilte. Doch die Breslauer waren gute Proteſtanten und ließen ihn drei Wochen ſpäter ins Sächſiſche entwiſchen.

Die Kommiſſionen aber wirkten rüſtig weiter unter dem Schutze der kaiſerlichen Küraſſiere. Das waren rauhe, graubärtige Geſellen, die ſchon unter Wallenſtein und Tilly im Sattel geſeſſen und noch immer nicht verlernt hatten, den Bauer zu drangſalieren. Sechshundertſechsundfünfzig Kirchen wurden innerhalb zweier Jahre dem ſchleſiſchen Landvolk weggenommen, und ſeine Liebe zum Hauſe Habsburg verging wie Schnee an der Sommerſonne. Um ſo treuer aber hing es an den abgeſetzten Pfarrherren, verbarg ſie vor den Verfolgern, hörte des Sonntags in heimlichen Waldwinkeln die Predigt, wich nicht vom Glauben ab und ſorgte einträchtig für die zurückgelaſſenen Predigerfamilien.

Schon dreimal hatte ſich eine der Kommiſſionen bedenklich dem Dorfe Großburg genähert, immer aber war ſie hart vor der Gemarkung abgeſchwenkt, und

jedesmal war dem Großburger Paſtor, Samuel Pittichius, der ſchon zwanzig Jahre an dieſem Orte lehrte, ein herzhaftes Stoßgebet entſchlüpft. Doch ſeine Stunde hatte bereits geſchlagen.

An einem Maimorgen des Jahres 1654 trabte ein pappenheimiſcher Korporal durch die ſchmale Seitengaſſe ins Dorf. Niemand bemerkte ihn. Er ſprang vor dem Kretſcham ab, über deſſen Tür an einem langen Eiſenarm ein grüner Kranz hing, trat in die Gaſtſtube und rief barſch nach der Wirtſchaft. Aber es kam niemand. Veit Krumpholz, der Kretſchmer und Dorfſchulze, war wie alle Großburger Bauern mit ſeinem Geſinde auf dem Felde, und Brigitte, die ſeit dem frühen Tode der Mutter dem Hausweſen vorſtand, ſchaffte eifrig im Milchkeller. Der Korporal ſchlug mit ſeinem langen Raufdegen dreimal kräftig auf den Tiſch, fluchte laut und ließ das blanke Gewehr liegen. Gleich darauf trat Brigitte ein. Mit Unmut muſterte ſie den unfreundlichen Gaſt: ſeine Montur war abgeſchabt und zerſchliſſen.

„Lärmt hier nicht ſo!“ wies ſie ihn ſcharf zurecht.

Seine Fauſt zuckte nach dem Degen, doch er hielt an ſich; die Dirne gefiel ihm über die Maßen gut.

„Ein Schöpplein Schöps!“ kommandierte er.

„Erſt Geld!“ ſprach ſie und ſetzte den Zeigefinger auf den Tiſch. Da faßte ſie der Korporal ſchnell, zog ſie herüber und wollte ihr einen Kuß aufdrücken. Sie aber ſchlug ihm ſo heftig ins Geſicht, daß er ſie fahren laſſen mußte. Er bezwang ſeinen Zorn, rieb ſich lachend die Wange und zog den Beutel. Jetzt brachte ſie ihm das Bier und ſetzte ſich abſeits, um ihn zu überwachen.

„Will die Jungfer nicht eins mittrinken!“

Aber ſie würdigte ihn keiner Antwort.

„Will mir die Jungfrau nicht noch einen geben!“ bat er höflich, um mit ihr anzubinden. „Ich bin die ganze Nacht im Sattel geſeſſen und hab einen rechten Reiterdurſt.“

„Wo kommt Ihr her!“ fragte Brigitte, die nichts Gutes ahnte.

„Von Breslau!“ log der graue Sünder. Er war erſt vor einer Stunde aus Thomaskirch fortgeritten, wo ſich die Kaiſerliche Kommiſſion feſtgeſetzt hatte. „Muß heute noch nach Neiße. Haben viel Arbeit mit den verteufelten Ketzern. Wird euerm Pfaffen auch bald an den Kragen gehen!“

„Wir ſind kurbrandenburgiſch!“ erwiderte ſie ſtolz. „Unſer gnädigſter Kurfürſt iſt ſelber ein Ketzer!“

„Wird ihm auch an den Kragen gehen!“ lachte er. „Der Kaiſer wird ihm ſchon den proteſtantiſchen Star ſtechen.“

„Schweigt!“ rief ſie zornig und ballte die Fäuſte. Mit blitzenden Augen ſchaute ſie ihn an. Das reizte ihn ſo, daß er wieder zum Angriff überging. Doch er gebrauchte eine Kriegsliſt. Bedächtig erhob er ſich, ſetzte die Eiſenkappe auf und wandte ſich zur Tür.

„Vergeßt Euern Degen nicht,“ mahnte Brigitte.

Da machte er ſcharf rechtsum und griff nach ihr mit beiden Fäuſten.

„Hinaus!“ ſchrie ſie und ſuchte hinter dem Tiſche Schutz. „Ihr habt in Großburg nichts zu ſchaffen.“

Aber der grobe Kerl verfolgte ſie weiter. Geſchickt entſchlüpfte ſie ihm.

„Was wollt Ihr von mir!“ ſchrie ſie, ſo laut ſie konnte. Doch es kam ihr niemand zu Hilfe.

„Hehe!“ lachte er rauh. „Was ich will! Kurbrandenburgiſch will ich werden. Dazu ſoll mir die Jungfer verhelfen!“

Und bald hatte er ſie auch in die Ecke getrieben. Sie ſchlug nach ihm. Lachend packte er ſie bei den Handgelenken und legte den Arm um ihr Mieder. Doch der Abſcheu verdoppelte plötzlich ihre Kraft. Sie ſtieß ihn zurück, ſah den blanken Degen, griff mit beiden Händen danach und ſchwang ihn hoch.

„Hinaus!“ ſchrie ſie und ſchlug blind darauf los.

Der Korporal ſtand verdutzt. Der ſcharfe Degen hatte auf dem Helme Funken gegeben, war hart am Ohre vorbeigeſchrammt und hatte einen böſen Striemen auf der Schulter zurückgelaſſen. Langſam zog er ſich gegen die Tür zurück.

„Jungfer, Jungfer!“ begütigte er ſie. „Ein Küßchen in Ehren.“

„Aber keines in Unehren!“ rief ſie und ſchlug herzhaft drein. Jetzt mußte er in den Hausflur flüchten.

„Jungfer, ſo geb Sie doch Frieden!“ bat er, denn im Grunde war er nicht allzu bösartig. „Sagt mir lieber, wo der Pfarrer wohnt. Ich hab hier einen Brief für ihn.“

Brigitte fuhr zuſammen, ließ aber den Degen nicht ſinken.

„Die Kaiſerliche Kommiſſion hat hier nichts zu befehlen!“ ſtieß ſie heraus. „Wir ſind kurbrandenburgiſch.“

„Mag ſein,“ ſagte er und wägte ſich wieder näher. „Ich ſcher mich nicht drum. Ich parier Order.“

Wieder wollte er einen Überfall wagen, doch Brigitte war auf der Hut. Er griff in die Degenſpitze.

„Sapperment!“ rief er erboſt. „Jungfer, Sie hat rein den Teufel im Leibe. Geb Sie den Degen heraus!“

„Erſt ſteigt aufs Pferd!“ befahl ſie.

Da trat er rückwärtsſchreitend auf die Straße. Sie folgte ihm bis auf die Hausſchwelle. Schwerfällig ſchwang er ſich in den Sattel. Dann reichte ſie ihm den Degen zu.

„Schön Dank, Jungfer!“ ſagte er lachend. „Nur nicht ſo ſtolz! Mein Degen hat ſchon manche Viktoria erlebt!“

Verachtungsvoll wandte ſie ihm den Rücken.

„Wo wohnt der Pfarrer!“ fragte er und zügelte den Schecken.

„Packt Euch zum Teufel mit Euerm Brief!“ rief ſie wild.

„Nur gemach, ſchöne Jungfer!“ drohte er. „Ich bin hier nicht zum letztenmal geweſen.“

Dann ſprengte er um die Ecke und über den großen Kirchplatz. Auf den harten Hufſchlag hin trat ein würdiger Mann aus dem gegenüberliegenden, weinumrankten Häuschen, deſſen eine Ecke an die hohe Kirchhofsmauer ſtieß.

„Wo wohnt der Pfarrer!“ ſchrie der Pappenheimer.

„Der bin ich ſelbſt!“ antwortete Samuel Pittichius und ſtieg über die Blumenbeete.

Der Reiter gab dem Tiere die Sporen, fegte beim Pfarrgärtchen vorbei, warf den Brief über den niedrigen Zaun und ſprengte über den Platz zurück. Als er beim Kretſcham vorbeiſauſte, wollte er geſchwind den grünen

Kranz herunterſchlagen, der luſtig im Winde ſchwankte. Doch er traf daneben, und ſein Degen zerbrach an dem eiſernen Arme. Fluchend ſtieß er den Stummel in die Scheide und ſtob durch die Seitengaſſe davon.

Samuel Pittichius aber ſaß in der Geisblattlaube ſeines Vorgärtchens und ſtarrte angſtvoll auf den geöffneten Brief. Leiſe bewegte er ſeine Lippen. Aber das Stoßgebet, mit dem er ſeinen lieben Herrgott um Hilfe anrief, ſtärkte ihn nicht. Er war, wie ſo viele Schleſier, kleinmütig und verzagt. Und er ſchlug die Hände vor das Antlitz, dachte an ſein Weib und ſeine ſechs unmündigen Kinder, beugte ſich über den drohenden Brief und ſchluchzte leiſe vor ſich hin.

Da ſtimmte der Küſter das Mittagsgeläut an. Die Großburger kamen mit ihren Wagen ins Dorf gepoltert. Veit Krumpholz, der Dorfſchulze, ſetzte ſich zu Tiſch.

„War jemand da!“ fragte er Brigitte, als ſie den Tiſch abräumte.

Doch ſie überhörte gefliſſentlich die Frage.

„Weißt du ſchon,“ fuhr er bedächtig fort, „in Thomaskirch haben ſie geſtern den Paſtor abgeſetzt.“

„Was laſſen ſie ſich's gefallen!“ rief ſie und ſah zum Fenſter hinaus.

„Ja, ja,“ erwiderte der Vater und wiegte den Kopf, „das iſt dieſelbe Kommiſſion, die in Stabelwitz hat ſchießen laſſen. Haben's falſch gemacht, die Stabelwitzer. Hätten nicht gegen die Kommiſſion losgehen dürfen. Hätten ſich rund um ihren Paſtor ſtellen müſſen wie eine Mauer. Wär keine Muskete losgegangen. Sind böſe Brüder, dieſe Pappenheimer. Möcht nichts mit ihnen zu tun haben. Uns müſſen ſie in Ruh laſſen.“

„Aber der Kaiſer hat kein Recht, uns den Glauben zu nehmen.“

„Uns tut er ja nichts. Und den andern nimmt er nur den Paſtor. An den Glauben kann kein Kaiſer heran. Die Thomaskircher werden wie die andern zu uns über die Grenze laufen. Soll mir recht ſein. Nach der Kirche kommen ſie ins Kretſcham. Hauptſache iſt und bleibt, daß der Friede wieder im Land iſt.“

„Der Herr Paſtor!“ rief Brigitte erſchreckt.

Mit langſamen, ſchleppenden Tritten, das Zitationsſchreiben in der Hand, kam Samuel Pittichius herein. Der Schulze begrüßte ihn mit einem Handſchlag und begann das Schreiben zu leſen: „Zitation für den Pfarrherrn Samuel Pittichius in Großburg. Derſelbige hat ſich von heute in ſpäteſtens zehn Tagen vor der Kaiſerlichen Kommiſſion in Thomaskirch einzuſtellen, widrigenfalls er in Strafe verfällt.“

„Was ſoll ich tun!“ ſtöhnte der Paſtor. „Man wird mich nicht mehr zurückkehren laſſen.“

„Das darf nicht ſein!“ rief Brigitte und trat heran.

„Jungfrau Brigitte,“ ſprach der Geiſtliche ergeben, „es iſt eine Prüfung, die der Herr ſchickt. Ich werde mein Kreuz auf mich nehmen und ihm nachfolgen.“

„Es ſteht nichts vom Abſetzen drin,“ meinte der Schulze.

„Aber es ſteht zwiſchen den Zeilen,“ erwiderte Samuel Pittichius. „Alle meine Amtsbrüder, die jetzt ohne Obdach und Speiſe umherirren, haben eine ſolche Zitation erhalten.“

„Kreuzbomben und Granaten!“ polterte Veit Krumpholz los. „Das Unrecht leid ich nicht. Wir ſind Pro-

teſtanten ſchon ſeit hundert Jahren. Wir laſſen ſie nicht an das Paſtorhaus heran.“

„Nein, nein!“ wehrte Samuel Pittichius ängſtlich ab. „Denkt an Stabelwitz. Hier kann nur Gott helfen!“

„Der Kurfürſt muß helfen!“ rief Brigitte laut.

„Der Kurfürſt wohnt weit,“ ſprach der Paſtor betrübt. „Er wird mir nicht helfen. Wie könnte er ſich gegen den Kaiſer ſetzen! Ich bin gewiß, daß er um dieſes Schreiben weiß.“

„Nein!“ rief ſie heftig. „Er weiß gewiß nichts davon. Er kann ein ſolches Unrecht niemals zulaſſen, denn er iſt ein Proteſtant. Er muß mit ſeinen Soldaten kommen.“

„Jungfrau Brigitte,“ ſeufzte der Paſtor. „Ihr ſprecht wie ein argloſes Kind, das nichts weiß von der hohen Politik. Wenn ein Krieg daraus entſtünde! Lieber will ich das bittere Brot der Fremde eſſen und mit meinen Tränen feuchten.“

„Wir müſſen dieſen Brief nach Berlin ſchicken!“ entſchied Veit Krumpholz. „Der Kurfürſt muß wiſſen, daß wir das Unrecht nicht dulden wollen.“

„Ehe die Antwort hier iſt,“ ſprach Samuel Pittichius traurig, „hat ſich mein Schickſal längſt erfüllt.“

„Der Junker muß einen reitenden Boten ſchicken,“ ſchlug Brigitte vor.

Der Vater ſchaute ſie groß an, nickte und griff zur Mütze. An ſeiner Seite ſchritt Samuel Pittichius ins Oberdorf, wo das Gut lag. Sigismund von Kanitz, der Lehnsmann des Kurfürſten, war einer von den ſchleſiſchen Edelleuten, die ſich nicht nur vor dem Degen ſondern auch vor der Feder fürchteten, aus Sorge, irgendwo anzuſtoßen. Er war unbeweibt, hart an den

Vierzig, und meiſtens plagte ihn die Gicht. Als die beiden bei ihm eintraten, ruhte er im Lehnſtuhl und ſchnitt Geſichter. Sie legten ihm die Zitation vor.

„Nichts dagegen zu machen!“ ſtöhnte er. „Es tut mir leid um Euch, Herr Paſtor. Müßt Euch damit abfinden.“

„Der Brief muß an den Kurfürſten geſchickt werden!“ platzte der Schulze heraus. „Er muß uns helfen!“

„Schulze!“ rief der Junker ärgerlich, „Er iſt wohl nicht bei Troſte! Soll der Kurfürſt vielleicht ſeine Soldaten ſchicken!“

„Das braucht's nicht!“ meinte Veit Krumpholz, ohne ſich beirren zu laſſen. „Er ſoll einen Brief an den Kaiſer ſchreiben.“

„Als wenn's nichts wär!“ lachte der Junker grimmig. „Der Kaiſer wird ſich viel um ſolchen Brief ſcheren. Wir ſitzen mitten drin im kaiſerlichen Lande. Nichts iſt dagegen zu machen!“

Samuel Pittichius ließ traurig den Kopf hängen. Veit Krumpholz jedoch dachte nach. Wen konnte er nach Berlin ſchicken, wenn der Junker ſeinen Reitknecht nicht hergab! Sigismund von Kanitz wurde nun ein wenig mitleidig, weil ihn die Gicht nicht mehr ſo ſtark zwickte.

„Herr Paſtor,“ ſprach er gutmütig, „darum laßt nicht gleich alle Hoffnung fahren. Es läßt ſich überall leben. Zwar hier in Großburg wird Eures Bleibens nicht länger ſein. Die kaiſerlichen Herren nehmen Anſtoß an dem Grenzlaufen der Leute. Das habt Ihr nicht verhütet.“

„Es ſteht mir nicht zu,“ ſprach Samuel Pittichius

feſt, „auch nur einen einzigen Menſchen vom Evangelium abzutreiben.“

„Will der gnädige Junker ſeinen Reitknecht geben!“ fragte Veit Krumpholz hartnäckig.

„Zum Teufel, nein!“ ſchrie Sigismund von Kanitz wütend, und ſofort packte ihn wieder die Gicht an. „Es hat nicht den geringſten Zweck. Macht auf beiden Seiten böſes Blut. Sein ſtille ſein und ſich in alles fügen, das iſt das einzige, was uns armen Schleſiern frommt!“

„Dann muß einer aus dem Dorfe reiten!“ entſchied der Schulze.

„Laß Er meinethalben den Teufel reiten!“ rief der Junker erboſt. „Ich will von der ganzen Sache nichts wiſſen!“

„Dann werd ich ſelber reiten!“ ſprach Veit Krumpholz.

Der Paſtor ſchaute überraſcht auf, ſchüttelte aber den Kopf.

„Der Daus!“ rief der Junker und fuhr aus dem Seſſel. „Daß Er ſich unterſteht! Spar Er ſein Geld und bleib Er hier. Will Er mir Läuſe in den Pelz ſetzen!“

„Ich will dem Kurfürſten den Brief bringen,“ antwortete Veit Krumpholz verſtockt. „Und wenn er mich fragt, warum der gnädige Junker nicht lieber ſeinen Reitknecht geſchickt hat, ſo werde ich vermelden, daß der gnädige Junker von der ganzen Sache nichts wiſſen will.“

„Schulze!“ ſchrie Sigismund von Kanitz außer ſich und humpelte heran, um Veit Krumpholz an der Weſte zu packen und zu ſchütteln; doch der ſtand wie ein Baum. „Iſt Ihm denn ſein ganzer Ver-

ſtand fortgelaufen! Das will Er Ihro Gnaden dem Kurfürſten vermelden! Da ſoll Ihm doch gleich die Gicht in alle Knochen fahren!“

„Wenn der gnädige Junker ſich anders beſonnen hat,“ lenkte der Schulze ein und wies die Zitation, „dann mag Er es getroſt auf das Papier ſetzen.“

Sigismund von Kanitz riß es ihm aus der Hand, hinkte zum Tiſch und kratzte ein paar ſchiefe Zeilen hin. Dann machte er ſich noch die Mühe, das Schreiben zu verſiegeln und mit einer Adreſſe zu verſehen. Doch er gab es nicht zurück.

„Ich werde meinen Reitknecht ſchicken,“ knurrte er biſſig.

„Der gnädige Junker mag erlauben,“ ſprach Veit Krumpholz und nahm den Brief wieder an ſich, „es iſt nun einmal ausgemacht, daß ich reite. Und ich reite auch.“

„Er iſt ein Dickkopf!“ ſtöhnte Sigismund von Kanitz.

„Wie der gnädige Junker befiehlt!“ antwortete der Schulze und machte einen Kratzfuß. „Aber auch ein guter Proteſtant.“

„Ihr wollt wirklich reiten?“ fragte Samuel Pittichius bekümmert, als ſie das Schloß verließen und der Schulze mit langen Schritten die Straße hinunterſtrebte.

„Ich reite!“ ſprach Veit Krumpholz und reckte ſeine breite, ſtämmige Geſtalt. „Und ein Hundsfott will ich ſein, wenn ich nicht zur rechten Zeit zurück bin.“

Damit ſchrägte er über den Kirchplatz, rief dem Knechte zu, den Braunen zu ſatteln, band die Geldkatze um, ſteckte zwei Piſtolen in die Manteltaſchen und ſchwang ſich in den Sattel. Die Sonne ſtand ſchon hinter dem

dicken Kirchtum. Brigitte reichte noch ſchnell einen friſchen Trunk heraus.

„Schweig ſtill, Brigitte!“ mahnte der Vater und gab den Krug zurück. „Braucht niemand zu wiſſen, wohin ich geritten bin. Und gib acht! Gib acht!“

„Ja, Vater!“ rief ſie und reichte ihm die Hand.

Dann galoppierte er zum Oberdorf hinaus.

Samuel Pittichius aber ſtand im Kreiſe der Seinen, hielt die frommen Hände gefaltet und ſprach ein langes, herzhaftes Gebet, daß Gott der Herr dieſen Ritt wohlgelingen laſſen möge. Doch ſeine Hoffnung war klein und ſchwach wie ein Flämmchen, das keinem Lufthauch widerſtehen konnte.

II

Und Veit Krumpholz ritt nach Berlin. Da er die Taler nicht ſparte und ein geübtes Auge für Pferde hatte, kam er ſchnell vorwärts. Er ſtrengte die Poſtgäule nicht über Gebühr an, holte aber alles aus ihnen heraus. Seinen Braunen hatte er in Canth zurückgelaſſen. Weil er die Gegend bis Liegnitz gut kannte, fand er ſich leicht zurecht, wenn auch die Wege ſchlecht und ohne Weiſer waren. Am Morgen des zweiten Tages verließ er Liegnitz. Viel Tröſtliches ſah er nicht unterwegs. Der größte Teil der ſchleſiſchen Fluren lag unbeſtellt, die Dörfer waren ausgebrannt und nur zum Teil wieder aufgebaut worden. Hinter Haynau kam er in die ſchleſiſche Heide. Vor Sprottau erſt verlor ſich der unfruchtbare Sand. Hier aber waren viele Dörfer ganz verlaſſen. Was nicht der große Krieg von dem Volke ver-

ſchlungen hatte, das war durch die Bekehrungswut der frommen liechtenſteiniſchen Dragoner über die Grenze geſcheucht worden. In Sagan fragte Veit Krumpholz den Poſthalter nach dem kürzeſten Wege nach Berlin. Der riet ihm, nicht über Kottbus zu reiten, denn in den ſächſiſchen Wäldern ſei es nicht geheuer, ſondern lieber die Straße über Kroſſen zu nehmen. Und Veit Krumpholz galoppierte auf Naumburg zu, ſchlug zwei Schnapphähne, die ihn in den dichten Boberwäldern überfielen, in die Flucht und erreichte am Nachmittag hinter Kroſſen die märkiſche Grenze. Hier fragte man ihn zum erſtenmal nach dem Paß.

„Ich bin der Dorfſchulze von Großburg!“ ſagte er und wies das Schreiben vor.

„An die kurfürſtliche Kanzlei in Berlin,“ las der Zollwächter. „Kann paſſieren!“

„Schön Dank!“ ſagte der Schulze und legte einen Taler hin. Aber der Zöllner wurde fuchsteufelswild, und Veit Krumpholz mußte den Taler wieder einſtecken.

„Vorſicht!“ dachte er, als er auf Frankfurt zuritt. „Vorſicht! Die Leute ſind hier anders als daheim!“

Sogar das Land zeigte ein anderes Geſicht. Die Straßen waren mit Steinen geſchüttet und glatt gewalzt. An jeder Kreuzung ſtand ein Wegweiſer mit deutlichen Buchſtaben. Links und rechts der Straße waren Gräben gezogen und Obſtbäume gepflanzt. Da es Mai war, blühten ſie luſtig. Ebenſo ſauber und wohlbeſtellt waren die Felder. Nirgends lag ein Fleckchen brach. Überall regten ſich fleißige Hände. Die Dörfer ſtanden wie bunte Schatzkäſtlein auf einem grünen,

glatten Tuche. Und die Menſchen hier ſchlichen nicht geduckt und furchtſam wie die armen Schleſier, ſondern ſchritten feſt und aufrecht einher wie Herren.

Veit Krumpholz ging das Herz auf. Warum ſah es in Schleſien nicht auch ſo aus! Waren die Schleſier ſo viel ſchlechter als die Märker!

Am Abend kam er nach Frankfurt.

Im ſtrömenden Regen erreichte er am folgenden Nachmittag Berlin. Schnurſtracks ging er ins kurfürſtliche Schloß. Ein Diener wollte ihm das Schreiben abnehmen, aber er gab es nicht her. Zwei Stunden ließ man ihn warten. Endlich, als es ſchon anfing dunkel zu werden, ſtand er vor dem Grafen Otto von Schwerin, des Kurfürſten Miniſter. Das war ein hoher, ſtarker, noch junger Mann mit ſcharfen Augen und kurzen Worten.

„Setz Er ſich!“ befahl er und wies mit dem Gänſekiel auf einen leeren Stuhl.

Der Schulze gehorchte und ſah zu, wie der große Herr mit der Feder in einem Schriftſtück bös herumkratzte.

„Was will Er!“ fragte er dann barſch.

Veit Krumpholz wies den Brief und begehrte, vor den Kurfürſten geführt zu werden.

„Seine Kurfürſtlichen Gnaden ſind zur Sauhatz geritten. Laß Er den Brief hier und komm Er ſich in drei Tagen die Antwort holen.“

Damit war Veit Krumpholz ganz und gar nicht einverſtanden und berichtete in ſeiner ſchleſiſchen Manier recht breit und ausführlich, warum er nicht ſo lange warten könne. Der Miniſter hörte ihm geduldig zu und brach den Brief auf. Was er da zu leſen bekam, ſchien ihn nicht groß zu rühren. Als er aber auf die Zeilen

ſtieß, die Sigismund von Kanitz daruntergeſetzt hatte, runzelte er die Stirn. Da ſtand zu leſen: Wir wollen unſern Paſtor behalten, denn er iſt ein braver und ehrlicher Mann. Wenn hier nicht Remedur geſchafft wird, ſo kriegen wir einen von den Jeſuvitern her, der uns das ganze Dorf vermaleſtiert. Untertänigſt Sigismund von Kanitz.

„Eine verteufelte Geſchichte!“ murmelte der Graf unwillig und wandte ſich an den Schulzen. „Ich werde das Schreiben Seiner Kurfürſtlichen Gnaden vorlegen. Glaub aber kaum, daß ſich dagegen etwas ausrichten läßt.“

„Euer Gnaden,“ ſprach Veit Krumpholz mutig, „ich bin zwar nur ein einfacher Bauersmann, aber mir will es nicht in den Sinn, daß uns der Kaiſer ſolches Unrecht tun darf. Wir Großburger ſind ſchon ſeit hundert Jahren kurbrandenburgiſch. Unſer gnädigſter Kurfürſt iſt unſer Lehnsherr und muß uns helfen!“

„Helfen!“ fragte der Miniſter aufmerkſam. „Wie denkt Er ſich das!“

„Unſer gnädigſter Kurfürſt muß an den Kaiſer einen Brief aufſetzen, daß wir unſeren Paſtor behalten können und dürfen. Und die Kaiſerliche Kommiſſion muß die Zitation zurücknehmen. So denke ich mir das!“

„Nicht übel!“ lächelte der Graf. „Er iſt ein witziger Mann.“

„Mit Verlaub, Euer Gnaden! Wir Schleſier ſind alle nicht auf den Kopf gefallen!“

„Das merk ich ſchon!“ ſprach der Miniſter und trat heran. „Auf den Mund auch nicht. Aber ich werde es Ihm erklären, daß es unmöglich iſt, in dieſer Sache an

den Kaiſer zu ſchreiben. Merk Er ſich das, damit Er die Großburger beruhigen kann. Was wird geſchehen, wenn der Kaiſer nicht nachgibt!“

„Er wird ſchon nachgeben!“ rief Veit Krumpholz ſiegesgewiß. „Er hat Angſt vor unſerm gnädigſten Kurfürſten. Die Kaiſerliche Kommiſſion hat ſich erſt ganz zuletzt an unſern Paſtor herangewagt.“

„Sie hat ſich gewagt!“ ſprach der Miniſter ernſt. „Sie wird ſich auch weiter wagen, und der Kaiſer wird ſie ſchützen. Wir aber dürfen dann auch nicht nachgeben. Und die Folge davon iſt ein Krieg. Ein Krieg um einen Paſtor! Ihr Großburger ſeid zweifelsohne im Recht. Aber um dieſes Recht einen Krieg zu führen, wäre ein ſchweres Unrecht gegen die anderen märkiſchen Grafſchaften und Städte, die unter dem Zepter Seiner Kurfürſtlichen Gnaden vereinigt ſind. Kann Er das verſtehen!“

Veit Krumpholz ließ den Kopf hängen. So war der Ritt nach Berlin vergeblich geweſen! Doch der Miniſter legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Kopf hoch!“ kommandierte er. „Das iſt nur meine eigene Meinung. Wie Seine Kurfürſtlichen Gnaden darüber denken, weiß ich nicht. Dort allein ſteht die Entſcheidung. Komm Er morgen mittag wieder.“

Der Schulze kehrte ins Poſthaus zurück und hatte keine Hoffnung mehr. Er rührte weder Trank noch Speiſe an, fiel übermüdet ins Bett und ſchlief bis in den hellen Morgen. Darauf lief er drei Stunden in Berlin umher, ohne aber in ſeinem Kummer etwas anderes zu bemerken, als daß die Straßen ſchön gepflaſtert waren, daß alle Leute, die über die Straße liefen, große Eile hatten, und daß die ganze Stadt Berlin noch nicht ſo

groß war wie Breslau, wohin er jedes Jahr nach der Ernte zum Markte fuhr. Hunger und Durſt trieben ihn endlich in eine Schenke. Mit dem Schlage zwölf trat er wieder ins Schloß. Fünf Minuten ſpäter ſtand er vor dem Miniſter.

„Er muß warten!“ ſprach Graf Otto von Schwerin, ohne vom Schreiben aufzuſehen. „Die Materie iſt äußerſt delikat. Seine Kurfürſtlichen Gnaden haben ſie noch in Arbeit. Vielleicht findet ſich doch ein Ausweg. Seine Kurfürſtlichen Gnaden beſitzen ein glänzendes politiſches Ingenium.“

Veit Krumpholz wäre kein Schleſier geweſen, wenn er nicht ſofort ſeine frohe Zuverſicht wiedergewonnen hätte. Und er wartete geduldig. Fortwährend ſchellte das ſilberne Glöckchen auf dem Tiſche des Miniſters. Diener und Schreiber ſtürzten herein und verſchwanden lautlos. Kein überflüſſiges Wort wurde geſprochen. Unermüdlich kratzte die Feder des Grafen über das Pergament. Veit Krumpholz ſah, daß dieſer hohe Herr ärger als ein Tagelöhner ſchaffte. Plötzlich ertönten unten auf dem Schloßhofe laute, ſcharfe Kommandorufe. Der Schulze machte einen langen Hals.

„Tret Er nur ans Fenſter,“ mahnte ihn der Miniſter, „und ſeh Er zu, wie die Soldaten exerzieren. Da wird Ihm die Zeit nicht lang werden. Und Er hat was zu erzählen, wenn Er wieder daheim iſt.“

Und der Schulze ſchaute zum Fenſter hinaus. Da unten ſtanden in vier langen Reihen wohl über fünfhundert Musketiere, die Büchſe angefaßt, den dreiſpitzigen Hut auf dem Kopfe, den Degen an der Seite, und alle ſchauten regungslos auf ihren Hauptmann,

der vor ihnen zu Pferde saß und hin und wieder ein paar kurze, recht kräftige Wörtlein herausschnauzte. Und jedesmal machten die fünfhundert Leute eine stramme, heftige Bewegung, als stände da unten nur ein einziger Mann.

„Nun, was sagt Er dazu!“ fragte der Minister, der sich endlich ein wenig Ruhe gönnte und auch ans Fenster trat.

„Das ist über die Maßen verwunderlich,“ meinte Veit Krumpholz kleinlaut. „So etwas kriegt man in Schlesien nicht zu sehen.“

„Das glaub ich Ihm gern!“ lachte der Graf. „Das ist auch die Berliner Wachtparade. Das findet Er auf der ganzen Welt nicht wieder. Geb Er nur acht, gleich kommen die Dragoner.“

Und da kamen sie auch schon zu zwei und zwei durch das hohe Schloßtor geritten. Diese schmucken Reiter in den blauen Monturen, mit Degen, Pistolen, Karabiner und mit den stolzen Federhüten gefielen dem Schulzen fast noch besser als das Fußvolk. Besonders die kräftigen Pferde, die sich ganz von selbst genau in die Reihe stellten, erregten seine helle Bewunderung.

Da sprang der Hauptmann aus dem Sattel und ging eine große Treppe hinauf ins Schloß.

„Das ist der Oberst von Marwitz,“ erläuterte der Minister freundlich. „Er geht zu Seiner Kurfürstlichen Gnaden, um die Parole zu holen.“

Gleich darauf war er wieder da, rief die Korporale zu sich und gab ihnen ein leises Wörtlein weiter. Auch der Korporal der Dragoner kam heran, ein riesenhafter Kerl, dem eine lange, gelbe Trompete auf dem Rücken

hing. Auf den Wink des Oberſten ſetzte er ſie an die Lippen und ſchmetterte ein ſo lautes Signal die hohen Schloßmauern hinauf, daß Veit Krumpholz der Mund offen ſtehen blieb.

„Mit Verlaub, Euer Gnaden!“ fragte er neugierig. „Wer iſt das!“

„Joſt Stüdenütz, der Wachtmeiſter,“ antwortete der leutſelige Miniſter und wandte ſich wieder an ſeine Arbeit. „Seiner Kurfürſtlichen Gnaden beſter Reitersmann, aber ein Taugenichts wie alle Muſikanten. Geb Er acht, jetzt wird er gleich den Brandenburgiſchen Reitermarſch blaſen. Hat er ſelbſt erfunden und auf Noten geſetzt. Iſt ein kräftiges Stücklein, das einem das Herz erfriſcht. Iſt aber trotzdem ein Taugenichts, dieſer Joſt Stüdenütz. Könnte Seiner Kurfürſtlichen Gnaden beſter Soldat ſein, wenn's keine Weiber gäbe auf dieſer Welt!“

Unterdeſſen hatten ſich die langen Reihen auf dem Schloßhof mit rechtsum in Marſch geſetzt, zuerſt die Reiter, dann das Fußvolk. An der Spitze der Wachtparade ritt Joſt Stüdenütz, der lange Uckermärker, und blies den Brandenburgiſchen Reitermarſch. Der klang ſo keck und markig, ſo herzhaft und herausfordernd, daß Veit Krumpholz beide Ohren aufſperrte, um ja keinen Ton zu verlieren, daß er lauſchte und lauſchte, bis das feurige, ungeſtüme Lied in der Ferne verklungen war. Und dann mußte er an ſeine arme, verſchüchterte Heimat denken und ſeufzte tief.

In dieſem Augenblick erſchien ein Edelknabe und holte den Grafen zum Kurfürſten. Veit Krumpholz blieb mit ſeinen Gedanken allein. Und er fand allmählich einen Zuſammenhang zwiſchen den gutbeſtellten Fluren vor

Frankfurt, den kunſtvollen Landſtraßen mit den blühenden Baumreihen, der Eifrigkeit der Berliner, ihren ſchöngepflaſterten Straßen, dem ehrlichen, ſchnauzigen Ton, der von Herzen kam und zu Herzen ging, dem Fleiße des Miniſters, der Strammheit der Wachtparade und dem Reitermarſch, der ihm noch immer in den Ohren klang. War's ein Wunder, wenn er in ſeiner ſchleſiſchen Unbefangenheit das alles auf einen einzigen Mann zurückführte, auf den Kurfürſten, und daß der Wunſch, dieſen guten Landesvater von Angeſicht zu ſehen, immer ſtärker in ihm wurde!

Doch er wurde ihm nicht erfüllt. Die Tür ſprang plötzlich auf, und der Miniſter eilte mit einem Briefe herein.

Schnell ſiegelte er ihn zu und ſetzte eine Adreſſe darauf.

„Hier hat Er den Beſcheid!" rief er dann und reichte ihn dem Schulzen hin. „Bring Er das dem Paſtor. Der hat ſich ganz genau danach zu richten."

Veit Krumpholz machte einen tiefen Bückling und wollte ſich umſtändlich bedanken.

„Er hat Eile!" wehrte ihn der Graf ab. „Seh Er zu, daß der Paſtor das Schreiben in Händen hat, bevor die Friſt der Zitation abgelaufen iſt. Dann mag noch leicht alles gut gehen. Reit Er, was das Leder halten will! Hier hat Er einen Paß, daß man Ihm auf jeder Station ein friſches Pferd gibt!"

Veit Krumpholz ſetzte ſich in Trab. Er war zwar ein wenig enttäuſcht. Was konnte ein Schreiben an den Paſtor groß helfen! Aber er kam doch wenigſtens nicht mit leeren Händen heim. Eine halbe Stunde ſpäter hatte er ſchon die Straße nach Frankfurt unter ſich. Er brauch-

te nur den Paß vorzuzeigen, ſchon ſtand das beſte Poſtpferd neben ihm. Oft ſchwang er ſich aus einem Sattel in den anderen. Und er ritt jetzt nicht den gemächlichen Zuckelgalopp, ſondern Kurierkarriere. Dieſe Pferde wußten es gar nicht anders, ſie preſchten ganz von ſelbſt los. Erſt hinter Kroſſen änderte es ſich. Hier in Schleſien galt die Unterſchrift des kurbrandenburgiſchen Miniſters nicht viel. Glücklich kam er durch den Naumburger Wald, ohne die Strauchdiebe zu treffen. Sagan erreichte er Freitag mittag. Sonntag lief die Zitationsfriſt ab. Er ruhte ein wenig und machte ſich noch am Abend nach Liegnitz auf den Weg.

„Eile mit Weile!“ warnte der Saganer Poſthalter. Aber Veit Krumpholz hörte nicht darauf. Er baute auf ſein Glück, das ihm bis hierher treu geblieben war, und auf das gute Recht, dem er diente, und ritt in die Nacht hinein. Als um Mitternacht der Mond unterging, kam er in die dichten Wälder zwiſchen Bober und Queis. Und hier verirrte er ſich. Er verlor den Weg, bald auch die Richtung, fand weder Wegweiſer noch Menſchen, geriet immer tiefer in die Wildnis und machte endlich, als der Morgen graute, vor einer Köhlerhütte halt. Der Köhler konnte ihn nicht auf die Straße nach Liegnitz zurückbringen, da er ſie ſelbſt nicht kannte, führte ihn aber gegen einen guten Taler nach Bunzlau, wo Veit Krumpholz am ſpäten Nachmittag eintraf. Er hatte einen böſen Umweg gemacht. Und noch hätte er Großburg zur rechten Zeit erreichen können, wenn es nicht geregnet hätte, und die Wege nicht grundlos geworden wären. Auch mußte er den Saganer Poſtgaul mit nach Liegnitz ſchleppen. Und ſo konnte er erſt am Sonntag

nachmittag von da weiter. Aber er hatte ein kräftiges Tier unter den Schenkeln, jagte, was Leder und Sporen halten wollten, und hoffte doch noch, Großburg zur rechten Zeit erreichen zu können. Denn er konnte nicht glauben, daß die Kaiserliche Kommission gleich Montag morgen von Thomaskirch aufbrechen würde, um Samuel Pittichius abzusetzen. Solche Eile hatten die Herren nicht. Ja, wenn es eine kurbrandenburgische Kommission gewesen wäre!

Und trotzdem ließ er den Gaul laufen, was er laufen konnte. Hielt das Tier aus, mußte er Montag mittag in Großburg sein. In Canth stand sein Brauner.

Zu derselben Stunde, da Veit Krumpholz Liegnitz verließ, hielt Samuel Pittichius eine Predigt über den Text: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Und sie waren alle gekommen. Die kaiserlichen Edikte wider das Grenzlaufen erwiesen sich als machtlos. Aus allen umliegenden Gemeinden, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, hatte sich das geängstigte schlesische Landvolk eingefunden, um das Wort Gottes lauter und rein zu hören, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu empfangen und dem lieben Herrgott ein Danklied anzustimmen, daß er ihnen die feste Burg Großburg vor dem bösen Feinde bewahrt hatte. Das kleine Kirchlein war bis auf den letzten Platz gefüllt. Besonders die Thomaskircher hatten sich zahlreich eingefunden. Bis auf die Vorplätze hinaus, unter den offenen Toren stand die andächtige Menge und lauschte.

Und Samuel Pittichius predigte heute, wie er noch niemals in seinem ganzen Leben gepredigt hatte. Ange-

ſichts der Zuverſicht, die aus den Augen ſeiner Zuhörer leuchtete, fiel die Verzagtheit der letzten Tage von ihm ab, und er fand Worte, feurig, herzſtärkend und gewaltig, daß auch die härteſten Gemüter im Innerſten bewegt wurden. Und hier auf der Kanzel, mitten in ſeiner Predigt, faßte er den Entſchluß, zu dem er ſich noch immer nicht hatte aufraffen können, auf ſeinem Platze mutig auszuharren, der Zitation nicht Folge zu leiſten und die angedrohte Strafe auf ſich zu nehmen. Und ſo ſchloß er die Predigt mit den Worten:

„Ich bin ein guter Hirte. Ein guter Hirte läßt ſein Leben für die Schafe. Ein Mietling aber, der nicht Hirte iſt, des die Schafe nicht eigen ſind, ſiehet den Wolf kommen und verläßt die Schafe und fliehet. Ich aber bin ein guter Hirte und erkenne die Meinen, und bin bekannt mit den Meinen. Harret aus im Gebet und in der Vermahnung untereinander, denn es ſtehet geſchrieben: Über ein Kleines, ſo werdet ihr mich nicht ſehen, und abermals über ein Kleines, ſo werdet ihr mich ſehen. Und die Herrlichkeit des neuen Hauſes wird größer ſein als die des alten geweſen iſt. Amen!“

Und alle, die das Amen hörten, glaubten feſt daran, daß Gott der Herr das ſchleſiſche Land von all dem Jammer erlöſen werde. Und ſchon erklang die Orgel und riß den Ruf aus den zerknirſchten Herzen, der wie der Ton eines Sturmes durch die Kirchhofslinden fuhr und weit über das Dorf hinrauſchte:

„Aus tiefer Not ſchrei ich zu dir,
Herr Gott, erhör mein Rufen!“

Dicht zuſammengekeilt ſtand die gläubige Menge und ſang. Nur mit Mühe konnte ſich Samuel Pittichius

einen Weg zum Altar bahnen, wo er das Vaterunſer ſprach und den Segen austeilte. Dann bereitete er das heilige Abendmahl vor, während das Lied weiterrauſchte. Doch aus der Tiefe der Not leuchtete ſchon die frohe Flamme der Hoffnung und Zuverſicht.

„Und ob es währt bis in die Nacht
Und wieder an den Morgen,
So ſoll mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht, noch ſorgen!“

Brigitte, die die Predigt mit angehört hatte, eilte jetzt nach Hauſe, um die Gäſte zu bedienen. Denn die breite, niedrige Stube des Kretſchams füllte ſich ſchnell. Alle, die über die Grenze gekommen waren, wollten ſich vor der Heimkehr auch leiblich ſtärken und ein weltliches Wort über die ſchlimmen Zeitläufte hören. Die Großburger ſaßen zur Geſellſchaft dazwiſchen.

Immer mehr Gäſte kamen herein und ſuchten einen Platz. Brigitte mußte die Herrenſtube, die auf der anderen Seite des Hausflurs lag, und auch das hintere Wohngemach öffnen.

Zuerſt wurden nur leiſe Worte und Grüße ausgetauſcht. Als man aber den erſten Schöps bezwungen hatte, wurden die Zungen geläufiger. Brigitte ſtand am Bierfaß und zapfte. Die beiden Mägde und der Knecht rannten mit vollen und leeren Krügen zwiſchen den Tiſchen hin und her. Die Thomaskircher hatten ſich an einem Tiſch zuſammengeſetzt und taten ſehr gedrückt. Ihr Schulze, ein alter, dürrer Mann mit einem weißen Ziegenbart, kam zu Brigitte und fragte nach dem Vater.

„Er iſt über Land geritten,“ antwortete ſie.

„Freilich, freilich," meinte er kleinlaut, „er kann's wagen. Ihr Großburger ſeid beſſer dran als wir."

„Was habt ihr's euch gefallen laſſen!"

„Nichts konnten wir dagegen tun," verteidigte er ſich leiſe. „Das ſind böſe Kerle, die haben in Stabelwitz ſchießen laſſen."

„Und warum haben ſie in Stabelwitz ſchießen laſſen?" fragte ſie heftig und ließ die fleißigen Hände einen Augenblick ruhen. „Weil die Stabelwitzer gegen die Kommiſſion losgegangen ſind. Das hätten ſie nicht tun dürfen."

Der Alte ſchüttelte den Kopf.

„Und doch iſt's wahr," behauptete ſie feſt. „Das iſt Vaters Meinung. Die Stabelwitzer haben's falſch gemacht. Sie hätten ſich rund um ihren Paſtor ſtellen müſſen wie eine Mauer, und dann wär nicht eine Muskete losgegangen. Und wenn's die Thomaskircher ebenſo gemacht hätten, brauchten ſie heute nicht über die Grenze zu laufen."

Stumm ſchritt der Alte an ſeinen Platz zurück. Hier waren inzwiſchen die Stimmen lauter geworden. Traugott Buchſer, ein junger Bauer aus Thomaskirch, der ſchon ein Schöpplein über den Durſt getrunken hatte, fing an, ſich mit den Großburgern herumzuzanken, die am Nebentiſche ſaßen und darauf pochten, daß ihnen nichts geſchehen könne, weil ſie kurbrandenburgiſch ſeien.

„Kräht nicht zu früh!" rief Traugott Buchſer durch den ſtetig anſchwellenden Lärm. „Euerm Paſtor geht's auch noch an den Kragen. Er hat einen Brief von der Kommiſſion gekriegt!"

„Das ſind Lügen!“ lärmten die Großburger.

„Ich lüge nicht!“ brüllte Traugott Buchſer, tief in ſeiner Ehre gekränkt, und brachte das Geheimnis heraus. „Und ich ſag's noch einmal: Euer Paſtor iſt vor die Kommiſſion zitiert! Am Freitag vor acht Tagen war's. Habt ihr denn geſchlafen, daß keiner den Korporal geſehen hat? Der liegt bei mir im Quartier. Der hat dem Paſtor den Brief über den Zaun geſchmiſſen. Und wenn euer Paſtor nicht nach Thomaskirch kommt, dann wird er bald merken, wer hier in Schleſien zu kommandieren hat: Der Kaiſer und nicht der Kurfürſt!“

Eine ganze Weile war es totenſtill. Nicht einmal der Knecht wagte, mit den Krügen zu klappern. Dann aber brachen die Großburger los. Solche läſterliche Reden wollten ſie in ihrem Kretſcham nicht dulden! Sie reckten die Fäuſte und wollten Traugott Buchſer an das Leder. Doch die Thomaskircher ſtanden ihm getreulich bei. Man griff ſchon an die Stuhlbeine. Vergeblich ſuchte der alte Schulze die Raufluſtigen auseinanderzubringen. Traugott Buchſer ſchwang den leeren Bierkrug hoch.

Da trat Brigitte dazwiſchen.

„Gebt Ruh!“ gebot ſie laut, und die drohenden Arme ſanken allmählich. „Wenn ihr euch prügeln wollt, geht auf die Straße. Traugott Buchſer hat recht, unſer Herr Paſtor hat einen Brief gekriegt, und der Schulze iſt damit über Land.“

Da ſaßen die Großburger wie vor den Kopf getroffen.

„Wohin iſt er?“ fragte der Thomaskircher Schulze.

„Auf Liegnitz zu!“ gab Brigitte zur Antwort.

„Nach Liegnitz!“ lachte Traugott Buchſer grob. „Zum Herzog! Der iſt froh, wenn ihm der Kaiſer nichts tut!“

„Wird denn der Paſtor nach Thomaskirch kommen!“ fragte der Alte.

„Nein!“ rief Brigitte kurz.

„Na, na!“ machte Traugott Buchſer ungläubig. „Er wird ſich das Ding ſchon beſchlafen. Die Kommiſſion fackelt nicht lange. Morgen iſt ein andrer Tag!“

„Nein!“ wies ihn Brigitte entrüſtet zurecht. „Heute iſt ſchon der letzte Tag.“

„Ho!“ lachte Traugott Buchſer. „Da wird's nicht lange dauern, und wir müſſen Vorſpann nach Großburg leiſten. Soll mir ſchon recht ſein, wenn ich die Einquartierung endlich los werde.“

Jetzt aber begehrten die Großburger auf. Wild ſchrien ſie durcheinander, drohten mit den Fäuſten nach Thomaskirch hinüber und polterten hart auf den Tiſch. Karl Zierſch, der lange Schöffe aus dem Oberdorf, hieb den Steinkrug auf den Tiſch, daß die Scherben flogen.

„Die Kommiſſion ſoll bloß kommen!“ ſchrie er laut und hob ſeine mächtige, knochenſtarke Geſtalt. „Wir werden ſie braun und blau ſchlagen und über die Grenze ſchmeißen. Wir ſind kurbrandenburgiſch! Hier hat der erzkatholiſche Kaiſer Ferdinand nicht ein Wörtlein zu ſagen. Wir wollen unſern Paſtor behalten!“

„Wir wollen unſern Paſtor behalten!“ brüllten die Großburger wie ein Mann.

„Hehehe!“ grinſte Traugott Buchſer. „Genau ſo haben die Thomaskircher geſchrien. Und hernach, als die Kommiſſion kam, hat keiner den Finger krumm gemacht.

Und die größten Schreier waren am ſtillſten. Das iſt allemal ſo.“

„Wir ſind Großburger!“ tobte Karl Zierſch, rot vor Zorn. „Wir laſſen die Kommiſſion gar nicht ins Dorf. Wir ſchieben die Wagen zuſammen, wie's die Huſſiten gemacht haben, als ſie drüben bei Bohrau auf dem Felde lagen.“

„Du kennſt die Pappenheimer ſchlecht!“ erwiderte Traugott Buchſer. „Das ſind dir böſe Brüder. Und wenn erſt einer drüben iſt . . .“

„Den ſchlagen wir tot!“ brüllte Franz Weigelt, der Dorfſchmied, hob die klobige Fauſt und ließ ſie wie einen Schwunghammer niederſchmettern.

Dagegen konnte Traugott Buchſer nichts vorbringen. Und es ward ganz ſtill. Die wuchtige Schwere des letzten Wortes lag auf allen wie ein lähmender Bann, nur auf Brigitte nicht. Und ſie trat näher.

„Schmied,“ ſagte ſie ſchlicht, „das dürft Ihr nicht. Es iſt eine Sünde gegen das fünfte Gebot.“

„Gebot hin, Gebot her!“ knurrte der wütend. „Wir wollen unſern Paſtor behalten.“

Dann ſteckten die Großburger die Köpfe zuſammen und pflegten leiſe Rat. Die Thomaskircher merkten bald, daß ſie übrig waren, legten die Zeche auf den Tiſch und machten ſich auf die Heimfahrt. Traugott Buchſer ſtieg zum Schulzen auf den Wagen. Bevor ſie aber durch das Tor waren, ſahen ſie Brigitte winken und hielten an.

„Schulze,“ flüſterte ſie haſtig, „ſchickt uns einen Boten, damit wir wiſſen, wann die Kommiſſion kommt.“

„Wenn ich's vorher weiß," antwortete bereitwillig der Alte.

„Will's ſchon zeitig genug erfahren," rief Traugott Buchſer. „Brauch meinem Quartiersmann nur ein Schöpplein hinzuſtellen, gleich plaudert er wie ein altes Weib."

Dann fuhren ſie in ſchnellem Trab das Dorf hinunter und bogen bei der Schmiede, die am Ende lag, nach Thomaskirch hinüber. Auch die andern Kirchleute verloren ſich. Nur die Großburger blieben ſitzen, hockten dicht beieinander und fluchten kräftig auf die Kommiſſion, bis Brigitte den Hahn zudrehte und die Säumigen nach Hauſe ſchickte, wo die Frauen mit dem Eſſen warteten. Als die aber hörten, was im Kretſcham verhandelt worden war, und daß die Thomaskircher Kommiſſion ihnen den Paſtor wegnehmen wolle, ſchalten ſie nicht, wie ſie ſonſt taten, wenn die Männer zu lange im Kretſcham geſeſſen hatten, ſondern beſtärkten ſie eifrig und mit heftigen Worten in dem Entſchluß, dem Kaiſer zu trotzen. Und am Nachmittag ſaßen die Männer ſchon wieder im Kretſcham, drohten, ſchwuren, fluchten und tranken.

Langſam ſank die Sonne hinter Bohrau. Und die Kaiſerliche Kommiſſion in Thomaskirch wartete auch an dieſem zehnten Tage vergeblich auf Samuel Pittichius, den Pfarrherrn zu Großburg.

Nun war es bekannt, daß die Kaiſerliche Kanzlei in Wien und alles, was ihr untergeordnet war, überaus langſam arbeitete. Nicht ſelten brauchte ein Brief von Schleſien nach Wien und wieder zurück ein ganzes Jahr.

Nur wenn es ſich um das Seelenheil der kaiſerlichen Untertanen handelte, pflegte man eine ganz abſonderliche Schnelligkeit zu entwickeln. Seine erzkatholiſche Majeſtät der Kaiſer und König hatten befohlen, jedem Schleſier die Möglichkeit zu verſchaffen, ohne Verzug in den Schoß der alleinſeligmachenden Kirche zurückzukehren, und die Kaiſerliche Kommiſſion in Thomaskirch kam dieſem Befehl nach, indem ſie noch an demſelben Tage Vorſpannpferde für den nächſten Morgen beſtellte.

Der alte Schulze lief zu Traugott Buchſer, der es ſeinem Quartiersmanne, dem pappenheimiſchen Korporal längſt entlockt hatte, daß es diesmal gegen Samuel Pittichius gehen ſollte.

„Es muß einer nach Großburg hinüber, zu Brigitte!“ flüſterte der Schulze. „Ein ſicherer Mann.“

„Ich geh!“ rief Traugott Buchſer und nahm die Mütze.

„Nein!“ drängte der Alte ihn zurück. „Du machſt nur unnütz Streit. Ich geh ſelber.“

Spät am Abend traf er in Großburg ein. Die Großburger ſaßen noch immer hinter den Krügen. Es fehlte keiner. Als der Thomaskircher Schulze in die Stube trat, gab es einen großen Aufſtand.

„Halloh!“ ſchrie Karl Zierſch. „Was bringt Ihr denn?“

„Ich komm was holen. Ich hab heut morgen was vergeſſen,“ erwiderte der Schulze, fragte die Magd nach Brigitte, ließ ſich zurechtweiſen und trat in die Wohnſtube.

Mit einem Schrei fuhr Brigitte auf. Dann wurde ſie bleich, und ihre Hände zitterten.

„Sie kommen?“ fragte ſie verzweifelt.

„Morgen früh ſchon,“ ſprach der Alte dumpf.

„Und der Vater iſt nicht da,“ ſchluchzte ſie auf. „Was ſoll ich tun!“

„Das iſt Gottes Finger,“ verſetzte er ernſt. „Seine Wege ſind wunderbarlich.“

„Und führet es herrlich hinaus,“ vollendete ſie den Spruch. Doch in ihrer Stimme lag die Furcht.

Gib acht, Brigitte! Gib acht!

Dieſe letzten Worte des Vaters klangen ihr plötzlich deutlich im Ohr.

Sie hob den Kopf. Ihre Augen begannen zu leuchten. Jetzt wußte ſie, was ſie tun mußte.

„Sagt nichts davon zu den Männern,“ flüſterte ſie haſtig und zog ihn in die Küche. „Sagt ihnen nichts, ſie werden alles verderben. Geht, geht ſchnell und habt Gottes Dank.“

Der Schulze wurde nicht klug aus ihr, trat kopfſchüttelnd durch die Hintertür ins Freie und machte ſich auf den Heimweg.

Brigitte aber ſchlich hinaus und lief von Gehöft zu Gehöft. Alle Frauen, ob jung, ob alt, ob Bäuerin, ob Magd, alle ſollten ſie morgen in der Frühe kommen und die Kinder mitbringen, um den Paſtor zu ſchützen. Und ſie wollten alle kommen. Vor Brigittens ſicheren Worten zerſchmolz alle Verzagtheit und Angſt. Ehe die Mitternacht kam, war die Verſchwörung angezettelt. Die Männer erfuhren kein Sterbenswörtlein davon. Brigitte aber konnte die ganze Nacht kein Auge zutun, ſaß aufrecht im Lehnſtuhl und horchte in die Nacht hinaus. Doch der Vater kam nicht.

Blutrot erhob ſich am Morgen hinter Kontſchwitz die Sonne. Gemächlich zog die Kaiſerliche Kommiſſion auf Großburg zu. Traugott Buchſer ſaß auf dem Sattelpferde und knallte bei jedem Grenzſtein mit der Peitſche. Hinter ihm drein ratterte die ſchwere Karoſſe mit den vier Klerikern. Einem dieſer Herren, dem Pater Plebanus, war die Großburger Pfarrei beſtimmt. Er war noch jung, hatte ein gutes Geſicht und zwei ſanfte Augen und ſtammte aus dem Neißer Konvikt. Die andern drei ſahen aus wie Jeſuiten und waren auch welche. Aber ſie hatten die Klugheit beſeſſen, für die Großburger keinen heftigen Zeloten auszuwählen. Schweigend lehnten ſie in den Polſtern und ließen ſich auf den groben Wegen durchrütteln. Denn Traugott Buchſer war ein guter Proteſtant und ein Schalk dazu und wich keinem Steine aus. Am liebſten zwar wäre er ſchnurſtracks in den Kontſchwitzer Dorfteich gefahren, um den vier Paters ein friſches Bad zu verſchaffen.

Doch dann hätte er mit hineinmüſſen. Und deshalb ließ er's lieber. Auch plagte ihn die Neugier, ob ſich wohl die Großburger zur Wehr ſetzen würden.

In der zweiten Kutſche ſaßen, mit langen Perücken angetan, die beiden weltlichen Reſpektsperſonen. Fünfzig Pappenheimer, geführt von ihrem groben Korporal, ritten vorn, fünfzig machten den Beſchluß. Das war eine gar ſtattliche Begleitung.

Zwei Stunden vor dem Mittag ſahen ſie ſchon den Großburger Kirchturm.

III

Franz Weigelt, der Großburger Dorfſchmied, ſtand an dieſem Morgen vor dem Amboß und ſchwang mit Macht den Hammer. Plötzlich lief ſeine Frau mit den vier Kindern, ohne ein Wort zu ſagen, bei ihm vorbei und das Dorf hinauf. Er griff ſich an den Kopf, der ihm von geſtern noch ein wenig ſchmerzte. Hatte er ſich getäuſcht? Schnell trat er auf die Straße. Da lief ſie wirklich mit den Kindern! Und nicht nur ſeine Frau. Nein, das ganze Dorf war lebendig! Aus allen Gehöften ſtrömte es ſchwarz und wimmelnd zur Kirche hin. War heut nicht Montag? Und immer mehr Frauen und Kinder, Kinder und Frauen, Mägde und Mädchen liefen die lange Straße hinauf. Waren die Weiber denn toll geworden?

Plötzlich ließ ihn ſcharfes Hufgetrappel, das ihm im Rücken erklang, herumfahren. Das war die Kommiſſion! Keinen Augenblick zweifelte er daran. Ein Schreck fuhr ihm in die Glieder. Im langen Trabe kamen die Reiter heran. Traugott Buchſer hieb auf ſeine Gäule und nahm die Einfahrt im Galopp. Dann ließ er ſie wieder in Trab fallen. So kam er bei Franz Weigelt vorbei, der noch immer regungslos gaffte.

„Da bring ich euch die Kommiſſion," lachte Traugott Buchſer ſchadenfroh und klatſchte mit der Peitſche. „Schlag doch zu, Schmied! Willſt ſie ja totſchlagen!"

„Da muß ich dabei ſein!" rief Franz Weigelt rauh, raffte den ſchwerſten Hammer auf, ſchulterte ihn und ſchritt neben der Karoſſe her. Pater Plebanus erbleichte,

als er den rußigen Kerl ſo nahe ſah. Und er blieb nicht lange allein. Von allen Seiten kamen die Männer mit Äxten, Knütteln und Dreſchflegeln herbeigelaufen. Und als die Kommiſſion um die Kretſchamecke bog, hatte ſie ſchon ein ſtattlicheres Ehrengeleite, als es die hundert Pappenheimer waren.

„Nur ruhig Blut!“ rief Karl Zierſch, der Schöffe, der mit einer roſtigen Büchſe angeſprungen kam. „Nur ruhig Blut, Leute, wir bringen ſie zum Oberdorf wieder hinaus!“

Doch die Kommiſſion hielt mitten auf dem Platze gegenüber dem Paſtorhauſe an. Die Hälfte der Küraſſiere blieb zu ihrer Bedeckung auf dem Kirchplatz, die andere Hälfte zog ab, um die Dorfeingänge zu beſetzen.

Als aber die Großburger ihr Paſtorhaus recht anſahen, ließen ſie allzumal die Waffen ſinken.

„Mich dünkt,“ ſagte Franz Weigelt verwundert, und ſetzte den Hammer ab, „mich dünkt, wir ſind hier übrig.“

Und er hatte nicht ſo ganz unrecht. Denn um das Paſtorhaus herum ſtanden die Weiber und Kinder des Dorfes und rührten ſich nicht. Alle hielten das Geſangbuch in den Händen und hatten ihre Feſtgewandung angelegt. Dicht wie tapfere Soldaten, ſcharten ſie ſich um die beiden freien Seiten des Häuschens. Bis weit über den niedrigen Zaun des Vorgartens hinaus reichte dieſe lebendige Mauer. In der ſchmalen Gartenpforte aber ſtand, mit weitgeöffneten Augen, Brigitte, regungslos wie eine Bildſäule.

Die Kleriker, die ängſtlich nach dem wachſenden Haufen der Männer ſchielten, wagten ſich nicht aus der Karoſſe heraus. Die beiden weltlichen Kommiſſare be-

zeigten mehr Mut und ſchritten gegen das Paſtorhaus vor.

„Platz da!“ geboten ſie. „Im Namen des Kaiſers!“

Doch die Mauer wich und wankte nicht.

„Verdammtes Weiberpack!“ rief der eine ärgerlich und winkte den Küraſſieren. „Treibt ſie auseinander!“

Doch die Reiter zögerten. Sie hatten nicht Sold genommen, gegen Weiber und Kinder zu kämpfen. Mit vieler Mühe brachte ſie der Korporal vorwärts. Doch es war ein Dienſt, den ſie läſſig taten. Das jüngere Volk, das ſich vor dem Zaun aufgeſtellt hatte, wich wohl vor den Hufen der Pferde zur Seite. Gegen den Zaun aber wollten die Tiere nicht angehen. Zuletzt mühte ſich nur noch der Korporal. Er verſuchte, ſeinen Gaul in die ſchmale Gartenpforte hineinzutreiben. Doch das Tier ſchnaufte wild, bäumte ſich und wollte nicht vorwärts, Brigittens ſtarre Augen ſcheuchten es zurück. Der Korporal hieb ihm die Sporen in die Weichen, daß Blut floß. Da ſtieg es hoch, ſchlug hinten aus und warf ſeinen Peiniger in den Sand.

„Abſteigen! Abſteigen!“ befahlen die Kommiſſare.

Doch die Küraſſiere weigerten ſich. Sie wollten nicht zu Fuß ſtreiten, das lief ihrer Reiterehre zuwider. Nur der Korporal, der ſchon auf den Beinen war, rückte gegen die Gartenpforte vor. Doch jedesmal, wenn er nach Brigitte griff, um ſie herauszuzerren, kamen ihm ein paar alte, verhutzelte Weiblein zwiſchen die Finger. So wurde er ſeinen Küraſſieren zum Geſpött. Da riß er denn die Piſtole heraus und legte an. Die Weiber duckten ſich und kreiſchten. Brigitte jedoch trat ihm furchtlos entgegen und rief: „Schieß zu, wenn du den Mut haſt!“

Da hob ſich das dräuende Feuerrohr langſam gegen den blauen Himmel, und der Schuß, der krachend herausfuhr, tat keinem weh. Der Korporal wollte ſich nicht länger auslachen laſſen und retirierte. Das junge Volk ſchob ſich wieder an den Zaun heran.

Samuel Pittichius aber lag in ſeinem Hauſe auf den Knien und rang ſeine Hände vor ſeinem Herrgott im Gebet.

Die beiden weltlichen Kommiſſare ſteckten jetzt die Perücken zuſammen und berieten, was zu tun ſei.

Darauf ging der eine näher, zog ein Papier heraus und rief über die Köpfe der Weiber hinweg: „Samuel Pittichius wird hiermit aufgefordert, ſich der Kaiſerlichen Kommiſſion zu ſtellen. Erſcheint er nicht und beſtärkt er ſomit das Volk in ſeiner Widerſetzlichkeit, ſo wird er für alle Zufälle, die anhiero noch eintreten können, zur Rechenſchaft gezogen werden.“

Samuel Pittichius hörte all dieſe Worte, weil das Fenſter offen ſtand, dachte an das Stabelwitzer Blutgericht und trat auf die Schwelle. Weiter aber konnte er nicht. Denn auch für ihn war dieſe lebendige Mauer undurchdringlich. Verzweifelt ſtreckte er die Arme empor.

„Seid Ihr der Pfarrer Samuel Pittichius!“ rief der erſte Kommiſſar.

„Der bin ich!“ antwortete der Paſtor.

„Ihr werdet hiermit aufgefordert, binnen zwei Stunden das Pfarrhaus geräumt zu haben und Euch dem Landeshauptmann in Strehlen zu ſtellen zwecks Beſtrafung wegen Nichteinhaltung des Termins. Laut Edikt Seiner katholiſchen Majeſtät des Kaiſers und Königs.“

„Der Kurfürſt von Brandenburg iſt mein Lehnsherr, nicht der Kaiſer!“

„Der Kaiſer iſt der Landesherr. Hier gelten ſeine Geſetze. Wollt Ihr Euch dieſem Beſchluß fügen?“

„Nein!“ rief Samuel Pittichius mit ſtarker Stimme.

„Dann wird man Euch für alles verantwortlich machen, was daraus entſteht!“ drohte der Kommiſſar.

„Nur einem bin ich Verantwortung ſchuldig: Jeſum Chriſtum und ſeinem heiligen Evangelium.“

Wieder beſprachen ſich die beiden Kommiſſare leiſe. Dann holten ſie die Meinung der Kleriker ein, die ſich noch immer in der Kutſche hielten und von der Anwendung jeder Gewalt dringend abrieten. Pater Plebanus, der ein kluger Kopf war, ſchlug ſogar vor, nach Thomaskirch zurückzukehren und ein anderes Mal unvermutet wiederzukommen, mitten in der Nacht, um den Ketzer ohne Aufſehen fortzuführen. Der erſte Kommiſſar wollte es noch einmal in Güte verſuchen.

„Wo iſt der Schulze!“ rief er laut über den Platz.

Karl Zierſch, der Schöffe, trat aus dem Haufen. „Euer Gnaden,“ ſprach er und rückte an der Mütze, „der Schulze iſt über Land geritten, nach Liegnitz, wie die Brigitte ſagt.“

„Was will er mit der Büchſe!“

„Spatzen ſchießen!“ grinſte Karl Zierſch.

„Wer vertritt hier den Schulzen!“

„Ich bin der Schöffe,“ antwortete Karl Zierſch.

„Dann bring Er die Weiber fort. Er iſt hier die Obrigkeit.“

„Mit Verlaub,“ meinte Karl Zierſch, ſchielte nach

dem Paſtorhauſe hinüber und kraute ſich vorſichtig hinterm Ohr, „meine Suſanne iſt auch dabei!“

„Er fürchtet ſich vor Seinem Weibe!“ rief der Kommiſſar entrüſtet. „Geh Er ſofort hinüber und ſag Er den Weibern, ſie ſollen ſich nach Hauſe ſcheren. Sonſt wird geſchoſſen!“

Der Schöffe führte den Befehl aus, doch die Mauer wankte nicht.

„Sie werden nicht ſchießen!“ rief Brigitte laut.

„Scheint mir auch ſo,“ beſtätigte Karl Zierſch gewiſſenhaft.

Wieder ſteckten die weltlichen Reſpektsperſonen ihre Perücken in die Klerikerkaroſſe hinein, und es entſpann ſich ein heftiges Wortgefecht. Die Kommiſſare waren für Anwendung von ſanften Gewaltmitteln, die Kleriker jedoch ſtimmten nach längerem Schwanken dem Pater Plebanus bei, der keine Luſt hatte, über eine blutige Stufe in ſeine Pfründe zu treten. Aber die weltlichen Kommiſſare hatten harte Köpfe. Des Kaiſers Autorität ſtand hier auf dem Spiele! Quälend ſchlichen die Minuten hin. Die Herren konnten nicht einig werden. Die beiden weltlichen Reſpektsperſonen wollten nicht nachgeben, geſtützt auf die Pappenheimer, die ſchläfrig auf ihren Pferden hingen, und die geiſtlichen Herren fürchteten einen Kampf, deſſen Ausgang noch ſehr zweifelhaft war. Langſam rückte der Zeiger der Turmuhr auf die Zwölf zu. Endlich einigte man ſich. Die Kleriker ſollten nach Thomaskirch zurückfahren, und es blieb den beiden weltlichen Kommiſſaren überlaſſen, mit Hilfe der Küraſſiere das Volk zu Paaren zu treiben und den widerſpenſtigen Paſtor gefangenzunehmen. Traugott

Buchſer hob die Peitſche, drehte auf der Stelle um und ratterte langſam zum Dorfe hinaus. Er ärgerte ſich ſchwer, daß er nicht dableiben durfte, und fuhr hinter Kontſchwitz in einen Schlammgraben, daß ein Rad brach.

Die weltlichen Kommiſſare warteten, bis die Kleriker in Sicherheit waren. Dann lockten ſie durch das Verſprechen einer Extralöhnung die Küraſſiere von den Pferden. Doch noch immer zögerten ſie, denn die Kaiſerliche Kanzlei hatte geboten, bei der Reaktion in Großburg die größte Vorſicht anzuwenden, um dem Kurfürſten von Brandenburg keine Gelegenheit zu geben, zugunſten der Gemeinde Einſpruch zu erheben. Vor allen Dingen ſollte, ſofern es irgend anging, jedes Blutvergießen vermieden werden.

Deshalb ſchickten ſie zunächſt den Korporal ins Oberdorf, um den Junker Sigismund von Kanitz zu holen. Der aber ließ ſich höflichſt entſchuldigen. Die Gicht hielt ihn feſter als jemals an den Lehnſtuhl gefeſſelt. Darüber verging wieder eine halbe Stunde.

Schwer und dröhnend kamen jetzt die zwölf Schläge vom Turme. Da wies der Korporal nach oben, wo die Kirchhofsmauer in der Höhe der Giebelfenſter entlang lief. Von dort aus wollte er das Pfarrhaus ſtürmen. Er kroch mit zwei Küraſſieren auf die Mauer und ſchob ſich auf dem Bauche gegen das Fenſter vor.

„Sollen wir das dulden!“ knurrte Karl Zierſch wütend und ſetzte noch eine Kugel auf die Ladung.

„Das leiden wir nicht!“ ſchrie Franz Weigelt und hob den Schmiedehammer.

„Laß ſie nur erſt drin ſein!“ mahnte der Schöffe.

„Dann ſind drei weniger draußen. Und wir kriegen ſie leichter unter!“

Schon hatte der Korporal das Fenſterkreuz in der Hand, ſchon ſchwang Karl Zierſch die Büchſe, um das Zeichen zum Angriff zu geben, ſchon rückte der Haufe der Männer langſam gegen den Feind vor, da ertönten vom Oberdorfe her ſcharfe, ſchallende Hufſchläge.

Das war Veit Krumpholz.

Dicht vor den Kommiſſaren parierte er das Pferd, das mit Schaum bedeckt war. Er lag ſteif an allen Gliedern auf dem Halſe des Tieres. Aber den Brief konnte er noch herausholen, und ſchreien konnte er noch, daß der Korporal beſtürzt das Fenſterkreuz fahren ließ.

„Herr Paſtor! Ein Brief vom Kurfürſten!“

Nun teilte ſich die Mauer ganz von ſelbſt: Samuel Pittichius trat auf den Platz heraus und öffnete das Schreiben.

„Iſt Er der Dorfſchulze!“ fragten die Kommiſſare.

„Mit Verlaub, der bin ich,“ gab Veit Krumpholz zur Antwort, ohne ſich zu rühren. „Ich komme aus Berlin.“

„Er vergißt den ſchuldigen Reſpekt! Will Er ſofort herunterſteigen!“

„Mit Verlaub, ich kann nicht!“ erwiderte der Schulze. „Ich bin zwanzig Stunden im Sattel geſeſſen!“

Jetzt wandte ſich der Kommiſſar an den Paſtor, der noch immer wie geiſtesabweſend in das kurfürſtliche Handſchreiben ſtarrte: „Ihr werdet, ohne Euch zu weigern, nach Thomaskirch mitgehen!“

„Ich bleibe hier!“ ſprach Samuel Pittichius feſt, hob ſeine Augen zum Himmel und wies auf den Brief. „Seine

Kurfürſtlichen Gnaden haben mir ſtrengſtens verboten, der Zitation Folge zu leiſten."

Die Kommiſſare laſen den Brief und traten wieder zu einer längeren Beratung zurück. Die drei Küraſſiere krochen von der Kirchhofsmauer herunter, da ſie ſahen, daß der Paſtor nicht mehr im Hauſe war. Er ſtand jetzt inmitten der Frauen und Kinder, die ihn beſchützt hatten, und ſprach ein inbrünſtiges Dankgebet.

Die Kommiſſare aber ſetzten ſich wieder in die Kutſche. Ohne die Meinung der Kaiſerlichen Kanzlei gehört zu haben, wagten ſie nicht, in dieſer Sache weiter zu verfahren. Auf der Stelle ließen ſie umkehren. Den Brief des Kurfürſten nahmen ſie mit. Die Pappenheimer kletterten auf ihre Pferde und trugen viel Hohn und Spott davon.

„Ein Vivat Hoch für unſern gnädigſten Kurfürſten!" brüllte Karl Zierſch aus Leibeskräften, und alle ſtimmten ein.

„Macht euch nur nicht mauſig, ihr Großburger!" ſchrie der Korporal. „Wir kommen wieder!"

Ein lautes Gelächter war die Antwort.

„Und mit Ihr, Jungfer," rief er Brigitte zu, die neben den Vater getreten war, „mit Ihr werd ich dann ein ander Tänzlein aufführen, das mir beſſer behagen ſoll!"

„Pack dich davon, du Pferdeſchinder!" ſtieß ſie heraus.

Das tat er denn auch, und die Kommiſſion zog im Schritt mit den Küraſſieren das Dorf hinunter. Schweigend ſchauten ihnen die Großburger nach. Da ſtimmte plötzlich der Küſter, der in der Gartenpforte ſtand, ein Lied an, das Trutzlied der Wittenbergiſchen Nachtigall gegen römiſche Tyrannei, Liſt und Trug. Und alle,

alle fielen ein und ſangen dieſen Triumphgeſang, der gewaltig hinter dem abziehenden Feinde daherbrauſte und ihn erſchauern ließ.

„Ein feſte Burg iſt unſer Gott,
Ein gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt böſe Feind
Mit Ernſt er's jetzt meint,
Groß Macht und viel Liſt
Sein grauſam Rüſtung iſt:
Auf Erd iſt nicht ſeinsgleichen."

Am Abend ſaßen die Großburger im Kretſcham und rühmten ſich ihrer Heldentaten. Sogar Sigismund von Kanitz humpelte herbei, bezeigte offen ſeine Verwunderung und Freude, daß ſich das Weibsvolk, das er im ganzen nicht ſonderlich hoch achtete, ſo wacker gehalten hatte, und beſtellte ſich bei Brigitte ein Schöpplein Schöps. Dann ließ er ſich bei Veit Krumpholz nieder und hieß ihn von Berlin erzählen. Und alle Großburger hörten zu und ließen ihren gnädigen Kurfürſten immer wieder hoch leben.

IV

Doch die Kaiſerliche Kommiſſion kam wieder. In Wien verwarf man den Einſpruch des Kurfürſten und wies die Thomaskircher Kommiſſion an, in der Sache gegen den Pfarrherrn Samuel Pittichius weiter zu verfahren. Und diesmal befolgte man den Rat des klugen Paters Plebanus, zog noch am Abend aus und brach kurz vor Mitternacht in Großburg ein, wo alles ſchlief.

Samuel Pittichius gelang es, ſich durch ein Fenſter in die Nacht hinaus zu retten. Er ſuchte im Oberdorfe bei dem Junker Schutz. Unterdeſſen räumten die Pappenheimer das Pfarrhaus, ſetzten den Pater Plebanus hinein und ſtießen die Paſtorin mit ihren Kindern hinaus. Sie fand im Kretſcham Unterkunft: Veit Krumpholz verſuchte ſie zu tröſten, und Brigitte ſorgte für die Kinder.

Sigismund von Kanitz empfing den Paſtor im Bett.

„Was hab ich Euch geſagt!“ rief er ängſtlich. „Ich kann nichts für Euch tun. Seht zu, daß Ihr möglichſt ſchnell über die Grenze kommt. Reiſt nach Berlin und tragt dem Kurfürſten Eure Sache vor. Er wird Euch eine Stelle in der Mark geben. Um Eure Familie ſorgt Euch nicht, die will ich wohl in Hut nehmen.“

Samuel Pittichius wußte in ſeiner Herzensangſt auch keinen beſſeren Rat, als den Kurfürſten perſönlich um Rettung anzuflehen, und machte, daß er zum Dorfe hinauskam. Aber die Pappenheimer, die nach ihm ſuchten, griffen ihn hinter dem Zaune, ſetzten ihn auf ein Wägelchen, das ſie am Morgen einem Bohrauer Händler abnahmen, und brachten ihn ſchnurſtracks über die Grenze ins Sächſiſche, nachdem ihn der grobe Korporal bei Strafe des Leibes und des Lebens vermahnt hatte, niemals wieder nach Großburg zurückzukommen.

Die Großburger aber wollten ſich zuſammenrotten, um Pater Plebanus zu vertreiben. Die beiden Kommiſſare hatten ſich erboten, einen Doppelpoſten zu ſeiner Sicherheit zurückzulaſſen. Doch er lehnte die Wache entſchieden ab, um die Großburger nicht zu reizen. Veit Krumpholz widerriet. Auch Sigismund von Kanitz ver-

bot den Bauern das Zuſammenrotten und Verſchwören, aus Furcht, die Kaiſerliche Kommiſſion könnte ihm ſelber über den Hals kommen.

Pater Plebanus war vorſichtig genug, in der Kirche alles beim alten zu laſſen. Nur zwei Heiligenbilder und die Monſtranz trug er hinein. Karl Zierſch wollte ihn des Nachts aus den Federn heben und über die Grenze bringen. Doch Veit Krumpholz behielt die Oberhand.

„Das hat Zeit," entſchied er. „Erſt müſſen wir unſern Paſtor wiederhaben! Unſer gnädigſter Kurfürſt wird uns nicht im Stiche laſſen. Der Junker muß einen Brief nach Berlin ſchreiben."

„Ich bring ihn hin," ſchrie Karl Zierſch.

Aber der Junker wollte keinen Brief ſchreiben, weil der Paſtor ſelber nach Berlin gereiſt ſei. Da beruhigten ſich die Großburger allmählich und gingen wieder an ihre Hantierung. Allein das Zuſammenrotten am Abend unterließen ſie nicht, und Pater Plebanus verbrachte manche ſchlafloſe Nacht. Doch der Glaube, dem er treulich diente, und die Heiligkeit ſeiner Miſſion, an die er ſich herzhaft hielt, ſtärkten ihn in ſolchen ſchweren Stunden. Die Meſſe aber zelebrierte er vor leeren Bänken.

Samuel Pittichius kam glücklich nach Berlin und erhielt ſchon am nächſten Tage durch die Vermittelung des Grafen Otto von Schwerin eine Audienz beim Kurfürſten. Der ſaß um die Zeit, als im Schloßhofe die Wachtparade aufzog, auf ſeinem hohen Stuhl, umgeben von ſeinen Großen. Samuel Pittichius verneigte ſich tief und brachte mit zitternder Stimme vor, wie man ihm in Großburg mitgeſpielt hatte. Der Kurfürſt

hörte ihm gnädig zu. Doch ſein junges, friſches Geſicht mit der ſcharfen Naſe und den kleinen, harten Augen, das unter einer ſchweren, ſchwarzen Perücke hervorſchaute, verfinſterte ſich bald. In dieſem Augenblick trat Oberſt von Marwitz, der Kommandant der Wachtparade, ein, um die Parole zu holen. Stockend brachte Samuel Pittichius ſeinen Bericht zu Ende. Der Kurfürſt ballte die Fauſt auf der Seſſellehne, und ſeine Augen ſchoſſen Blitze des Zornes. Dann ſprang er auf.

„Oberſt von Marwitz," befahl er laut, und ſeine Stimme fuhr hart und ſchneidig wie ein blitzender Degen durch den Saal. „Er ſitzt ſofort mit zwölf Dragonern und einem Wachtmeiſter auf und bringt dieſen Pfarrherrn unverzüglich nach Großburg zurück."

Graf Otto von Schwerin trat einen Schritt vor.

„Mein lieber Graf," wehrte der Kurfürſt ab, „ich weiß, was Ihr ſagen wollt. Aber ſpart Eure Worte! Wer auch nur den geringſten Unſerer Untertanen kränkt, der greift an Unſere eigene Ehre. Und dann müſſen Wir reiten laſſen, und wär's gegen die ganze Welt!"

„Euer kurfürſtlichen Gnaden," erwiderte der Miniſter. „Ich wäre ein ſchlechter Diener, wollte ich ſchweigen. Denn es kann leichtlich ein Krieg daraus entſtehen. Wenn aber ſchon geritten werden ſoll, dann muß eine ganze Schwadron aufſitzen. Die zwölf Mann werden zuſammengehauen, kaum daß ſie über die Grenze ſind!"

„Es reiten nur zwölfe!" entſchied der Kurfürſt, „denn Wir wollen nicht den Krieg. Aber Wir fürchten ihn auch nicht. Oberſt von Marwitz, ſuch Er die beſten Reiter heraus, daß Er in Großburg iſt, noch ehe man in Wien

darum weiß. Die Sache verlangt einen klugen, geschickten Kopf, der sich auch auf das Diplomatische versteht. Er bleibt so lange in Großburg, bis die Gefahr für diesen Pfarrherrn vorüber ist. Muß aber in dieser Sache das Schwert sprechen, dann hat Er Großburg zu halten bis auf den letzten Mann. Dann werden Wir Unsere Regimenter nach Schlesien marschieren lassen und Ihm zu Hilfe kommen. Wollt Ihr den Rittwagen, Pfarrherr?"

„Mit Gottes Hilfe, ja!" sprach Samuel Pittichius und küßte dem Kurfürsten die Hand.

Damit war die Audienz zu Ende.

Und die vierzehn kurbrandenburgischen Nothelfer ritten durch das Schloßportal, daß die Funken stoben. Oberst von Marwitz und der Pastor hatten die Spitze, dann kamen die zwölf bestberittensten Dragoner, und den Beschluß machte Jost Stüdenitz, der riesige Wachtmeister aus der Uckermark mit der langen, gelben Trompete auf dem Rücken. So sausten sie ohne Aufenthalt der schlesischen Grenze zu. Und wie auch Samuel Pittichius ob der für einen Pastor unwürdigen Hast seufzte und stöhnte, der feurige Dragonerhengst, auf den man ihn gesetzt hatte, kehrte sich ebensowenig daran wie der Oberst von Marwitz, der höchstens darüber lachte.

„Werdet's schon aushalten, Herr Pastor!" tröstete er ihn, ohne die Schnelligkeit zu verringern. „Morgen habt Ihr Euch daran gewöhnt, und übermorgen ist's Euch eine Lust!"

Da verschloß Samuel Pittichius die Seufzer tief in seinem Herzen und stärkte sich bei jeder Wegscheide, an der sie vorüberflogen, mit den letzten Worten des sechsten Psalms: Herr, Herr, sei mir gnädig, denn ich bin

ſchwach! Heile mich, Herr, denn meine Gebeine ſind erſchrocken!

Am frühen Morgen kamen ſie an die Grenze. Der ſchwarzgelbe Schlagbaum war noch niedergelaſſen. Oberſt von Marwitz zog ſeinen Degen blank, ſchlug mit der flachen Klinge des Paſtors Gaul auf die Kruppe, daß er ſtieg und mit einem kühnen Satz das Hindernis nahm. Und alle vierzehn kurbrandenburgiſchen Nothelfer machten es ihm nach. Joſt Stüdenitz, der zuletzt darüber ſauſte, ſetzte die Trompete an den Mund und ſchmetterte ſeinen kurbrandenburgiſchen Reitermarſch munter nach Schleſien hinein. Im unaufhaltſamen Schwung ſtrebten die fünfzehn durch die Saganer Dörfer, und jedesmal, wenn ſie in ein Dorf einritten, hob Joſt Stüdenitz die Trompete an die Lippen. Es war ihm ein Kleines, ſie im ſtärkſten Galopp zu blaſen, und nie ging ein Ton daneben.

Die armen, verſchüchterten Schleſier aber, die die vierzehn kurbrandenburgiſchen Nothelfer ſahen, meinten nicht anders, als daß die wüſten liechtenſteiniſchen Dragoner kämen, um den großen Krieg wieder loszubinden, verkrochen ſich in ihrer Angſt und ſprachen ein Stoßgebetlein. Ehe ſie aber damit fertig waren, war die wilde Jagd, ohne Schaden anzurichten, vorübergebrauſt und das ſchreckliche, unheildrohende Reiterlied in der Ferne verklungen. Die Städte, insbeſondere Sagan und Liegnitz, ließ der Oberſt von Marwitz links liegen, um nicht vor der Zeit mit dem kaiſerlichen Militär zuſammenzutreffen, ritt immer über die Dörfer, und als ſie bei Canth über die Weiſtritz ſetzten, hatte ſich Samuel Pittichius ſchon etwas ans Reiten gewöhnt. Eine Luſt

aber wollte es ihm durchaus nicht werden. Doch er hielt ſich tapfer und betete, je näher ſie Großburg kamen, immer inbrünſtiger, daß dieſer ganze Feldzug ohne jedes Blutvergießen abgehen möge.

Die Großburger waren immer noch bei dem Zuſammenrotten und Verſchwören. Zwei Wochen warteten ſie ſchon. Der Kurfürſt wollte ſich nicht rühren. Veit Krumpholz hatte große Mühe, die erregten Gemüter zu beſchwichtigen und zur Geduld zu mahnen. Denn in Thomaskirch ſaß noch immer die Kaiſerliche Kommiſſion, wachte ſcharf darüber, daß die neuen Pfarrherren in ihren Amtshandlungen nicht geſtört wurden und daß ſie ihre Einkünfte erhielten, und belegte die Säumigen, die Grenzläufer und beſonders die Aufwiegler mit harten Leibesſtrafen.

Pater Plebanus hielt ſich klüglich im Hauſe, um die Großburger durch ſeinen Anblick nicht zu reizen, und las die Meſſe für ſich allein.

Die Großburger feierten auch den dritten Sonntag im Kretſcham. Karl Zierſch wünſchte der Kaiſerlichen Kommiſſion die Peſt auf den Hals und führte noch andere aufrühreriſche und läſterliche Reden.

„Wirſt du wohl Ruhe geben!“ vermahnte ihn Veit Krumpholz. „Hier hilft kein Geſchrei und kein Fluchen! Nur feſt bleiben auf unſerm Recht und unſerm gnädigen Kurfürſten vertrauen.“

„Hilft uns niemand,“ ſchrie Karl Zierſch erboſt, „wenn wir uns nicht ſelber helfen!“

Da horchte Veit Krumpholz auf. Ein feiner, zitternder Ton hatte ſein Ohr getroffen. Wieder gebot er Ruhe. Und immer mehr Töne ſchwebten durch das offene

Fenſter herein, wurden lauter und lauter, ſtellten ſich endlich zu einem Lied zuſammen; und das Lied war juſt dasſelbe, das er in Berlin bei der Wachtparade gehört hatte. Schmetternd und jauchzend prallte es nun gegen Dächer und Hauswände, überſchlug ſich in der Luft und hallte jubelnd durch die ſonntagsſtillen Gehöfte.

„Das iſt der Kurfürſt!“ ſchrie Veit Krumpholz und ſtürzte hinaus.

Und ſchon ſauſten die vierzehn kurbrandenburgiſchen Nothelfer mit dem Paſtor Samuel Pittichius das Oberdorf herunter wie eine Windsbraut mit Donner, Blitz und Hagelwetter. Sie führten den Paſtor in ſein Haus, holten Pater Plebanus, der gerade die Meſſe las, höflich aus der Kirche und wollten ihn aufs Pferd ſetzen, wogegen er ſich aber heftiglich ſträubte, da er unter ſeiner Sutane keine Reitgamaſchen zu tragen pflegte.

Alſo ließ Oberſt von Marwitz einen Bauernwagen mit vier ſchwarzen Ochſen beſpannen, lud den Pater, der jeden Widerſtand aufgab, mit all ſeinen Möbeln, Heiligenbildern und Monſtranzen darauf und ließ ihn nach dem Grenzort Kurtſch fahren.

Hier ließ der Oberſt den Wagen umwerfen und ſagte zu dem Prieſter: „Auf Befehl meines Kurfürſten und Herrn habe ich Euch hierhergebracht und Euch geworfen auf den Boden, dahin Ihr gehört.“

Schließlich verwarnte er ihn kräftig, nie wieder nach Großburg zurückzukommen, widrigenfalls er zu Pferde nach Berlin gebracht werden würde. Pater Plebanus blieb auf dem blumigen Grabenrande mit lahmen Gliedmaßen ſo lange ſitzen, bis ihn am Abend ein frommes

Bäuerlein aus Schweinebraten fand und auf ſeinem Wagen nach Thomaskirch brachte.

V

In Großburg war aber eitel Glück, Freude und Jubel. Jeder griff zu, Karl Zierſch an der Spitze, als es galt, die alten Möbel ins Paſtorhaus zu räumen. Oberſt von Marwitz aber begab ſich inzwiſchen zu Junker Sigismund von Kanitz, den die Nachricht von der Vertreibung des Paters wie ein gelinder Donnerſchlag traf. Als er aber vernahm, daß die vierzehn kurbrandenburgiſchen Nothelfer ſo lange in Großburg bleiben ſollten, bis alle und jede Gefahr vorüber ſei, ermannte er ſich wieder und ließ ein paar Flaſchen Ungarwein aus dem Keller holen. Bei der zweiten Flaſche ſchon waren ſie gute Freunde; bei der dritten jammerte der Junker über ſeine Gicht, und der Oberſt erzählte ihm von einem guten Mittel gegen dieſes ſchändliche Gebrechen, das der Mohrenapotheker in Berlin feilhielt; und bei der vierten rief Sigismund von Kanitz, der ſich allmählich an der Strammheit des Märkers aufgerichtet hatte: „Weiß Gott, wenn ich's könnte, ich würde ganz Schleſien kurbrandenburgiſch machen!“

„Kann leicht kommen!“ lachte der Oberſt. „Wenn mich der Kaiſer hier in Großburg angreift, dann läßt der Kurfürſt ſeine ganze Armee in Schleſien einrücken.“

Samuel Pittichius aber verſammelte noch an demſelben Tage ſeine Gemeinde in der Kirche, ſtieg, obwohl ihm noch alle Knochen im Leibe weh taten, rüſtig auf die Kanzel und hielt eine Predigt über den Text: Gott

iſt unſre Zuverſicht und Stärke, eine Hilfe in den groſſen Nöten, die uns troffen haben, darum fürchten wir uns nicht, wenngleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer ſänken.

Auf der erſten Bank ſaßen die vierzehn kurbrandenburgiſchen Nothelfer, zuerſt der Oberſt, zuletzt der Wachtmeiſter. Sogar der Junker nahm an dem Gottesdienſte teil. Und nach dem Amen erhoben die glücklichen Großburger ihre Stimmen und ſangen das ſchöne Friedenslied:

„Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge tut
An uns und allen Enden!“

Joſt Stüdenitz aber, der ſeine Trompete mitgebracht hatte, ſetzte ſie an und ſchmetterte die frohe Melodie gegen die Kirchendecke.

Nachher verteilte der Wachtmeiſter die Dragoner in die Quartiere. Um jeden kurbrandenburgiſchen Reitersmann riſſen ſich immer ein halbes Dutzend Großburger. Drei Leute, darunter der Wachtmeiſter, blieben im Pfarrhaus als Sicherheitswache. Die Paſtorin räumte ihnen die beſte Stube ein. Oberſt von Marwitz nahm Quartier beim Junker, zechte und knobelte mit ihm, vergaß aber nicht ſeine Order, blieb auf der Hut und behielt die Kaiſerliche Kommiſſion in Thomaskirch ſcharf im Auge.

Am Abend wurde im Kretſcham ein großes Siegesfeſt gefeiert. Tiſche und Bänke ſtanden im Hausflur. Die drei Dorfmuſikanten, die der Küſter kommandierte, warteten in der Ofenecke. Ehe aber der Tanz anhub,

gab Joſt Stüdenitz auf des Schulzen Bitte den kurbrandenburgiſchen Reitermarſch zum beſten. Das tat er gern und ſchaute dabei Brigitte unverwandt in die Augen. Und jeder Ton, den er blies, drang Brigitte tief ins Herz. Dreimal mußte der Wachtmeiſter blaſen, eher gaben die Großburger keine Ruhe. Dann ſetzte der Küſter die Fiedel ans Kinn und hob den Bogen.

Joſt Stüdenitz, der lange Wachtmeiſter, aber hing die Trompete über den Rücken, ſchritt zu Brigitte, nahm ſie an der Hand, als müßte es ſo ſein, und eröffnete mit ihr den Tanz.

„Ein ſchönes Paar!“ flüſterte Karl Zierſch dem Schulzen zu.

„Soll mir recht ſein, wenn eins draus wird!“ gab der lachend zurück und füllte unermüdlich die leeren Krüge.

Samuel Pittichius ſaß wieder glücklich im Kreiſe der Seinen, faltete die Hände und ſprach ein ſtilles Gebet für den Kurfürſten. Das vergaß er ſeitdem nicht, jeden Abend zu tun. Vor der Haustür ſtanden zwei Dragoner, ſchmauchten ihr Pfeifchen, ſchäkerten mit den Mägden, die vorbeikamen, und wachten.

Doch ſie wachten vergeblich.

Die Kaiſerliche Kommiſſion in Thomaskirch rührte ſich nicht. Daß der kühne Handſtreich des Kurfürſten nicht lange verborgen blieb, dafür ſorgte ſchon Pater Plebanus. Beim Eintreffen der Nachricht in Wien gab's in der Kaiſerlichen Kanzlei einen böſen Sturm. Doch man war vorſichtig genug, es nicht auf einen Krieg ankommen zu laſſen, weil man den Kurfürſten und ſeine ſtets ſchlagfertige Armee gegen den franzöſiſchen König,

der ſchon wieder mit Krieg drohte, zu verwenden gedachte. Und ſo erhielt die Kaiſerliche Kommiſſion in Thomaskirch die Weiſung, gegen Samuel Pittichius nicht eher vorzugehen, bis die kurbrandenburgiſchen Dragoner abgezogen ſein würden. Dann ſollte der widerſpenſtige Pfarrer gefangen genommen und nach Prag geliefert werden. Doch die vierzehn kurbrandenburgiſchen Nothelfer blieben feſt in Großburg ſitzen, halfen fleißig bei der Ernte und waren immer zum Appell bereit, wenn Joſt Stüdenitz mit der Trompete lockte. Und das tat er oft, beſonders am Sonntag nach der Kirche. Dann wurde auf dem Kirchplatz exerziert, daß es eine Luſt war mitanzuſehen. Auch hielt Joſt Stüdenitz bei ſeinen Leuten auf gute Mannszucht.

Nur ſich ſelbſt ſah er durch die Finger. Immer war er hinter Brigitte her, die ſich ſeiner nur mit Mühe erwehren konnte. Saß er nun einmal in der Großburger Verbannung, ſo wollte er wenigſtens einen Zeitvertreib haben! Und dafür ſchien ihm Brigitte vorzüglich geeignet zu ſein. Doch er kam diesmal an die Unrechte. Wie er auch um ſie herumſchlich, er konnte ſich keinen einzigen Kuß erliſten. Einmal erwiſchte er ſie im Dunkeln, hielt ſie feſt und wollte ihn ſich erzwingen. Entſchlüpfen konnte ſie nicht. „Wollt Ihr mich freien," ſprach ſie feſt, „dann ſagt es heraus. Sonſt bleibt mir vom Halſe."

Da ſtreckte Joſt Stüdenitz zum erſten und letzten Male die Waffen und ergab ſich. Nun ließ ſie ſich willig küſſen.

An demſelben Abend ſaß der Oberſt von Marwitz am Tiſche und ſchrieb einen Brief nach Berlin. Er hatte mit vieler Liſt den Kaiſerlichen Befehl, der nach Thomaskirch

geſchickt worden war, ausgeſpürt, berichtete ihn nach Berlin, gab ſeine Meinung kund, daß eine augenblickliche Gefahr für den Paſtor nicht vorhanden ſei, und bat um neue Inſtruktion, da er nicht glauben könne, daß er mit ſeinen dreizehn Dragonern bis zum jüngſten Gericht in Großburg ſitzenbleiben ſolle. Als er das Schreiben zuſiegeln wollte, trat Joſt Stüdenitz herein.

„Mit Verlaub, Herr Oberſt," ſagte er kleinlaut und ſetzte eine ſehr gedrückte Miene auf. „Ich möcht wiſſen, wie lange wir hier noch liegen bleiben!"

„Denk," gab der Oberſt zur Antwort, „es wird am längſten gedauert haben. Laß Er einen Mann aufſitzen, daß er dieſen Brief nach Berlin bringt. Soll aber einen anderen Rock anlegen und Degen und Karabiner hierlaſſen, daß man ihn unterwegs nicht erkennt. Die Piſtolen mag er behalten. Was macht Er denn für ein Geſicht! Freut Er ſich nicht, daß es bald nach Hauſe geht!"

„Das eben nicht!" verſetzte Joſt Stüdenitz bekümmert. „Dann möcht ich um meinen Abſchied bitten!"

„Was der Teufel!" rief der Oberſt überraſcht. „Er wird doch Seinen Kurfürſten nicht im Stiche laſſen!"

„Wird mir ſchwer genug!" erwiderte Joſt Stüdenitz ſtockend, und die hellen Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn. „Aber ich kann die Brigitte auch nicht im Stiche laſſen!"

„Stüdenitz!" rief der Oberſt und ſprang auf. „Er iſt doch ein ganz verfluchter Kerl! Hab ich Ihn nicht davor gewarnt!"

„Mit Verlaub," verteidigte ſich Joſt Stüdenitz und lachte dabei übers ganze Geſicht, „der Herr Oberſt hat mich im falſchen Verdacht!"

„So!“ gab der Oberſt zur Antwort. „Das wäre das erſtemal. Wozu braucht Er dann den Abſchied?“

„Ich hab's ihr verſprochen und muß ſie freien!“

„Cirumlarum!“ ſchnitt ihm der Oberſt das Wort ab. „Wie vielen hat Er das ſchon verſprochen! Er kriegt Seinen Abſchied nicht. Scher Er ſich und ſchick Er den Mann her. Ich werde es Seiner Kurfürſtlichen Gnaden vermelden!“

Joſt Stüdenitz drückte ſich wie ein geſcholtener Bub, und der Oberſt ſetzte unter den Brief noch die Worte: „Joſt Stüdenitz hat um ſeinen Abſchied gebeten. Hat noch drei Jahre zu dienen. Er will und muß die Schulzentochter heiraten.“

Acht Tage ſpäter war der Dragoner aus Berlin zurück. Der Kurfürſt befahl: „Joſt Stüdenitz bekommt den Abſchied nicht. Er ſoll die Schulzentochter heiraten und als kurbrandenburgiſcher Wachtmeiſter in Großburg zurückbleiben. Der Oberſt und die zwölf Dragoner ſollen unverzüglich heimkommen, doch ohne Waffen und Monturen. Dieſe mögen den Großburgern verbleiben. Darin ſoll ſie der Wachtmeiſter einexerzieren, damit ſie ſich künftighin ſelbſt ihrer Haut wehren können.“

Und es geſchah ſo. Joſt Stüdenitz brauchte ſeine liebe Brigitte nicht im Stiche zu laſſen. Drei Tage nach der Hochzeit, bei der ganz Großburg auf die Beine kam, ritten dreizehn der kurbrandenburgiſchen Nothelfer mitten in der Nacht zum Oberdorfe hinaus. Nur Joſt Stüdenitz wußte darum. An der Grenze blies er ihnen den Abſchiedsmarſch nach. Sie ſahen aus wie Bauernburſchen, konnten aber noch immer reiten wie die leibhaftigen Teufel.

Joſt Stůdenitz aber wählte ſich dreizehn Bauernburſchen aus, die gerade Glieder hatten, ſteckte ſie in Dragonermonturen, hieß ſie exerzieren, Schwenkungen machen, zum Angriff übergehen, prägte ihnen Kommandos und Signale ein und ließ ſie zuletzt, da er keine Fahne hatte, auf ſeine Trompete dem Kurfürſten Treue ſchwören. Und kein Großburger zweifelte auch nur einen Augenblick daran, daß die dreizehn nun rechte kurbrandenburgiſche Dragoner ſeien.

Und das war gut ſo. Denn der Abzug des Oberſten von Marwitz blieb nicht lange verborgen. Er war bei Parchwitz geſehen worden, und die Kaiſerliche Kommiſſion in Thomaskirch bekam bald Wind davon. Sofort machte ſie ſich auf, um wieder in Großburg einzubrechen. Doch diesmal ließ man die ſchwerfälligen Wagen und die Kleriker zurück. Nur Pater Plebanus wurde in einer Sänfte, die zwiſchen zwei Pferden hing, mitgeführt.

Joſt Stůdenitz aber war auf dem Poſten. Die Feldwache, die am Konſchwitzer Wege ſtand, meldete den Anzug des Feindes. Gleich ſprang Joſt Stůdenitz aufs Pferd, ſprengte das Dorf auf und ab, ſchmetterte ſeinen kurbrandenburgiſchen Reitermarſch und vollführte mit ſeiner Trompete einen ſolchen Lärm, als gälte es, ein ganzes Regiment auf die Beine zu bringen. Die Kommiſſare und die Pappenheimer hielten noch vor dem Dorfe an, legten die Hand ans Ohr, lauſchten lange und wagten ſich nicht weiter.

Und als erſt Joſt Stůdenitz ſeine Großburger Dragoner zuſammengeblaſen hatte, ſetzte er ſich an ihre Spitze, kommandierte Karriere, brach mit blanker Waffe

aus dem Dorfe heraus und jagte die Kommiſſare mit ihren Pappenheimern und dem Pater Plebanus bis nach Thomaskirch hinüber.

Die kamen nicht wieder. Nach Wien aber lief der Bericht, daß die kurbrandenburgiſchen Dragoner noch immer in Großburg lägen.

Bald darauf ſtarb der fromme Kaiſer Ferdinand, und die Kommiſſionen wurden eingezogen. Bis auf die Kirche in Großburg hatten ſie alle proteſtantiſchen Gotteshäuſer in den kaiſerlichen Erblanden dem alten Glauben zurückerobert. Und die Schleſier waren mürbe geworden.

Nur in Großburg hielt man es nicht mit der ſchleſiſchen Schüchterheit. Es war, als wenn aus den kurbrandenburgiſchen Dragonermonturen ein friſcher, herzhafter Mut auf die Bauern übergeſtrömt ſei. Und Joſt Stüdenitz tat alles, dieſen guten Geiſt zu erhalten und anzufachen. Jeden Sonntag nach der Kirche exerzierte er mit ſeiner Mannſchaft auf dem Kirchplatze, ſchmetterte die Signale und ſchnauzte herum wie ein richtiger Wachtmeiſter. Auch auf Junker Sigismund von Kanitz ſprang dieſe Herzhaftigkeit über, als ihn das Mittel aus der Berliner Mohrenapotheke, das ihm der Oberſt von Marwitz zuſchickte, von der Gicht befreite. Er überwand ſogar ſeine Abneigung gegen das Weibsvolk, nahm noch in ſpäten Jahren eine Ehefrau und pflanzte ſein Geſchlecht glücklich fort. Samuel Pittichius aber wohnte in Frieden und predigte noch immer in einer ſtets überfüllten Kirche. Denn das Grenzlaufen wurde ärger und ärger. Die Kirchengemeinde wuchs ſo ſtark, daß man bald einen zweiten Paſtor anſtellen mußte.

Joſt Stůdenitz aber wurde ein Bauer. Veit Krumpholz ging aufs Altenteil und wiegte ſeine Enkel, die jedes Jahr pünktlich eintrafen. Zuletzt legte er auch das Schulzenamt in die Hände ſeines Schwiegerſohns. Das war den Großburgern recht. Hochbetagt ſtarb Veit Krumpholz und wurde an einem naſſen Novembertage auf den Kirchhof getragen. Samuel Pittichius hielt ihm eine lange, herzliche Grabrede. Aber noch in derſelben Woche legte er ſich hin, um nie wieder aufzuſtehen. Doch er konnte in Frieden ruhen, die Großburger Kirche war in guten und treuen Händen.

Und gerade um dieſe Zeit begann der ſchleſiſche Jammer von neuem. Das Geſchlecht der Herzöge von Liegnitz. Brieg und Wohlau ſtarb aus, und der Kaiſer zog, ungeachtet des Einſpruchs des brandenburgiſchen Kurfürſten, der ein gutes Recht darauf beſaß, die Länder ein und beglückte ſie mit ſeinen Kommiſſionen.

Dann erſt kamen für Schleſien ruhigere Zeiten. Der neue Kaiſer ſchlug ſich mit den Franzoſen herum und konnte ſich um das Seelenheil ſeiner ſchleſiſchen Untertanen nicht ſo ſtark kümmern wie ſeine Vorfahren. An die Großburger wagte er ſich ſchon gar nicht heran, weil der Kurfürſt ſein treuer Bundesgenoſſe gegen die Franzoſen war.

Fünfunddreißig Jahre hatte Joſt Stůdenitz das Großburger Schulzenamt inne, dann ſtarb er in demſelben Jahre, als man den großen Kurfürſt in Berlin zu Grabe trug. Jeden Sonntag hatte Joſt Stůdenitz mit ſeinen

Großburgern herumexerziert und den brandenburgischen Reitermarsch dazu geschmettert, bis ihm der Tod die Trompete aus der Hand nahm. Brigitte folgte ihm bald. Doch das Geschlecht der Stůdenitze saß fest auf dem Großburger Schulzenhofe. Wenn sich auch in den ruhigeren Zeitläuften, die nun über Schlesien kamen, das Exerzieren verlor, wenn auch die dreizehn Monturen der Zeit und den Motten zum Opfer fielen, die lange Trompete vererbte sich von Vater auf Sohn, und der märkische Geist, den die vierzehn kurbrandenburgischen Nothelfer nach Großburg gebracht hatten, ging nicht wieder in der schlesischen Zaghaftigkeit unter. Die Großburger erkannte man schon von weitem an dem festen Tritt und der aufrechten Haltung. Und als das neue Jahrhundert heraufkam und der Sohn des großen Kurfürsten in Königsberg sich die Königskrone aufs Haupt setzte, starb wohl die Großburger Linie der Edlen von Kanitz aus, nicht aber die der Stůdenitze, die das Großburger Schulzenamt innehatten. Und stets taten sie sich etwas darauf zugute, daß sie Kurbrandenburger seien, und schmetterten jedem, der es nicht glauben wollte, den kecken Reitermarsch ihres Ahnherrn entgegen.

Doch die andern Schlesier seufzten um so schwerer unter der Gewissensnot, die sie bedrückte. Wohl wurden sie auch die andern Kommissionen los, doch die Kirchen bekamen sie nicht wieder, und neue durften sie auch nicht bauen. Da war es denn kein Wunder, daß sie das Haus Habsburg zu hassen begannen und sehnsüchtig nach einem Retter ausschauten.

Da geschah es denn, daß der schwedische König Karl, der zwölfte seines Namens, als er im Jahre 1706

durch Schleſien nach Sachſen zog, um den beſiegten Polenkönig in Dresden heimzuſuchen, von den armen Schleſiern wie ein Held gefeiert wurde und daß die Schweden, die vor ſiebzig Jahren Schleſien verwüſtet hatten, wie Befreier aufgenommen wurden. Auf der Oderbrücke bei Steinau war es, daß dieſem fremden Könige ein grauköpfiges Schuſterlein in die Zügel fiel und ihn nicht eher weiter laſſen wollte, bis er verſprochen hatte, der armen, elenden Leute in Schleſien und des unterdrückten Glaubens zu gedenken und dafür beim Kaiſer ein kräftiges Wörtlein einzulegen.

Das tat er nicht nur, ſondern es half auch. Denn der Kaiſer lag gegen Türken und Franzoſen im Felde und konnte nicht noch mit den Schweden anbinden. Die Schleſier durften ſich nun ſechs Gnadenkirchen bauen, zu Landeshut, Hirſchberg, Sagan, Freiſtadt, Militſch und Teſchen, und einhundert einundzwanzig Gotteshäuſer auf dem Lande wurden ihnen zurückgegeben. Doch dieſe halbe, erzwungene Gnade konnte dem Hauſe Habsburg auch kein einziges der längſt verlorenen ſchleſiſchen Herzen zurückgewinnen.

Und als im Jahre 1740 der Urenkel des großen Kurfürſten, der junge Fritz von Preußen, mit ſeiner Wachtparade über die ſchleſiſche Grenze marſchierte, um die Anſprüche ſeines Hauſes auf die piaſtiſchen Herzogtümer mit dem Schwerte zu unterſtreichen, hatte er ſchon ganz Schleſien gewonnen, noch ehe ein einziger Büchſenſchuß gefallen war. Und als er den ſchwarzgelben Schlagbaum hinter Kroſſen, über den vor ſechsundachtzig Jahren die vierzehn kurbrandenburgiſchen Nothelfer mit dem Großburger Paſtor geſetzt waren,

in Stücke ſchlagen ließ, flogen ihm die Herzen der Schleſier zu, wohin die frohe Kunde drang.

Und ſie kam auch nach Großburg, wo Veit Stüdenitz, des langen kurbrandenburgiſchen Wachtmeiſters Urenkel, den Schulzenſitz innehatte. Er war ſchon grau von Haaren, hatte aber ſeines Ahnen hohe Geſtalt, ſeine hellen Augen und ſeine feinen Ohren. Und ſofort ſetzte er die alte, verbeulte Reitertrompete an den Mund und blies den kurbrandenburgiſchen Reitermarſch in die ſtille Neujahrsnacht hinaus. Dann aber legte er die Trompete weg, denn die Kaiſerlichen zogen von Süden herauf, um die Berliner Wachtparade über die Grenze zu jagen. Nach dem kurbrandenburgiſchen Großburg kamen ſie zum Glück nicht.

Und als am fünften April auf den Feldern von Mollwitz der erſte, entſcheidende Schlag fiel, da beteten nicht nur die kurbrandenburgiſchen Großburger, ſondern alle proteſtantiſchen Schleſier für den jungen Preußenkönig. Und der ſiegte auch. Die Kaiſerlichen flohen Hals über Kopf nach Strehlen und weiter. Im haſtigen Galopp wälzten ſich die geſchlagenen Reiterſcharen die Straße auf Großburg zu. Und Großburg war kurbrandenburgiſch. Das konnte ſchlimm werden für das Dorf. Doch Veit Stüdenitz wußte Rat. Als die erſten berittenen Spitzen des Abends die Nachricht von der Niederlage brachten, da holte der Großburger Schulze, der auch die kecke Verwegenheit ſeines Urgroßvaters geerbt hatte, die alte Trompete hervor, ſtellte ſich mit ſeinen vier Söhnen vor das Dorf und ſchmetterte den fliehenden Öſterreichern den brandenburgiſchen Reitermarſch entgegen. Und wenn

er nicht mehr blaſen konnte, gab er die Trompete einem ſeiner langen Jungen. Und die Kaiſerlichen ſchwenkten ab, ſobald ſie den Marſch hörten, der ihnen von Mollwitz her noch bös in den Ohren lag, und ſchlugen ſich über die Nachbardörfer. Bis in den dämmernden Morgen hinein ſtand Veit Stüdenitz mit ſeinen Jungen auf der Wacht und blies, trompetete, ſchmetterte, daß die Feinde meinten, in Großburg läge eine ganze preußiſche Armee. Endlich kamen die Ziethenſchen Huſaren, die den Feind verfolgten. Die machten nicht linksumkehrt, als ſie die wohlbekannten Klänge hörten, ritten ins Dorf und wurden mit hellem Jubel aufgenommen.

Drei Tage ſpäter ſtieg der junge Sieger vor dem Großburger Kretſcham ab.

„Wo hat Er den Marſch gelernt?“ fragte er den Schulzen.

Und Veit Stüdenitz erzählte die Geſchichte, während der König am Tiſche ſaß und ſich das Frühſtück ſchmekken ließ.

„Blas Er mir den Marſch vor!“ befahl er.

Und der Schulze legte los, kein Ton ging daneben.

„Er iſt ein braver Muſikus!“ ſprach der König gnädig. „Sein Blaſen hat mir große Freude gemacht. Hat Er einen Wunſch, den ich Ihm erfüllen kann?“

„Euer Majeſtät,“ ſprach Veit Stüdenitz und bog ſeinen Rücken, „ich habe vier lange Jungen. Zwei davon kann ich nicht gebrauchen. Reiten können ſie und blaſen auch.“

„Er iſt nicht nur ein guter Muſikus,“ ſagte der König lächelnd, „Er iſt auch ein guter Kurbrandenburger geblieben.“

„Euer Majeſtät," erwiderte der Schulze ſtolz, „wir Großburger ſind immer gute Kurbrandenburger geweſen."

„Und die andern Schleſier!" fragte der König leutſelig.

„Euer Majeſtät," beruhigte ihn der Schulze, „das kommt ganz von ſelbſt."

„Bring Er Seine Jungens her!" befahl der König. „Sie ſollen zu den Huſaren."

So wurde Veit Stüdenitz zwei ſeiner Söhne los. Sie ritten in den drei ſchleſiſchen Feldzügen des großen Königs und ſtarben den Heldentod, der eine bei Kolin, der andere bei Torgau. Sie haben mitgeholfen, ganz Schleſien kurbrandenburgiſch zu machen.

Die Schleſier aber hörten auf zu ſeufzen, dienten ihrem Gott, ein jeder auf ſeine Weiſe, bauten Kirchen, ſo viel ſie konnten und mochten, und hielten ihrem neuen König die Treue. Und das wurde ihnen nach den langen Zeiten der Trübſal nicht ſchwer, denn in ſeinen Staaten konnte jeder nach ſeiner Faſſon ſelig werden.

Das Schweidnitzer Narrenhäuſel

Gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts kamen in Schleſien die Narrenhäuſel auf, große, runde Käfige, die ſich um einen Zapfen, der feſt in der Erde ſtand, ſehr ſchnell drehen ließen. Das erſte dieſer Narrenhäuſel wurde auf dem Schweidnitzer Ringe aufgeſtellt. Nachdem das ſonderbare Gehäuſe von dem neugierigen Volk hinreichend beſtaunt und probiert worden war, harrte man mit Ungeduld auf den erſten Übeltäter, der darin ſeine Schändlichkeiten büßen würde. Allein es blieb vorderhand leer. Es war, als hätten ſich alle Landſtreicher und Tagediebe der Umgegend miteinander verſchworen, den Schweidnitzer Stadtknechten nicht in die Hände zu laufen.

Nun wohnten auf der Züchnergaſſe zwei Nachbarn, Meiſter Fielitz, der das Amt eines Eſſenfegers verſah, und Meiſter Zuſchke, ſeines Zeichens ein Zuckerbäcker. Trotz der weißen und der ſchwarzen Farbe, der ſie wechſelſeitig anhingen, hatten ſie Jahre hindurch in der beſten Freundſchaft gelebt und hatten ihren Reichtum wachſen und ihre vier Kinder miteinander groß werden ſehen. Plötzlich aber wandelte ſich die gute Freundſchaft in bitterſte Feindſchaft. Und daran waren nur die vier Kinder ſchuld. Nach dem heimlichen Plan der ſorgenden Mütter ſollte Peter Fielitz die Karoline Zuſchke, Paul Zuſchke aber die Margarete Fielitz hochzeiten. Als aber der Plan öffentlich wurde, ging er auch ſchon in Stücke,

denn weder Peter Fielitz noch Paul Zuſchke, die beide nach Zunftgebrauch das Handwerk ihrer Väter ergriffen hatten, waren mit dieſer Vorausverſorgung einverſtanden.

Obſchon ſie eigentlich nichts gegen die beiden Mädchen vorbringen konnten, lehnten ſie doch das Anſinnen, ſie zu freien, ſchlankweg ab. Darüber verzankten ſich zuerſt die Mütter, dann die Väter und endlich die gehorſamen Töchter, die zu ihren Müttern ſtanden. Doch die beiden Freunde, Peter und Paul, hielten trotzdem zuſammen wie Pech und Schwefel und ließen ſich von niemandem dreinreden. Ja, ſie gerieten ſich nicht einmal in die Haare, als ſie erkannten, daß ſie beide ein Auge auf ein und dasſelbe Mädchen, nämlich auf Ulrike Liebich, des Stadtmuſikanten Tochter, geworfen hatten. Sie gaben ſich alſobald das Wort, der Ulrike Liebich die Entſcheidung zu überlaſſen, welchen ſie lieber möge, und immerdar, wie auch dieſe Wahl ausfallen würde, feſt auf ihrer Freundſchaft zu beharren.

Vorerſt aber war es noch nicht ſo weit, denn Ulrike Liebich liebte es, die Männer an der Naſe herumzuführen. Sie hatte ein Paar feurige Augen, die ſie gut zu gebrauchen wußte, verſtand ſich mit allerhand nichtigem Tand gut herauszuputzen und war erſt mit ſich zufrieden, wenn ein ganzer Schwarm Burſchen hinter ihr her war. Weil aber Peter Fielitz und Paul Zuſchke die einzigen waren, die in dieſem Schwarm treu zuſammenhielten, vermochten ſie ſich faſt immer die erſten Plätze zu ſichern.

Da kam der Sonntag Rogate und mit ihm das Schützenfeſt heran, das alles Volk durch das Niedertor

auf den Schützenanger lockte. Da wurde auf Ringel- und Mannsscheiben luſtig losgeknallt. Dazwiſchen krachten die Böller, daß einem die Ohren dröhnten. Ringsum ſtanden Buden mit allerhand Sinnesergötzungen. Um die leckeren Honigkuchen ſchwirrten Schwärme von Bienen und Weſpen. An allen Enden klapperten die Würfel, und der braune, ſchäumende Schöps, das weitgerühmte Stadtgebräu, floß ununterbrochenen Stromes aus mächtigen Tonnen in große und kleine Gemäße. An Tiſchen und Bänken und auf dem Raſen ließ ſich's die Bürgerſchaft wohl ſein. Ausgelaſſen tobte das junge Volk zwiſchen den luſtigen Buden und drängte ſich um die auf hohe Stangen geſtellten bunten Holzvögel, nach denen mit dem Bolzen geſchoſſen wurde.

Dies war das erſte Schützenfeſt, bei dem Meiſter Sielitz und Meiſter Zuſchke nicht dicht nebeneinander ſondern weit ab an zwei verſchiedenen Tiſchen ſaßen. Sie hatten ſich inzwiſchen ſo ſchwer aneinander geärgert, daß ſie ſich keinen Blick gönnten. Die Frauen zudem konnten ſich überhaupt nicht mehr ausſtehen. Nur Margarete und Karoline ſchienen den Zwiſt ſchon zu bedauern. Am meiſten aber kränkte es die beiden alten Meiſter, daß Paul und Peter durchaus nicht voneinander laſſen wollten. Die beiden, zwei treffliche Schützen, ſtanden in holder Eintracht vor dem blauen Vogel und ließen ihre Bolzen nach ihm ſauſen. Als Peter den rechten Flügel herunterſchoß, nahm Paul ſofort den linken aufs Korn und fehlte ihn nicht.

Plötzlich aber trafen ſie dauernd daneben, und dieſe Unſicherheit hatte ein und dieſelbe Urſache. Ulrike Liebich nämlich ſtand ſeitwärts vor einer Kuchenbude und

ſchwatzte freundlich mit Ferdinand Büttner, dem Walkmüller vor dem Niedertor, dem vor kurzem die alte, reiche Müllerin, bei der er zuerſt Müllerknecht und ſpäter Ehemann geweſen, geſtorben war, und der nun als junger Witwer hinter allen Schürzen her lief.

Peter und Paul erkannten die Gefahr, die ihrer Liebe drohte, warfen die Gewehre hin und rückten vereint gegen den Feind vor. Doch der dachte nicht daran, das Feld zu räumen. Je eifriger und hitziger ſie wurden, um ſo größer ward ſeine Hartnäckigkeit. Ulrike Liebich aber behagte dieſes Spiel ſo ſehr, daß ſie alles tat, um es nicht zu Ende zu bringen. Bald warf ſie dem Peter, bald dem Paul, bald dem Ferdinand Büttner einen ihrer verliebten Blicke zu; bald bedachte ſie den Ferdinand Büttner, bald den Paul, bald den Peter mit ihren liebenswürdigen Zuſagen, die nichts verſprachen und doch alles hoffen ließen.

Da quoll zum erſten Male in den Herzen der beiden Freunde die echte, unverfälſchte Eiferſucht auf, und ſie gerieten urplötzlich mit ſcharfen Worten aneinander. Dicht unter den Augen der beiden Alten, die den Ausbruch dieſes Streites mit großer Befriedigung wahrnahmen, beſchuldigten ſich die beiden Jungen des Treubruches und wären ſich ſogar in die Haare geraten, wenn ſich die Väter nicht dazwiſchen gemengt hätten, um von der Unbeſonnenheit ihrer Söhne die bürgerliche Reputation der Familien nicht beſchädigen zu laſſen. Margarete Fielitz und Karoline Zuſchke aber ſahen dem Zwiſt von ferne zu, und eine jede gönnte ihrem eignen Bruder, in dem jede den ſchuldigen Störenfried erblickte, einige derbe Naſenſtüber.

Am nächſten Morgen jedoch trafen ſich Peter und Paul wieder, diesmal auf dem Ringe und in ihrem Arbeitszeug, und nun packten ſie ſich. Schwarze oder weiße Zeichen des Kampfes erſchienen wechſelſeitig auf ihrer weißen oder ſchwarzen Gewandung. Darüber entſtand ein ſo großer Auflauf, daß ein Stadtwächter herbeikam, um Frieden zu ſtiften. Allein die beiden Streithähne hatten alle Überlegung verloren und wandten ſich nun vereint gegen dieſen ſtädtiſchen Störenfried. Doch der rief drei Kameraden zu Hilfe, und ſchon ſahen ſich die beiden Miſſetäter in den Fäuſten der rächenden Gewalt.

Der Bürgermeiſter ſaß währenddeſſen an ſeinem Tiſche und ſah auf das leere Narrenhäuſel, das ſo viel vergebliche Ausgaben verurſacht hatte, weil man keinen hatte, den man hineinſperren konnte. Da brachte der Stadtſchreiber die Meldung von dem Auflauf und von der Verhaftung der beiden Übeltäter. Aufatmend verurteilte ſie der Bürgermeiſter dazu, drei Tage im Narrenhäuſel zu ſitzen.

Und ſchon ſaßen ſie drin und machten lange Geſichter. Das Volk drängte heran und neckte und höhnte ſie nach Herzensluſt. Da nun einer dem andern die Schuld an dieſer Schmach gab, packten ſie ſich zum zweiten Male. Sofort aber begann das Gehäus zu kreiſen, ſich zu drehen und ſich immer ſchneller im Kreiſe herumzuſchwingen, weil fünfzig und mehr Hände gleichzeitig zufaßten, und wohl oder übel mußten die beiden Kämpfer voneinander ablaſſen. Draußen herrſchte übermütiges Jauchzen, drinnen verbiſſene Wut. Alſobald begann das Spiel von neuem. Das Häuſel wurde angehalten, und

sofort fuhren die beiden Kampfhähne wieder aufeinander los. Nun aber begann sich der Käfig wiederum in Bewegung zu setzen und wirbelte zuletzt so schnell herum, daß die Stangen dem Auge entschwanden. Auch die beiden Delinquenten, die sich an die Stangen klammerten, um nicht umzusinken, verblaßten allmählich in dem rasenden Schwung. Und sofort wurde er wieder gemäßigt. Da hockte denn Paul links, und Peter hockte rechts, beide ganz matt und schwindlig, und fuhren vorerst nicht aufeinander los.

„Sie müssen gestärkt werden," brüllte ein riesiger Bierschröter und ließ zwei Krüge Schöps holen.

Diese Krüge auszutrinken, trug weder Paul noch Peter irgendein Bedenken. Allein schon schwoll davon ihr Mut, und die Stichelreden der Zuschauer wirkten. Diesmal aber wurde das Häuschen zu zeitig in Bewegung gesetzt, also daß die beiden kaum Zeit hatten, in der Mitte zusammenzukommen, wo die Bewegung am geringsten war. Hier hielten sie sich nun umschlungen wie David und Jonathan, obschon sie gegeneinander gesonnen waren wie Jakob und Esau. Kaum aber hielt das Gehäus an, so fuhren sie auseinander, als hätten sie sich aneinander die Finger verbrannt.

So währte das Spiel bis an den Abend, wo sie wieder ins Rathaus abgeführt wurden. Am nächsten Morgen wartete noch viel mehr Volk auf sie, und immer neue Haufen strömten herbei. Doch Peter und Paul waren schon etwas vernünftiger geworden, um sofort aufeinander loszustürzen. Man reichte ihnen daher Schöps in Mengen, den sie nicht nur aus Verzweiflung tranken, täuschte sie durch Zurufe, daß einer den an-

dern für den Schimpfer hielt, drehte das Häuschen und ließ ſie artig gegeneinander taumeln.

Plötzlich aber ließen ſie wie auf Kommando die Arme ſinken und ſtarrten durch die Stangen. Da unten nämlich ſtand Ulrike Liebich und lachte aus vollem Halſe, das war gar kein ſchönes Lachen. Und Ferdinand Büttner ſtand neben ihr und lachte ebenfalls, und dieſes Lachen war noch viel weniger ſchön. Schon aber ſetzte ſich das tückiſche Gehäus wieder in Bewegung und drehte ſich ſo geſchwind, daß Paul und Peter nahe daran waren, die Sinne zu verlieren. Nieder hockten ſie, fielen um, ſchloſſen die Augen und fanden bald heraus, daß ſich im Liegen das tolle Kreiſeln am beſten ertragen ließ. Ja, zuletzt wurde ihnen davon und auch vom Schöps ſo wohl in der Haut, daß ſie glaubten im Himmel zu ſein. Sie achteten auf keinen Zuruf mehr und rührten ſich nicht vom Fleck. Nun verlief ſich das Volk. Sie aber ſchliefen ihren Rauſch aus, und als die Stadtwache ſie am Abend holen kam, mußten ſie erſt tüchtig gerüttelt werden, ehe ſie erwachten.

Am dritten Tage der Inhaftierung waren Ulrike Liebich und Ferdinand Büttner mit die erſten Zuſchauer. Er hatte den Arm um ihre Hüfte gelegt, zum Zeichen, daß ſie miteinander einig waren. Paul und Peter ſahen es nur zu genau und begannen ſich heftiglich zu ſchämen. Von da bis zur Verſöhnung war nur ein kleiner Schritt. Und den taten ſie auf der Stelle, reichten ſich die Hände und ſchwuren ſich ewige Freundſchaft.

Ulrike Liebich aber lachte hellauf, als ſie das ſah. Darüber erboſte ſich Peter und wollte ihr ein paar grobe Worte hinunterwerfen, allein der ſanftere Paul hin-

derte ihn daran, indem er ein Kartenſpiel aus der Taſche zog, worauf ſie nach Herzensluſt zu karnöffeln begannen. Die ganze Zuſchauerſchaft, die das Narrenhäuſel umlagerte, ſpielte mit, ſchaute ihnen in die Karten und verriet ſie, um die beiden wieder aufeinander zu hetzen. Doch alles war vergeblich, denn dieſe neue Freundſchaft hielt jedem Sturme ſtand. Zwar zankten ſie ſich zuweilen, doch nicht härter, als es ſich für rechte Karnöffler ſchickte. Ob auch die Zuſchauer noch ſo ſehr den Atem anhielten, zu größeren Tätlichkeiten kam es nicht. Alſo daß alle, die die müßige Neugier hergetrieben hatte, ſich nach und nach verliefen. Zuletzt waren nur noch Ulrike Liebich und Ferdinand Büttner da. Sie wollten beide den Triumph bis auf die Neige auskoſten. Ulrike Liebich wußte genau, warum Peter und Paul auf dem Schützenfeſt aneinandergeraten waren, und machte ſich den Spaß, ſie zu ihrer Hochzeit einzuladen.

„Ei wohl, wir werden kommen,“ rief Peter Fielitz, „ſobald ihr das Beilager hier in dieſem Käfig halten werdet!“

Darüber lachte Ulrike Liebich, allein Ferdinand Büttner wurde wütend und verſtieg ſich zu der Drohung, ſolche Läſtermäuler zu ſtopfen.

„Wären wir draußen, ſo wollten wir dir zeigen, wie das gemacht wird!“ meinte Paul Zuſchke und miſchte die Karten.

Darauf ging das neugebackene Brautpaar davon.

Allmählich brach die Dämmerung herein, und nun wagten ſich endlich Margarete Fielitz und Karoline Zuſchke an das Narrenhäuſel heran. Eine blieb rechts, die andere links ſtehen, und beide hielten ſich mäuschen-

still, denn sie waren ohne Vorwissen der Eltern gekommen, deren Feindschaft sich über die Schmach der beiden Söhne noch vergrößert hatte. Denn Meister Fielitz gab dem Paul Zuschke, und Meister Zuschke gab dem Peter Fielitz die Schuld. Die beiden Meisterstöchter aber waren entgegengesetzter Meinung, und jede schob die Schuld ihrem eignen Bruder zu. So kam es, daß sich Margarete Fielitz zu Paul Zuschke und Karoline Zuschke zu Peter Fielitz hielt.

Und Peter Fielitz erkannte zum ersten Male, daß Karoline Zuschke gar kein unebenes Weibsbild war und sich schon sehen lassen konnte, überdies hatte sie ein Paar sanfte, blaue Augen und ein freundliches Lächeln. Ungefähr dasselbe kam dem Paul Zuschke in den Sinn, als er sich die Margarete Fielitz näher besah. Kaum aber machten die Delinquenten Miene, diese ihre Wahrnehmungen den beiden Mädchen mitzuteilen und ihnen für die Freundlichkeit ihres unerwarteten Besuches zu danken, da machten Margarete und Karoline auf der Stelle kehrt und liefen spornstreichs nach entgegengesetzten Richtungen davon.

Inzwischen hatte der Bürgermeister gehört, daß sich die beiden Übeltäter wieder versöhnt hatten, hieß sie also aus dem Käfig tun und nach Hause bringen, wo sie von ihren Vätern nicht grade freundlich empfangen wurden. Und da sie zum Überfluß noch vernahmen, daß sich die beiden Jungen in ihrer tiefsten Schmach wieder vertragen gelernt hatten, wurde der Riß der Feindschaft zwischen den beiden Alten noch breiter. Also daß sich Peter Fielitz der heimlichen Absichten auf Karoline Zuschke und Paul Zuschke seiner ebenso heimlichen Hoffnungen

auf Margarete Fielitz wohl oder übel entſchlagen mußten. Aber ſie hielten zuſammen und ſtanden vereint gegen die Spötter, deren Zahl nicht gering war. Wenn es jedoch etwas auszurichten gab, um die Läſtermäuler zu ſtopfen, ſo wurden abgelegene Gaſſen und die tiefe Nacht gewählt, wo alle Katzen grau waren.

Das Narrenhäuſel aber blieb leer, denn Ulrike Liebich machte mit Ferdinand Büttner in der Pfarrkirche Hochzeit. Sie hatte nicht nur ein großes Gefolge ſondern auch einen langwallenden Brautſchleier, dieweil der Bräutigam weidlich geerbt hatte und was draufgehen laſſen konnte.

Doch die Ehe ſchlug nicht gut an. Beide Eheleute wollten es nach der Hochzeit genau ſo treiben wie vorher. Ferdinand Büttner wollte wie vordem Hans Dampf in allen Gaſſen ſein, worüber ſich Ulrike mit Unrecht erboſte, dieweil ſie noch immer ihre lockeren Augen im Kreiſe herumgehen ließ. Und anſtatt ihn mit Milde und Sanftmut an ſich zu feſſeln, begann ſie zu keifen wie eine böſe Sieben. Und Ferdinand Büttner, anſtatt ihr gute Worte zu geben und ihr die verſprochene Treue zu halten, fing an zu poltern und zu grobianen, daß der Friede für immer aus der Walkmühle floh. So ging es ein paar Monate und ein halbes Jahr, aber nicht viel länger. Die Nachbarn wurden eingeweiht, bis die Schande des Walkmüllerpaares ſtadtbekannt war. Ohne Scheu und Scham ſchalten ſich die beiden vor aller Welt auf der Straße und gerieten ſich am Morgen nach dem Schützenfeſt ſo derb in die Haare, daß es wiederum auf dem Ringe einen Auflauf gab und die Stadtwache einſchreiten mußte.

An dieſem Tage ſaß der Bürgermeiſter wieder an ſeinem Tiſche und ſah auf das leere Narrenhäuſel. Einſam und traurig ſtand es da, und keiner mochte es drehen, weil niemand darin ſaß. Da brachte der Stadtſchreiber die Meldung vom Auflauf und der Verhaftung der Büttnerſchen Eheleute. Wohlgemut verurteilte ſie der Bürgermeiſter auf der Stelle dazu, drei Tage im Narrenhäuſel zu ſitzen.

Und ſchon ſaßen ſie drin und machten lange Geſichter. Wieder lief das Volk herbei und neckte und höhnte ſie nach Herzensluſt. Beſonders waren es die ledigen Burſchen, die ſich herzudrängten, um das Häuſel zu drehen. Aber es kam nicht recht in Schwung, denn der Zapfen war eingeroſtet. Fürchterlich aber war ſein Gekreiſch und rief immer neue Zuſchauer herbei.

Auch Peter und Paul kamen heran, um Ulrike den vorjährigen Spott heimzuzahlen. Als ſie ſie aber verbiſſen und trotzig und jeder Schönheit bar im Käfige ſtehen ſahen, hielten ſie ihre Scheltworte zurück. Ferdinand Büttner wütete währenddeſſen gegen die Stangen, ohne jedoch mehr zu ernten als das Gelächter der Gaſſenbuben. Dann fielen die beiden Eheleute mit Zanken übereinander her. Peter und Paul wandten ſich ab, und jeder von ihnen ſah im Gedränge die Schweſter des andern ſtehen, und beide erkannten plötzlich, daß die Schweſter des Freundes viel ſchöner ſei als Ulrike Liebich jemals geweſen war. Darum ſagten ſie es ihnen ohne Umſchweife auf den Kopf zu. Doch Karoline und Margarete wollten davon durchaus nichts hören und ſchalten auf die böſe Frau, indem ſie den Ferdinand Büttner in Schutz nahmen. Darüber regte

ſich ſofort den Argwohn der beiden Brüder, und ſie ſchoben dem Manne die meiſte Schuld zu, indem ſie die Frau in Schutz nahmen. Darüber wurden die beiden Mädchen eiferſüchtig und bezeugten offen ihren Unwillen.

„So könnten ſie ſich doch jetzt wenigſtens vertragen!“ meinte Margarete Fielitz empört.

„Für ein Ehe, die nicht halten will,“ erwiderte Paul Zuſchke, „taugt das Häuſel eben nicht.“

„Aber um eine alte Freundſchaft wieder einzurenken!“ fragte Karoline Zuſchke, um ihn zu necken.

„Und um eine neue zu gründen!“ rief Peter Fielitz fröhlich, ſchloß ſie in die Arme und küßte ſie.

Ebenſo tat Paul Zuſchke mit Margarete Fielitz. Da das Gedränge ſehr arg war, konnten ſich die beiden Mädchen nicht wehren und mußten es dulden.

Darauf gingen die vier miteinander auf die Züchnergaſſe und ſtanden bis ſpät in die Nacht vor den Haustüren, um voneinander Abſchied zu nehmen. Am nächſten Morgen verſöhnten ſich die beiden Mütter. Und ſchon am Abend gingen die beiden alten Meiſter zuſammen in den Ratskeller auf einen Schoppen Schöps und ärgerten ſich weidlich, daß ſie mit der Verſöhnung ſo lange gewartet hatten.

Ulrike aber entſprang mit einem Badergeſellen. Der Walkmüller ließ ſie laufen, verkaufte ſein Geweſe und machte ſich nach der andern Seite der Welt davon.

Mit einer Doppelhochzeit auf der Züchnergaſſe wurde aus der neugegründeten Freundſchaft eine unzerreißbare Verwandſchaft.

Seitdem diente das Schweidnitzer Narrenhäuſel nur

noch für Klatſchbaſen, Landſtreicher und Tagediebe. Denn Freunde und Ehegatten gerieten ſich nie wieder in die Haare, wenigſtens nicht auf dem Ringe. Und ſo ſoll es in Schweidnitz geblieben ſein bis auf den heutigen Tag, obſchon das Narrenhäuſel längſt in Trümmer gegangen iſt.

Die Kammerjungfer des Grafen Maltzan

Im Jahre 1681 ſchickte der Kaiſer Leopold den Grafen Pudenzian von Maltzan als Kommandanten nach Namslau, wo er ſich im Schloſſe, das den Landſtänden als Haus diente, einquartierte. Schon an ſeinen brandroten Haaren ſah man, daß er ganz aus der Art geſchlagen war. Obwohl er keinen Heller beſaß, trat er doch gar herriſch auf und machte aus ſeiner Verachtung, mit der er das Bürgerpack bedachte, kein Hehl. Und die eingeſchüchterten Namslauer, die einen recht betagten Bürgermeiſter hatten, ließen den hochedlen Grafen ſchalten und walten, wie es ihm beliebte.

Nachdem er ſo durch allerhand heimliche Untreuen und offne Übergriffe ſeine Stellung genügend befeſtigt hatte, gedachte er ſich zu verheiraten, obſchon das gar nicht ſo nötig war. Denn er hatte bei ſich im Schloſſe die Jungfrau Ludmilla Tobarskin wohnen, ein ſchönes, anſehnliches Weibsbild, das er in Kaulwitz, als er bei dem dortigen Herrn von Hohenhauß zur Jagd geweſen war, aufgegriffen und mitgenommen hatte. Trotzdem gelang es ihm, eine reiche, adlige Dame aus Mähren, die von dem Vorhandenſein der Ludmilla nichts wußte und obendrein mit Goldgulden und Landgütern reich geſegnet war, zu betören, daß ſie ſeine Hand annahm. Mit großem Gepränge zog ſie in Namslau ein, und der edle Pudenzian von Maltzan wußte ihr ſehr ge-

ſchickt die Ludmilla Tobarskin als Kammerjungfer aufzuſchwatzen.

Doch die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Die Gräfin reiſte eines Tages in ihre Heimat und ließ ſich durch nichts bewegen, wieder nach Namslau zurückzukehren. Die Gerüchte, die darüber durch die Stadt liefen, waren nicht ſehr ſchön, aber es blieb bei dieſen Gerüchten, denn mit dem Grafen war nicht zu ſpaßen.

Da jedoch dieſer Zuſtand nicht länger zu ertragen war, wurde am nächſten Aſchtage Severin Morgenbeſſer zum Bürgermeiſter gewählt; der war jung und von friſchen Kräften und ließ auch nicht mit ſich ſpaßen. In ſeinen Händen lag das Wohl der Stadt in treuer Hut, und er ſchwur, nicht eher zu raſten, bis er der Tyrannei des Maltzan, die ſchwer auf der ganzen Stadt laſtete, ein Ende gemacht hätte.

Ludmilla Tobarskin war bei dem Grafen zurückgeblieben, und alles Volk verwunderte ſich darüber, dieweil ein Graf, dem die Frau entſprungen war, doch keine Kammerjungfer mehr brauche. Severin Morgenbeſſer harrte zunächſt ein Weilchen, um dem Grafen Gelegenheit zu geben, ſeine Kammerjungfer auf gute Manier heimzuſchicken. Doch das geſchah nicht, vielmehr wurde das Benehmen der Ludmilla ſo frech und herausfordernd, daß ſich die Bürgerſchaft allzumal entſetzte.

Da kam aus Kaulwitz Ernſt Schirmek, ein braver, täppiſcher Bauernburſche, der aber ſonſt ein gutes Herz hatte, nach Namslau gelaufen und fragte nach der Ludmilla Tobarskin, die ihm ſchon vor Jahren ein Eheverſprechen gegeben, ſich aber ſeiner nun ganz entſchlagen

hätte, weil es ihr beſſer dünkte, die Gräfin zu ſpielen. Darum auch wurde ihm im Ständehaus kein freundlicher Empfang zuteil. Zwar war der Graf wieder einmal zu ſeinem guten Freunde, dem Herrn von Hohenhauß, nach Kaulwitz geritten, doch die Ludmilla Tobarskin wußte den wackren Kommandanten gar gut zu vertreten. Sie wies dem bäuriſchen Bräutigam kurzerhand die Tür und ließ ihn, weil er vor Schreck und vor Verwunderung über die feinen Kleider, die Ludmilla trug, dieſe Aufforderung überhörte, durch den Wachtpoſten unſanft auf die Straße befördern.

Allein Ernſt Schirmek zeigte eine viel größere Hartnäckigkeit, als einem Kaulwitzer zuzutrauen war. Stracks ging er aufs Rathaus und flehte um die Hilfe des Rates. Severin Morgenbeſſer, der Bürgermeiſter, ſchwankte nicht lange, ergriff die günſtige Gelegenheit und lud die Ludmilla vor den Rat, obſchon ſie als Bewohnerin des Schloſſes nicht der ſtädtiſchen Gerichtsbarkeit unterſtand.

Aber ſie erſchien trotzdem, offenbar weil ſie ſich die günſtige Gelegenheit, dem neuen Bürgermeiſter recht gründlich die Wahrheit zu ſagen, nicht entgehen laſſen wollte, gab auf ſeine wohlerwogenen Fragen nur ſchnippiſche Antworten und gönnte dem Ernſt Schirmek nicht einen einzigen Blick.

„Hat Sie dieſem Manne ein Eheverſprechen gegeben!“ fragte der Bürgermeiſter und wies auf den braven Kaulwitzer.

„Kann ſchon ſein!“ erwiderte ſie verachtungsvoll und rümpfte die hocherhobene Naſe wie eine richtige Gräfin.

Darauf wandte sie sich zur Tür und wollte hinaus. Allein auf den Wink des Bürgermeisters vertrat ihr der Stadtdiener den Weg. Da begann sie zu schreien und zu weinen und sich höchst ungebührlich zu benehmen. Severin Morgenbesser ließ sich dadurch nicht rühren. Jedoch Ernst Schirmek tat das weiche Herz weh, als er sie in solchen Ängsten sah, und versuchte sie zu beruhigen. Doch sie stieß ihn voll Abscheu zurück. Da wandte er sich denn an den Bürgermeister und bat ihn, die Ludmilla Tobarskin nicht länger zu kränken und sie nicht etwa einzusperren, sondern ihr Zeit zu lassen, bis sie andern Sinnes würde, dieweil er gesonnen sei, sich bis dahin zu gedulden.

In diesem Augenblick riß der Kommandant die Tür auf und stürzte herein, die Reitpeitsche in der Hand.

„Was geht hier vor!“ schrie er wild, das Gesicht brandrot wie seine Haare.

„Auf diese Frage zu antworten, stehet mir nicht zu,“ erwiderte Severin Morgenbesser ruhig. „So aber der Herr Kommandant seine Neugier nicht zu zügeln vermag, so will ich es tun: Es wird hier gegen die Ludmilla Tobarskin verhandelt, die angeklagt ist, ein Eheversprechen gegeben zu haben, das sie nicht einlösen will.“

Der Graf griff sich an die Stirn, überlegte einen Augenblick und ging dann mit der Reitpeitsche gegen Ernst Schirmek vor, der sich sofort hinter den Ratsdiener in Sicherheit brachte.

„Du verdammter Bauernlümmel!“ schrie der Graf und fuchtelte mit der Peitsche überaus gefährlich hin und her.

Der Bürgermeiſter machte den Kommandanten auf das Ungehörige und Würdeloſe eines ſolchen Benehmens aufmerkſam und gab ihm recht deutlich zu verſtehen, daß man auf ſeine Mitwirkung bei der Verhandlung gerne verzichten könne. Da ſteckte der Graf die Reitpeitſche weg und griff die Ludmilla bei der Hand.

„Du kommſt mit!“ rief er und riß ſie zur Tür. „Du haſt keinen andern als mir Rede und Antwort zu ſtehen.“

Da konnte der Bürgermeiſter nichts anderes tun, als den Grafen mit ſeiner Kammerjungfer davonziehen zu laſſen und Ernſt Schirmek auf die Zukunft zu vertröſten und wieder nach Kaulwitz zu ſchicken. Und ſo blieb alles beim alten bis auf des Kommandanten Zorn, der ſich nun im verſtärkten Maße gegen die Stadt richtete. Zwar hütete er ſich, des Bürgermeiſters Übergriff, der aus der Vorladung der Ludmilla deutlich zu erſehen war, dem Königlichen Amt in Prag zur Kenntnis zu bringen, denn dann wurde die Sache genau unterſucht, und es konnte leicht der Wiener Kanzlei zu Ohren kommen, daß ſich der Namslauer Kommandant von einer Kammerjungfer bedienen ließ. Und in ſolchen Dingen verſtanden Ihro Majeſtät mit der dicken Lippe keinen Spaß. Dafür aber rächte ſich Pudenzian von Maltzan an den Namslauern auf eine andere Weiſe. Er ließ die Wälle rund um die Stadt und den großen Zwinger mit dicken Bohlen verplanken, alſo daß die Bürgerſchaft nur durch die vier Tore und die enge Mühlenpforte mit der Umgegend in Verbindung treten konnte. Eine Beſchwerde des Rates bei dem Breslauer Oberamt, das dafür zuſtändig war, half nichts,

denn dort hatte der Graf mächtige Gönner ſitzen. Ja, das Oberamt verfügte ſogar, daß die Stadt nicht nur die Koſten der Umzäunung tragen, ſondern auch dem Kommandanten jährlich einhundert Gulden daraufzahlen müſſe, um ihm die durch dieſe Verplankung erwachſenen Schäden und Behinderungen zu vergüten.

Severin Morgenbeſſer zahlte das Geld mit der linken Hand aus und ballte die rechte im Stadtſäckel.

Von der Ludmilla Tobarskin aber bekam man immer weniger zu Geſicht. Zuletzt ließ ſie ſich überhaupt nicht blicken. Und nach Verlauf von einigen Monaten meldete die Hebamme dem Rat, daß die Ludmilla Tobarskin im Schloſſe von einem geſunden Knäblein entbunden worden ſei. Sofort ſchickte der Rat dreißig Mann aus, um die Kammerjungfer abzuholen und ſechs Wochen ins Stockhaus zu ſperren, wie es die Gerechtigkeit verlangte.

Pudenzian von Maltzan war von dieſem zahlreichen Beſuch anfänglich ſehr überraſcht, begann dann zu toben, weil der Rat wiederum ſeine Befugniſſe überſchritten hatte, mußte aber ſchließlich gute Miene zum böſen Spiel machen, da durch dieſe Aktion des Rates der erfreuliche Zuſtand der Ludmilla ſtadtkundig geworden war. Wollte er ſich nicht in den Verdacht der Mitſchuld bringen, mußte er nun die Ludmilla ſelbſt ins Stockhaus ſchicken. Die aber nahm dieſes Anſinnen ſehr übel auf und ſchalt ihn, trotz ihrer Schwäche, ſo heftig, daß die dreißig Mann, die vor der Tür ſtanden und warteten, ſich einer großen Heiterkeit nicht erwehren konnten. Mit Bitten und Verſprechungen und allerhand ſchönen Redensarten brachte der Graf die Lud-

milla endlich dahin, daß ſie ſich mit der Überſiedelung einverſtanden erklärte. Nun zogen die dreißig Mann ab, und bald darauf wurde die Ludmilla in der Kutſche des Kommandanten zum Stockhaus gebracht, wo man ihr die beſte Stube gab, ſie gut verpflegte und ihr und dem Kindlein nichts abgehen ließ.

Der Kommandant aber ſetzte alle Hebel in Bewegung und veranlaßte die Namslauer Landſtände, gegen den Rat zu remonſtrieren, weil er das Landeshaus gröblich beſchimpft hätte. Der Rat jedoch wies nach, daß der Kommandant ſelbſt die Beſchimpfung des Standeshauſes durch die Ludmilla Tobarskin geduldet habe. Nun hütete ſich der keuſche Graf wohl, an die Sache weiter zu rühren. Doch Severin Morgenbeſſer ging ihm heftiger zu Leibe.

Als die Ludmilla Tobarskin wieder bei Kräften war, wurde ſie befragt, wer der Vater des Kindes ſei. Da gab ſie nach langem Drängen und vielem Zögern den Ernſt Schirmek aus Kaulwitz an. Den ließ der Rat holen, vereidigte ihn und legte ihm die Ausſage vor.

„Ach, Herr Bürgermeiſter," ſeufzte der brave Kaulwitzer, „ich möcht's ja ſo gerne geweſen ſein, aber ich bin's doch halt nicht geweſen. Und wenn ſie jetzt wollte, ich nehm ſie noch trotz des Kindleins."

Sonach war erwieſen, daß Ernſt Schirmek zu Unrecht beſchuldigt worden war. Nun war guter Rat teuer, denn die Ludmilla Tobarskin blieb immerdar trotzig und verſtockt. Zwar gab ſie endlich zu, daß ſie den Ernſt Schirmek in ihrer Angſt zu Unrecht beſchuldigt hätte, doch den Namen des rechten Vaters wollte oder konnte ſie nicht herausſagen.

Da kam Bernhard Blaſchke, der Stadtſchreiber, auf den klugen Einfall, das Kindlein als das Corpus delicti näher zu beſchauen, ob es nicht durch irgendwelche beſondere Eigenſchaften, die es an ſich hätte, auf den vermutlichen Vater ſchließen ließe. Sofort wurde das Kindlein herbeigeholt und von dem Stadtmedikus mit der Lupe aufs genaueſte unterſucht. Wie er aber auf dem kleinen Schädelchen forſchte, es fand ſich darauf nicht die Spur eines Härchens. Darum wurde die Unterſuchung auf einige Zeit hinausgeſchoben. Doch ſchon nach zwei Wochen glaubte der Stadtmedikus die Behauptung mit ſeiner Gewiſſenhaftigkeit vereinigen zu können, daß die Haare des Kindes ganz genau ſo brandrot ſeien wie die des Kommandanten von Maltzan. Das ſprang wie ein Flugfeuer durch die ganze Stadt, und der Graf fand es für geraten, auf einige Zeit nach Breslau zu verſchwinden, um bei dem Oberamt perſönlich eine Klage gegen den Rat wegen verleumderiſcher Beleidigung anhängig zu machen. Auch der Landſchreiber lief davon, weil ihm der Boden zu heiß wurde. Dies geſchah etwa vier Wochen vor Oſtern. Und am Sonntag Lätare ſangen die Kinder, als ſie wie üblich mit buntgeſchmückten Tannenreiſern von Haus zu Haus zogen, auch einen Spottvers auf den Kommandanten:

„Pudenzian, Pudenzian
Was geht dich die Ludmilla an!
Wir kommen um einen Kuchen,
Willſt du ſie nicht beſuchen!
Wo biſt du denn, Herr Kommandant,
Biſt du nach Breslau durchgebrannt!“

Nun glaubte der Rat außerdem die Gewißheit zu ha-

ben, daß der Kommandant die Landeskaſſe ſchlecht geführt hätte, und erwirkte von Prag einen königlichen Befehl, gegen das verſchloſſene Ständehaus vorgehen zu dürfen. Eines Tages rückten nun der Stadtſchreiber und ein Schloſſer, die beide durch vier rieſige Bierſchröter beſchützt wurden, gegen das Schloß vor. Es wurden die Zimmer des Kommandanten und die Räume, in denen der Landſchreiber gewohnt hatte, mit Gewalt erbrochen, nnd die Amtskaſſe und die Laden, in denen die königlichen Amtsdepoſita ruhten, aufs Rathaus fortgeführt, daſelbſt ſorgfältig geprüft, wobei die groben Unregelmäßigkeiten und Unterſchlagungen, die der Rat vermutet hatte, ans Licht kamen, und dem königlichen Amt in Prag mit Umgehung des Oberamtes zu Breslau Bericht erſtattet.

Doch dieſes Amt, das dem Kommandanten noch immer die Stange hielt, remonſtrierte nachdrücklichſt zu deſſen Gunſten.

Nun griff der Rat zum letzten Mittel und verhörte die Ludmilla noch einmal, drohte, ihr das Kind fortzunehmen, was aber weiter keinen Eindruck auf ſie machte, führte ihr endlich den Meiſter Henker mit dem Schwerte vor, worüber ſie wohl ein heftiges Zittern überkam, und ſchreckte ſie mit der Ausſicht auf die peinliche Frage. Doch den Namen, den man von ihr hören wollte und mußte, brachte ſie nicht über die Lippen.

Da verfiel der Rat darauf, den Ernſt Schirmek zu Hilfe zu rufen, um es noch einmal in Güte zu verſuchen. Und dieſer brave Bauersmann brachte es zuſtande, daß ſie die Wahrheit zu bekennen verſprach. Er ſagte ihr zu, alles zu verzeihen und alles zu vergeſſen, ſie als

ſeine Frau nach Kaulwitz mitzunehmen und das Kindlein als eigen anzuerkennen.

Durch ſoviel Güte beſiegt, ließ ſie von ihrem Trotz und geſtand, daß der Vater des Kindes der Kommandant von Maltzan ſei. Darauf wurde ſie ungekränkt entlaſſen, mußte aber ſchwören, die Stadt ſofort und für immer zu meiden, was ſie auch tat.

Inzwiſchen hatte ſich Pudenzian von Maltzan an den Kaiſer gewandt, und den Namslauer Rat wegen der peinlichen Frage an die Ludmilla Tobarskin und wegen der Wegnahme der Landeskaſſe und deren Erbrechung verklagt. Leicht war es dem Rat, ſich zu entlaſten, indem er die Ausſage der Ludmilla Tobarskin der kaiſerlichen Kanzlei zur Kenntnis brachte. Und grade jetzt, wo Severin Morgenbeſſer dachte, den Fiſch im Netz zu haben, entſchlüpfte er ihm unter den Händen.

Die Ludmilla Tobarskin nämlich war mit Ernſt Schirmek wieder nach Kaulwitz gezogen und ſtand nun unter der Gerichtsbarkeit des Herrn von Hohenhauß, der es aus Freundſchaft für den Grafen zuwege brachte, daß die Ludmilla Tobarskin ihre Ausſagen von Grund aus widerrief. Ernſt Schirmek, der vorerſt noch überglückliche Ehemann, wurde von ihr und von dem Herrn von Hohenhauß leicht dazu beſtimmt, ſtille zu ſein.

Nun ging es dem Namslauer Rat an die Nieren, denn der Kommandant beſchuldigte ihn der Zeugenbeeinfluſſung, der Bedrohung und der Nötigung. Die Advokaten aber rieben ſich heimlich die Hände und verſäumten nichts, die Sache noch mehr zu verwirren. Vier Jahre lang ging das hin und her, herüber und hinüber, bis keiner mehr wußte, wo das Recht und wo

das Unrecht war. Und dem Kommandanten von Maltzan wäre es um ein Haar noch gelungen, in dieſem Streite obzuſiegen, wenn der brave Ernſt Schirmek nicht geweſen wäre.

Seine Ehe mit Ludmilla Tobarskin wollte nämlich trotz des guten Beginns nicht recht weitergehen, dieweil ſich da hinein nicht nur der Herr von Hohenhauß ſondern auch der Graf von Maltzan, der gar oft nach Raulwitz kam, ſehr gründlich zu mengen vermaß. Der Ludmilla, die ſich dergeſtalt gleich von zwei hochgebornen Seiten hofiert ſah, wuchs der Hochmut ſo ſehr, daß ſie den Ernſt Schirmek überhaupt nicht mehr als Ehemann reſpektierte. Außerdem ärgerte er ſich ſchwer über das heranwachſende, rothaarige Gräflein, das all ſeinen Erziehungsverſuchen hartnäckigen Widerſtand leiſtete. Und darum kam Ernſt Schirmek, als er ſich nicht mehr zu helfen wußte, nach Namslau gelaufen und bezeugte dem Rat unter Eid, daß die erſte Ausſage der Ludmilla, trotz des Widerrufs, zu Recht beſtände, und daß das Kind ſchon jetzt in ſeiner zarten Jugend genau ſo raube, ſtehle, lüge und die Leute betrüge und verderbe wie ſein hochgeborner Erzeuger, der Kommandant von Maltzan.

Darauf ging Ernſt Schirmek wohlbefriedigt nach Hauſe, wies der widerſpenſtigen Ludmilla ſeine braven Bauernfäuſte, und alſobald zog ein Frieden in die Ehe ein, wie er nie zuvor darinnen gewohnt hatte.

Auf Grund der Ausſage des Ernſt Schirmek gewann der Namslauer Rat endlich den Prozeß und durfte ihn auch bezahlen, da die Pfändung der Maltzanſchen Sachen nur zweihundert Taler ergab. Sie waren

nämlich dem Herrn von Hohenhauß auf Kaulwitz für fünfhundert Taler verſetzt worden.

Severin Morgenbeſſer wandte ſich vergeblich an das Breslauer Oberamt, um einen Beitrag zur Deckung der Koſten zu erhalten. Es kam vielmehr von dort der Vorſchlag, es noch einmal mit dem von Maltzan als Kommandanten zu verſuchen. Darauf erwiderte der Rat, die Namslauer würden dem keuſchen Maltzan, ſofern er wieder in die Stadt käme, alle Ehre widerfahren laſſen, deren er würdig ſei.

Darum überlegte ſich der Graf die Sache und kam nicht wieder. Vielmehr ſuchte er beim Kaiſer, der ſich damals in Linz aufhielt, perſönlich um einen beſſeren Poſten nach. Eine ſolche Unverfrorenheit war ſogar dieſem gemütlichſten aller deutſchen Kaiſer zu arg. Er ließ ihn kurzerhand arretieren, durch Dragoner nach Glatz und von da nach Breslau bringen, wo er auf dem „Blauen Himmel" in Arreſt geſetzt wurde. Nun mußten ihn auch ſeine hohen Gönner im Oberamte fallen laſſen, was ſie ſo nachdrücklich taten, daß ſie ihm gute Gelegenheit zur Flucht gaben. Die benutzte er auf der Stelle, und was aus ihm geworden iſt, das mag der Teufel wiſſen.

Namslau aber bekam in Friedrich von Rothenheim einen neuen Kommandanten. Das war ein alter Junggeſelle, der keiner Kammerjungfer Unterſtand zu gewähren brauchte, ein freundliches, umgängliches Weſen hatte und den Rat in Frieden ließ.

In Kaulwitz aber wuchs unter der Zucht und Vermahnung Ernſt Schirmeks das rothaarige Gräflein auf, und daß es trotz ſeiner Abſtammung noch ein brauch-

barer Bauernknecht wurde und ordentlich hinter dem Pfluge herzugehen lernte, daran war nur ſein braver Ziehvater Schuld.

Rübezahl als Laborant

I

Am Pankratiusabend des Jahres 1617 flohen aus Prag wegen eines Duells zwei deutſche Studenten der Medizin, Salomon Taſchner und Nicolaus Zölfel, ſein Sekundant. Auf Umwegen ſtrebten ſie nach Schleſien, wo ſie ſich verborgen halten wollten, bis die Gefahr vorüber ſein würde. So kamen ſie am zweiten Pfingſttag in den Aupagrund und ſchickten ſich an, zum Rieſenkamm hinaufzuklimmen, deſſen dicke Schneedecke unter dem warmen Südwinde ſchmolz. Mit mächtigen Griffen packte er die ſtolzen Kronen der vielhundertjährigen Tannen. Doch man hörte ihr Rauſchen nicht, denn brauſend, ziſchend und dröhnend riſſen die Waſſer des hochangeſchwollenen Baches das grobe, polternde Geröll zu Tal. Allerorten dufteten würzig die Frühlingsblumen und Kräuter, die jung und friſch der fetten Waldkrume entſproßten. Die Sonne ſtand im Abend, und ſchon vergoldeten ihre Strahlen den runden Scheitel der Rieſenkoppe, die ſich immer drohender vor den Flüchtlingen aufreckte.

„Ein verteufelter Weg!“ rief Salomon ungeduldig.

„Hilft nichts!“ tröſtete ihn der bedächtigere Freund. „Nur voran, wir müſſen die Herberge noch erreichen!“

Bald darauf verloren ſie den Pfad, liefen eine Stunde in der Irre und machten ſich ſchon darauf gefaßt, die Nacht im Freien zubringen zu müſſen, als ſie in der ſinken-

den Dunkelheit zwiſchen den Knieholzſtauden einen kleinen Mann herumhüpfen ſahen, der mit einem langen Meſſer in der Erde herumwühlte und dabei allerhand ſonderbare Hantierung pflog.

„He! Hallo!“ riefen ſie ihn an und winkten.

Der Kleine ſtutzte und kam mit trippelnden Sprüngen näher. Außer dem Meſſer war er mit einer Brille bewehrt und einer Jagdtaſche, die bis an den Rand mit Wurzeln und Kräutern gefüllt war. Trotz ſeines wunderlichen Ausſehens faßten die beiden Studenten Zutrauen zu ihm, weil er ſie lateiniſch anredete. Und da er ein rechter Schleſier war, blieb er nicht dabei, ſondern erzählte auch ganz geſchwind, daß er der Arzneiwiſſenſchaft Doktor Sebaldus Pfohlius aus Hirſchberg ſei und ſich hier mit eigner Hand die heilkräftigen Herbae und Radicis ſammle, dieweil ſie auf der böhmiſchen Seite eher hervorkämen als auf der ſchleſiſchen, die nach Norden liege. Nun erſt, da ſie ihn ſo offenherzig fanden, überwanden ſie ihre Scheu und geſtanden ihm, was ſie auf dem Kerbholz hatten. Er bezeigte ſeine unverhohlene Freude darüber, daß ihm der Zufall zwei junge Kollegen zugeführt hatte, lachte über ihre Furcht vor den Prager Stadtknechten und brachte ſie zur Bendelbaude, wo er ſich eingemietet hatte und wohin ſie auch wollten. Sie lag, ein niedriges, ſchindelgedecktes Holzhaus, an der Grenze des Knieholzgürtels auf einer grünen Wieſenmatte. Ein gewaltiges Herdfeuer, in dem die harzigen Tannenknorren krachten, durchwärmte und erleuchtete den niedrigen Raum. Die alte Wirtin brachte einen Krug heißen Würzwein und füllte die Becher. Schweigend hob der Doktor den ſei-

nen, neigte ſich feierlich gegen das dunkle Fenſter und trank ihn langſam leer.

„Was ſind das für Sitten?“ fragte Nicolaus neugierig.

„Das galt dem Herrn Johannes!“ flüſterte der Doktor faſt furchtſam. „Er iſt der Herr dieſes Gebirges, und man tut gut, ihn nicht zu erzürnen, wenn man in ſeinem Revier iſt. Er iſt ein gar mächtiger Herr, dem Wind und Wetter gehorſam ſind. Er kann durch die Luft fahren wie ein Gewitterſturm und gehet unter den Bergen wie ein Erdbeben!“

„Ein Nekromant!“ ſuchte Salomon das Rätſel zu raten.

„Mitnichten!“ fiel ihm der Doktor eifrig ins Wort. „Er iſt kein ſterblicher Menſch, ſondern ein unſterbliches Weſen, das nicht ſelig werden kann, dieweil es keine Seele hat.“

„Alſo ein Geſpenſt!“ rief Nicolaus.

„So mögt Ihr es nennen!“ gab der Doktor zu, rückte näher, duckte ſich über den Tiſch und fuhr leiſer und eindringlicher fort. „Damit ihr aber wißt, wer ſich dahinter verbirgt, ſo vernehmt, es iſt niemand anders als der alte Wuotan, dem früher Erde und Himmel untertan waren. Aber er hat vor dem heiligen Evangelium fliehen müſſen, bis er hier oben eine bleibende Stätte gefunden hat. Denn ſeine Macht geht nur ſo weit, als er die Glocken nicht hört. Sobald er nämlich in ihren Bannkreis kommt, fällt alle Kraft von ihm ab, und er vermag nicht mehr zu verrichten als ein anderer Menſch. Doch hat er damals noch ſehr viele Leute beunruhigt und hart geneckt, weil ſie von ihm

abgefallen waren, bis Anno 990 der heilige Adalbert von Prag nach Gneſen zog und über das Gebirge kam. Den beſchworen die Leute, die hier in den Tälern wohnten, den Geiſt zu bannen. Und der fromme Biſchof tat's und verſchloß ihn in eine Höhle drüben im Rieſengrunde, wo er jetzt noch ſchläft."

„Proſit!" rief Salomon und ſchwang den Becher. „So mag er ſchlafen bis zum jüngſten Tag!"

„Mit Verlaub!" mahnte der Doktor. „Er iſt zwar eingeſchloſſen, doch er darf alle einhundertſechs Jahre daraus hervorgehen an elf Monde lang und weiter ſeine Macht beweiſen. Danach aber muß er wieder in ſeine Höhle zurück."

„Einhundertſechs Jahre!" ſprach Nicolaus, dem ſolche Probleme beſſer lagen als ſeinem leichtblütigen Genoſſen und rechnete nach. „So mag's noch an die fünfzehn Jahre dauern, bis er wiederkommt."

„Ganz recht habt Ihr!" beſtätigte der Doktor kopfnickend. „Anno 1032 wird es wieder an der Zeit ſein. Geb's Gott, daß ich's erlebe. Hat er doch voriges Mal, Anno 1520 mit meinem Großvater zu Hirſchberg gegeſſen im goldnen Löwen und ihm bei dem Becher ſein Leid geklagt. War angetan wie ein Junkherr, der zur Jagd geht, und hat ihm unermeßliche Schätze geboten für ſeine Seele. Doch mein Großvater hat ſich nicht auf den Handel eingelaſſen."

Hier ſchwieg der Doktor plötzlich.

„Ei, ei!" rief Salomon, deſſen Aufmerkſamkeit wach geworden war. „Herr Doktor, was ſäumt Ihr ſo lange. Iſt das Euer ganzes Wiſſen von ihm?"

„Anno 1314," fuhr Sebaldus Pfohlius nachdenklich

fort, „als er zum dritten Male aufwachte, mußte er die Hoffnung, jemals wieder zur Herrſchaft zu gelangen, fahren laſſen. Denn rings um das Gebirge herum waren die Kirchen aufgegangen wie eine Saat. Und wenn er ſich nur ein wenig vom Kamme herunterwagte, klangen ihm die Ohren von den vielen Glocken, die morgens, mittags und abends zur Meſſe riefen. Doch er ließ ſich nicht von ihnen locken. Da er nun aber der Seligkeit teilhaftig werden wollte, raubte er die Tochter des Herzogs von Ratibor, die grade durch ſein Revier reiſte. Doch ſie wußte ihn zu überliſten und entfloh, während er die Rüben zählte. Davon iſt auch der Ekelname an ihm hängen blieben, den er nicht hören mag."

„Welcher Name?" fragte Salomon eifrig.

„Rühret nicht daran!" warnte der Doktor. „Denn wenn ich ihn nennete, ſo könnte es ſein, daß er hier hereinführe und uns Schaden täte an Leib und an der Seele."

„Dies iſt ein Widerſpruch!" warf Nicolaus ein. „Wenn er in ſeiner Höhle ſchläft, ſo kann er doch nicht hier hereinfahren!"

„So ſcheint's!" gab der Doktor zu. „Wer aber will das Weſen eines Geſpenſtes bis auf den Grund erforſchen. Vielleicht ſind ihm Geiſter untertan, deren er ſich bedient. Genug, es ſtehet feſt, daß er ſolche Beleidigungen grimmiglich rächt. Und darum iſt es gut, daß ihr dieſen ſeinen Namen nicht wißt. Denn gar mancher hat ſeine Vermeſſenheit, den Geiſt zu zitieren, bitterlich gebüßt. Drum hört weiter. Als er Anno 1420 erwachte, ſah er alle Kirchen rings um das Gebirge in Flammen und Rauch aufgehen. Das waren die Huſſiten. Von den

Bauern, die ſich in die Wälder geflüchtet hatten, erfuhr er, daß ſich die böhmiſchen Ketzer wider die Kirche erhoben hatten. Darüber freute er ſich ſehr und wartete auf den Sieg der neuen Lehre. Doch ging das Morden und Brennen vorerſt weiter. Als er dann Anno 1520 aufwachte, hatte die Ketzerei wohl geſiegt, aber es war die von Wittenberg. Die Kirchen ſtanden wieder an ihren alten Plätzen, doch ſie läuteten nicht mehr die ganze Woche hindurch, ſondern nur am Sonntag. Darum faßte er Mut und wagte ſich in jenem Jahre bis Hirſchberg, wo er mit meinem Großvater im gelben Löwen ſaß."

„Ein kuriöſes Geſpenſt!" rief Salomon und ſchwang den Becher.

„Damals", fuhr der Doktor fort, nachdem er Beſcheid getrunken hatte, „mahnte ihn mein Großvater, das Heidentum abzuſchwören und ſich zum wahren Glauben zu bekennen. Doch er wollte ſeine Hoffnung nicht fahren laſſen. Denn, ſo ſprach er, wenn die Ketzerei erſt ihren Anfang genommen hat, ſo ſtehet ſie nicht eher ſtill, bis ſie die ganze Welt überwunden hat."

„Kann leichtlich dazu kommen!" gab Nicolaus zu. „Großes ſpinnt ſich an im Reiche. Soll mich nicht wundern, wenn der Tanz zu Prag beginnt wie Anno 1419, als die Huſſiten aufſtanden."

„Davor bewahre uns Gott gnädiglich!" ſprach der Hirſchberger Doktor feierlich und leerte ſeinen Becher.

Zum dritten Male mußte die Wirtin den Krug füllen, und allgemach erhitzten ſich die Gemüter. Endlich drangen die beiden Studenten mit vereinten Kräften in den Doktor, um den geheimnisvollen Namen des

Berggeiſtes zu erfahren. Und er ließ ſich herbei, ihn mit Kreide auf die Tiſchplatte zu ſchreiben.

„Rübezahl!“ las Salomon leiſe, bevor ihm der entſetzte Doktor den Mund zuhalten konnte.

In demſelben Augenblicke ſtand draußen ein Sturm auf, der das ganze Haus von der ſteilen Berglehne wegzufegen drohte. Hagel praſſelte auf das Dach, und ein Donnerkrach fuhr gegen den Fenſterladen, wie der Fauſtſchlag eines Rieſen. Bleich ſahen ſich die drei an und zitterten. Mit erſchrecklichem Gedröhn ſprang die Tür auf, doch außer einem eiskalten Hagelwurf, der die drei Zecher traf, kam nichts herein. Schnell wiſchte der Doktor den Namen aus, hob den Becher und hieß die andern mit ihm auf das Wohl des Herrn Johannes trinken. Und da ſie das taten, verging das Wetter, wie es gekommen war, und es wurde draußen ſtill wie zuvor.

Aber der Trunk ſchmeckte ihnen nicht mehr, und ſtumm ſuchten ſie ihr Lager auf. Am nächſten Morgen war der Doktor reiſefertig. Er erbot ſich, die Flüchtlinge ſicher über den Kamm zu führen, und ſie halfen ihm dafür die geſammelten Vorräte tragen. Das war kein leichtes Stück, denn der Schnee lag noch fußhoch auf der Koppenwieſe. Das Geſpräch kam erſt in Gang, als ſie durch den Melzergrund abwärts ſtiegen. Freundlich winkte ihnen der ſpitze Kirchturm von Krummhübel. Bald hatten ſie das Dörfchen erreicht. Vor dem Hauſe des Wurzelmanns Melchior Großmann, der dem Doktor ſchon manche Hucke nach der Stadt gebracht hatte, machten ſie halt.

„Nach Hirſchberg könnt ihr vorerſt nicht!“ ſprach

Sebaldus Pfohlius bedenklich. „Das würde Aufsehen machen. Bleibet also hier in der Stille, bis über die Sache Gras gewachsen ist. Das Gebirgsvolk ist treu und wird euch nicht verraten. Ihr braucht der Wissenschaft darum nicht untreu werden. So es euch ansteht, mögt ihr mir hier draußen die Arzneien und Mixturen mischen."

Freudig sagten die beiden Studenten zu, blieben bei dem alten Melchior und wurden des Doktors Pfohlius Gehilfen. Sie richteten sich an der Hauswand einen kleinen Schuppen und nannten ihn stolz Laboratorium. Darin stellten sie die Gerätschaften auf, die ihnen der Doktor aus Hirschberg sandte, Destillierkolben und Dreifuß, Mörser und Stempel, Flaschen und Dosen. Als sie damit fertig waren, brachte der Doktor seine Rezepte heraus und gab ihnen die nötige Anleitung im Laborieren. Sie zogen aus den Wurzeln und Kräutern, die Melchior Großmann mit den Seinen sammelte und unter dem Dachboden trocknete, würzige Aquas und Liquores, mischten das Haupt- und Brustpulver, das, in die Nase gezogen, das Haupt stärkte und alle Hauptflüsse verzehrte, mengten den Brust- und Blutreinigungstee, der zwar nicht allein von schönen Kräutern stammete sondern auch mit lieblichen Specibus verbessert war, daher seines angenehmen Geschmackes und Geruches insonderheit dessen guten Effekts wegen sich wohl rekommandierte bei Melancholei, Gicht, Lungen- und Brustkrankheiten und Scharbock, und rieben die Haupt-, d. i. die vornehmste Salbe zusammen, die nicht nur alle Wunden heilte sondern auch jeden Schmerz aus der Haut verscheuchte. Damit trieb Sebaldus Pfohlius von Hirsch-

berg aus einen weitverzweigten Handel und gab seinen Helfern einen redlichen Teil des Gewinstes. Nur ein Jahr wollten sie bleiben, aber es kam anders. Im Mai hörten sie von dem Aufruhr in Prag und zögerten auf des Doktors Bitten mit ihrer Abreise. Doch die Zeiten wurden immer unruhiger, und der Krieg, der einmal geweckt war, wuchs mit jedem Tage und stampfte bald wie ein unbezwinglicher Riese über die deutschen Fluren.

Überdies hatte Nicolaus Zölfel an Melchior Großmanns einzigem Töchterlein ein so herzliches Gefallen gefunden, daß er sie zur Ehefrau nahm und sich in Krummhübel festsetzte. Salomon Taschner aber trennte sich von ihm, als der Graf von Mansfeld durch Schlesien stieß, um von Ungarn her dem Kaiser in den Rücken zu fallen, schloß sich diesen Scharen als Feldscher an und verlor sich in den Strudeln der Kämpfe.

Auch das Hirschberger Tal sollte davon nicht verschont bleiben. Denn nun sammelte Wallenstein seine Horden und führte sie durch die Pässe des Gebirges. Er brach den Trotz der Hirschberger Bürger, die sich hinter ihren Mauern zur Wehr setzten. Den Tag, da die deutschen Protestanten den Schwedenkönig Gustav Adolf als Retter ihres Glaubens begrüßten, erlebte Sebaldus Pfohlius nicht mehr. Gegen die tolle Krankheit, unter deren Krämpfen die ganze Welt zuckte, waren seine Rezepte machtlos. Also legte er sich hin und starb. Das Landvolk, also auch die Krummhübler, ließen das Ihre im Stich und retteten sich in die dichten Wälder, bauten sich, weil keiner das Ende des Krieges absehen konnte, daselbst Hütten, und lebten kümmerlich von Pilzen und Beeren. So verbrachte auch Nicolaus Zölfel

mit ſeiner jungen Frau und ſeinem alten Schwiegervater lange, bange Monde und Jahre hoch oben bei den Grenzbauden. Da er ſeine Gerätſchaften und Rezepte mitgenommen hatte, konnte er hier in der Stille weiter laborieren. Denn der Bedarf an Wundſalbe ſtieg von Tag zu Tag.

Und ſo kam das Jahr 1632 heran, für das der Hirſchberger Doktor das Erwachen des Berggeiſtes angeſagt hatte.

Und er erwachte auch wirklich, wie immer am Tage des heiligen Adalberts, kroch aus ſeiner Höhle, riß eine Tanne aus und ſtieg auf die Schneekoppe. Verwundert beſchaute er ſich die Täler, deren Dörfer in Schutt und Aſche lagen. Nur die Kirchen ſtanden noch aufrecht. Da fiel ſein Blick auf Melchior Großmann, der auf dem Gehänge bei den Mittagſteinen nach Wurzeln grub, und er ſtieg zu ihm hinab. Je näher er der Grenze ſeines Reviers kam, um ſo mehr ſchrumpfte er zuſammen. Als er aber vor dem alten Wurzelgräber ſtand, war er immer noch drei Schuh höher als ein gewöhnlicher Menſch. Ein ſchwarzes Schurzfell hing ihm um die Lenden, und ſein langer, weißer Bart ſtarrte ſtruppig gegen den Wind. Er hatte das Ausſehen eines rieſigen Köhlers, der aus den Tiefen der böhmiſchen Wälder aufgetaucht war. Melchior Großmann erkannte ihn auf den erſten Blick, doch er ließ ſich nicht die Furcht anfechten, dieweil man einem Geſpenſt niemals merken laſſen darf, daß man es für ein Geſpenſt hält.

„Was iſt da unten wieder los?“ fragte der Köhler und wies mit ſeinem Schürbaum auf die verbrannten Dörfer.

„Ach, Herr!“ ſeufzte der alte Melchior, indem er ſei-

ne Mütze zog und ſich ehrfurchtsvoll verneigte. „Der Krieg iſt los! Aus Böhmen iſt er gekommen, wo ſie nimmermehr Ruhe halten können.“

„Sind alſo wieder die braven Huſſiten?“ rief der Köhler, und ſeine grauen Augen blitzten unter den buſchigen Brauen.

„Mit Verlaub!“ klärte ihn Melchior auf. „Diesmal tat es der Kaiſer.“

„So iſt der Kaiſer ein Huſſit geworden?“ fragte der andere erſtaunt.

„Wenn er's nur wäre!“ ſeufzte der Alte. „So hätten wir wenigſtens Frieden, aber er tut es um Gottes willen. Er will lieber eine Wüſte als ein Land voll Ketzer!“

„Schöner Kaiſer!“ knurrte der andere in ſeinen Bart. „Und was tut er mit den Ketzern?“

„Sie müſſen alle katholiſch werden!“ ſprach der Wurzelmann kleinlaut.

„Geht alſo da unten das alte Glockengebimmel wieder los?“ polterte der Köhler wütend und ſtampfte mit ſeinem Baume auf, daß er bis auf den Fels in den Boden fuhr.

„Kann's einer ändern?“ ſprach Melchior betrübt. „Aber noch iſt nicht ausgemacht, wer den Sieg davonträgt.“

„So nimmt die Ketzerei ihren Fortgang?“ forſchte der andere begierig.

„Will's meinen!“ rief der Alte eifrig. „Wäre die Ketzerei nicht ſo ſtark, hätte ſie ſonſt dem Kaiſer ſchon an die vierzehn Jahre ſtandgehalten?“

„Vierzehn Jahre!“ fragte der Köhler verwundert. „Und wie lange wird der Krieg noch währen?“

„Wer kann's wiſſen!“ erwiderte der Wurzelgräber und kraute ſich hinterm rechten Ohre. „Kann leicht kommen, daß ich vor ihm in die Grube fahre. Wenn wir nur einen hätten, dem große Gewalt gegeben iſt, daß er uns wider den Kaiſer hülfe!“

„So bringt den Krieg hier herauf!“ rief der Köhler grimmig und ſchwang ſeinen Schürbaum. „Ich will ihn totſchlagen mit einem Streich!“

Darauf wußte der alte Melchior Großmann nichts mehr zu erwidern, auch fürchtete er ſich vor weiteren Worten, denn auf dem riſſigen Geſicht des Berggeiſtes lag eine finſtere Wolke des Zornes.

„Grabe hier nach!“ ſprach er endlich und wies auf das Loch, das er geſtoßen hatte. „Da wirſt du deinen Lohn finden!“

Dann ſtieg er den Hang empor, reckte ſich zuſehends, ging mit gewaltigen Schritten über die breite Koppenwieſe und verſchwand ſpurlos im tiefen Rieſengrunde.

Melchior Großmann grub an der bezeichneten Stelle und hob ein ganzes Neſt heilkräftiger Wurzeln aus, Engelwurz, Baldrian, Bärwurz, Meiſterwurz und Alant in ſolchen Mengen, daß er ſie nur zum kleinſten Teile forttragen konnte. Den Reſt häufte er an einer geſchützten Stelle auf und ging heim. Als er aber am nächſten Morgen wiederkam, war alles verſchwunden und die Stelle nicht mehr zu finden.

„Geſchieht mir ſchon recht!“ ſprach der Alte zu ſich ſelbſt. „So ſtraft der Herr Johannes alle, die habgierig ſind.“

Kein anderer als Melchior Großmann hatte in dieſem Jahre den Berggeiſt geſehen, dieweil er ſich nach

der Unterredung sofort wieder in seine Höhle schlafen gelegt hatte.

Endlich, nach dreißig langen Jahren, zog der Friede ins Land, und in Krummhübel regte sich ein neues Leben. Nicolaus Zölfel laborierte fleißiger als zuvor und scheute sich nicht, seine Kunst den andern Dörflern mitzuteilen. Und so entstand ein rechtes Apothekerdorf. Die einen suchten die würzigen Kräuter, die anderen zogen daraus die Medikamente, die dritten endlich nahmen die fertigen Vorräte auf den Rücken und trugen sie ins Land hinein. Auf keinem Jahrmarkt Schlesiens, Polens und Böhmens fehlten die Buden der Krummhübler Laboranten. In alle Winkel Deutschlands drangen die roten Schachteln und die versiegelten Gläschen mit ihren wunderlichen Aufschriften und ihrem heilkräftigen Inhalt.

Als Nicolaus Zölfel hochbetagt starb, schlossen sich die Krummhübler zu einer Zunft zusammen, in der niemals mehr als dreißig Laboranten aufgenommen werden durften. Auch die Zahl der Lehrlinge wurde bestimmt, um das gute Brot nicht in allzu kleine Stücke zu teilen.

Und als drei Menschenalter verflossen waren, saß hinter dem Krummhübler Pfaffenberge in jedem vierten Hause ein Zölfel und laborierte hurtig drauflos nach den alten, bewährten Rezepten des seligen Sebaldus Pfohlius. Nur in das Stammhaus war ein anderer Name eingezogen. Dort laborierte Annliese Exner, Nicolaus Zölfels Urenkelin, ganz allein, dieweil sie ihren schon etwas ältlichen Mann im dritten Jahre der Ehe verloren hatte. Sie war groß, breithüftig und drall,

von einer kerngeſunden, erfriſchenden Weiblichkeit, hatte ihren eigenen Sinn und wußte ganz genau, was ſie wollte. Darum hatte ſich auch kein Junger an ſie herangewagt, und der alte Fridolin Erner war nicht der Mann geweſen, ihr großes Selbſtbewußtſein zu dämpfen. Ganz aus der Zölfelart, die etwas Betuliches an ſich und viel Beſinnliches in ſich hatte, war ſie geſchlagen. Ihr Gang und ihre Bewegungen waren raſch und beſtimmt, ihre Stimme feſt und tief, ihre Hand gewandt und kräftig, und man hätte ſie ſchon für einen verkleideten Mann halten können, wenn ſie nicht eine ſo überaus glatte und leckere Außenſeite gehabt hätte.

Das war auch ihrem Nachbar Kaſpar Krauſe, einem langen, dürren Junggeſellen, aufgefallen. Und darum faßte er ſich ein Jahr nach Fridolin Erners Tode ein Herz, ging zu ihr hin und wollte ſie freien. Aber ſie ließ ihn bös ablaufen. Aus Verzweiflung nahm er ſich eine alte, verſchrumpfte Tante ins Haus, die keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um auf Annliese zu ſchmähen, weil ſie ſo ſchön war. Das war Balſam für Kaſpar Krauſes zerriſſenes Herz, und unter dieſem Heilmittel wandelte ſich ſeine Liebe geſchwind in Haß.

Annliese aber kümmerte ſich nicht darum. Und ihre Schönheit blühte mit jedem neuen Tage lieblicher auf. Trotz ihrer dreiunddreißig Jahre ſchauten ſich ſogar die jungen Burſchen faſt die Augen aus dem Kopfe, wenn ſie am Sonntag im feſtlichen Putz zur Kirche ſchritt. Keiner aber traute ſich heran, denn es war allgemein bekannt, daß ſie den Männern für immer abgeſchworen hatte. Und ſo werkte ſie ohne Hilfe uner-

müdlich in ihrem Häuschen herum, füllte die breiten Schränke mit duftenden Medikamenten, ging im Frühjahr selbst auf die Kräuter- und Wurzelsuche und kutschierte im Sommer und Herbst mit ihrem kleinen Wägelchen von einem Jahrmarkt zum andern. Ihre Kundschaft war groß und wuchs stetig, weil ihre Dosen und Flaschen besser gefüllt waren als die der andern Laboranten. Und bald konnte sie ihre Arbeit nicht mehr allein bewältigen und schickte sich an, einen Lehrling anzunehmen. Doch die Zunft verweigerte es ihr, da eine Wittib wohl die Stelle ihres Mannes weiter besitzen, nicht aber einen Lehrling halten dürfe. Am meisten war Kaspar Krause dagegen, und der hatte auch allen Grund. Deshalb versuchte sie es mit weiblicher Hilfe. Doch die Mägde liefen ihr davon, denn keine konnte mit ihr Schritt halten.

Am Ende war sie wieder allein und mußte sich allmählich mit dem Gedanken vertraut machen, einen Knecht zu mieten. Und das kam ihr gar hart an, dieweil ihr das ganze Mannsvolk in der Seele zuwider war.

II

Nachdem wiederum einhundertsechs Jahre verflossen waren, schrieb man Anno 1738. Und wiederum erwachte am Tage des heiligen Adalberts der Berggeist in seiner Höhle, stieg auf den Kamm und hielt Umschau. Im tiefsten Frieden lag das Land unter ihm da, und das Gebimmel der Glocken war ärger als jemals. Mit Stumpf und Stiel hatte der Kaiser die Ketzerei

ausgerottet. Aus jedem Talwinkel ragte ein Kirchturm, auf jeder Waldblöße ſtand eine Kapelle, und an jeder Wegkreuzung hing ein heiliges Bild. Als wäre die Erde rein gar nichts mehr wert, ſo taten die Leute und waren ſo fromm, als hätte es niemals und nirgends eine Ketzerei gegeben.

„Jetzt hab ich ganz verſpielt!“ knurrte der Berggeiſt wütend in ſeinen ſteifen Bart und nahm das Kinn in die Hand. „Muß doch was dran ſein an dem chriſtlichen Glauben, daß er ſtärker iſt als der größte Krieg!“

Nachdenklich wandte er ſich der Schneekoppe zu, um hinaufzuklimmen, doch er ſtutzte plötzlich. Hatten doch die Grafen Schaffgotſch, nachdem ihnen der Kaiſer das ketzeriſche Blut abgezapft hatte, ſogar da oben hin eine Kapelle geſetzt.

„So muß ich am Ende ſelber zu Kreuze kriechen!“ ſchnaubte der Geiſt wild und ballte die klobigen Fäuſte. Dann aber ließ er ſich auf einen Felsblock nieder und ſtützte die Stirn in die Hand.

„Freilich,“ ſtöhnte er auf, „das Klügſte wär's! Denn ich will nicht mehr in das verdammte Loch zurück! Niemals wieder da hinein! Ich hab's gründlich ſatt. Ich geh nach Krummhübel und laß mich taufen! Punktum!“

Und ſofort ſprang er auf und machte ſich auf den Weg. Bald war er an der Grenze ſeines Reviers angelangt. Nun kam das Glockenbimmeln! Vorſichtig ſteckte er ſich zwei Tannenzapfen in die Ohren und ſchritt weiter. Er fühlte deutlich, daß die Kraft von ihm wich, je tiefer er hinabſtieg. Als er aus dem Hochwalde trat, fiel ihm durch einen harten Tritt der eine Tannen-

zapfen aus dem Ohre, zum Unglück ſtimmte die Glocke der nahen Kirche grade das Mittagläuten an, und er ſchrumpfte gar elendiglich zuſammen, daß er das Anſehen eines verſchüchterten Knechtleins bekam, das ſich geduckt an den Zäunen entlangdrückte.

Doch ſein Vorhaben gab er nicht auf, und mit ſtolpernden, ungeſchickten Schritten ſtrebte er dem Pfarrhauſe zu. Nach links und rechts ließ er ſeine lauernden Blicke laufen. Da wurde er plötzlich Annlieſens anſichtig, die in ihrem Laboratorium herumwirtſchaftete, und er ging auch nicht einen Schritt weiter. Wie angenagelt ſtand er da. Denn ſie gefiel ihm über die Maßen gut. Leiſe ſchob er ſich an den Lattenzaun des Gärtchens, in dem allerhand Arzneipflanzen blühten, und gaffte und glotzte.

„Wär's nicht geſcheiter!" ſprach er zu ſich ſelbſt. „Wär's nicht viel geſcheiter, ich verſuchte es noch einmal mit den Weibern? Dann brauchte ich mich nicht taufen zu laſſen. Und wahrhaftig, die da drin, die ſteht mir beſſer zu Geſicht als die dumme Herzogstochter aus Ratibor, die mir vor vierhundertvierundzwanzig Jahren ausgekniffen iſt."

Und ſchon lief ihm das Waſſer im Munde zuſammen.

Annlieſe wurde endlich ſeiner gewahr und beugte ſich aus dem Fenſter.

„Hihihi!" machte er und wies auf die Blumen, weil ihm nichts anderes einfiel. „Schöne Blumen!"

„Geh weiter, dummer Gamel!" fuhr ihn Annlieſe an.

„Hihihi! Jungfer!" grinſte er begütigend.

„Jungfer hin, Jungfer her!" ſchnitt ſie ihm das Wort ab. „Ich bin eine ehrſame Wittib!"

„Hihihi! Wittib!“ machte er und lächelte ziemlich blöde, denn auch sein Gehirn war mächtig zusammengeschrumpft.

Annliese trat aus dem Hause und musterte ihn genau. Vielleicht war's eine Fügung des Himmels, daß dieser Kerl gerade an ihrem Zaune stand, da sie nötiger als jemals einen Knecht brauchte. Gefährlich wurde der nicht, denn er war dumm wie Bohnenstroh. Das sah man schon von weitem. Allzu kräftig war er zwar nicht, doch daran fehlte es ihr gar nicht. Und die Faulheit wollte sie ihm schon austreiben.

„Bist aus Böhmen!“ fragte sie ihn.

Er schüttelte den Kopf und wies auf die Schneekoppe.

„Dämelsack!“ lachte sie ihn aus. „Da drüben ist doch Böhmen. Willst hier bleiben!“

Er nickte eifrig und grinste übers ganze Gesicht.

„Willst bei mir Knecht sein!“

„Hihihi! Will ich schon gerne!“

„Bleibst du ein Jahr, geb ich dir zehn Gulden.“

„Nix Gulden!“ grinste er.

„Da komm rein!“ befahl sie und ließ ihn vorangehen. „Wie alt bist du!“

„Ich bin alt!“ lachte er und zog den Mund in die Breite.

„Du bist ja ein kreuzdummer Kerl!“ erwiderte sie und schlug die Hände zusammen. „Wie heißt du!“

„Johannes nennen sie mich.“

„Hannes werd ich dich rufen!“ bestimmte sie. „Hast du mich verstanden!“

Er nickte wieder heftig, daß ihm die großen Ohren,

die an ſeinem dicken Schädel ſaßen, wie zwei Scheuklappen wackelten.

„Haſt du ein Papier!“ fragte ſie endlich.

„Nix Papier!“ ſagte er und verdrehte die Augen.

„Auch gut!“ meinte ſie, und dabei quoll ihr das Mitleid über dieſe arme, vernachläſſigte Kreatur zum Herzen, daß ſie ihm winkte, ins Laboratorium zu treten. „Komm her, du böhmiſch Knechtlein. Du ſollſt was lernen!“

Böhmiſch Knechtlein! dachte er und troddelte hinter ihr drein. Hat ſich was: Böhmiſch Knechtlein! Daß du dich wundern wirſt!

So kam Annlieſe zu ihrem Knecht Hannes. Sie ſtellte ihn an den Mörſer, und er ſtampfte; ſie gab ihm den Blaſebalg in die Hand, und er ließ ihn ſchnauben; ſie zeigte ihm den Gebrauch der Salbenſchale, und er rieb, daß ſie knirſchte. Aber ſchon am Hackbrett war er nicht zu gebrauchen. Er ſchlug mit dem ſcharfen Meſſer ſo unvernünftig hart auf den getrockneten Baldrian los, daß das Heu nach allen Seiten flog, traf daneben, daß es Scherben gab, und kerbte das Holz, daß es ſplitterte. Denn ſeine grauen Augen hingen unverwandt an Annlieſe. Wo ſie ging und ſtand, immer wanderten ſeine Blicke mit. Bis es ihr endlich zu arg wurde.

„Schau auf die Arbeit!“ herrſchte ſie ihn an. „Was ſchauſt du mich an!“

„Hihihi!“ grinſte er. „Schöne Frau ſeh ich gerne!“

Da wurde ſie rot, drehte ihm den Rücken und ballte die Fauſt.

„Mannsvolk bleibt Mannsvolk!“ murrte ſie vor ſich hin und gönnte ihm den ganzen Tag kein Wort mehr. Am nächſten Morgen begann ſie zu zanken. Das rührte

ihn aber nicht. So ging's einige Tage bis zum Brotbacken. Da ſtreifte ſie ihre Ärmel zurück, um den Teig zu kneten. Hannes ſtand vor dem Mörſer, und alle zehn Finger zuckten ihm nach dem runden, drallen Arme Annlieſens. Leiſe ſchlich er heran, um das Gelüſt zu kühlen. Kaum aber hatte er ihr mit dem ungeſchickten Daumen an den Ellenbogen gerührt, fuhr ſie herum und ſah ihn an, daß er heftiglich erſchrak.

„Unterſteh dich!“ rief ſie laut und traf ihn derb auf das linke Ohr, daß er ſich wie ein Kreiſel drehte und in die Ecke flog. „Drehniger Lollatſch du!“

„Hohoho!“ lachte er und wiſchte ſich den Teig aus Naſe, Augen und Ohr.

„Unterſteh dich noch einmal!“ drohte ſie und wandte ſich wieder zum Backtrog. „Zu ſolchen Dummheiten iſt doch kein Mannsvolk zu dumm!“

Hannes unterſtand es ſich vorerſt nicht mehr. Eine ganze Woche blieb ihm der Schlag in guter Erinnerung. Geduckter als jemals ſchlich er umher, ohne aber ſeine Augen von Annlieſe zu laſſen. Sie hatte ſich inzwiſchen daran gewöhnt und ſcherte ſich nicht mehr darum. Nur wenn er ihr nicht hurtig genug die Hände regte, fuhr ſie ihn an. Vor dem Glockengebimmel ſuchte er ſich zu ſchützen, indem er ſich die Ohren verſtopfte. Sonntags, wenn das Gelärm am ärgſten wurde, verkroch er ſich auf dem Boden ins Heu, wo auch ſein Nachtquartier war. Annlieſe hatte ſeine Abneigung gegen das Läuten noch nicht bemerkt. Doch einmal, als ſie grade im beſten Schelten war und dazu die Glocken plötzlich ihre Stimmen erhoben, mußte ſie zu ihrem Zorne ſehen, daß Hannes mit beiden Daumen in ſeine Ohrlöcher fuhr. Mit heftigem

Griff riß ſie ihm die Hände herunter, und er mußte, ſo ſehr er ſich auch ſperrte, die geiſtliche und die weltliche Predigt gleichzeitig über ſich ergehen laſſen. Danach aber fühlte er ſich ſo matt und ſchwach, daß er ſich am liebſten lang gelegt hätte.

Als er am heiligen Pfingſtfeſt wieder ins Heu kriechen wollte, ſtellte ſie ihn ſeiner Gottloſigkeit wegen zur Rede.

„Biſt etwa ein Ketzer!“ fragte ſie ihn. „Oder gar ein Huſſit!“

Das konnte Hannes mit gutem Gewiſſen verneinen.

Nun ſollte er mit zur Kirche. Und er fügte ſich, nachdem er ſich die Ohren mit Werg zugeſtopft hatte. Das merkte ſie aber nicht. Furchtſam trottete er hinter ihr drein, drückte ſich in die hinterſte Ecke, und die allgemeine Frömmigkeit, die von allen Seiten auf ihn eindrang, benahm ihm ſo ſehr den Atem, daß er ganz von Kräften kam und ausſah wie ein leibhaftiges Geſpenſt. Annlieſe hielt ihn von ihrem Chorſtuhl aus ſcharf im Auge. Zu ihrer Linken war ein Platz frei, dort hatte ihr ſeliger Mann Fridolin geſeſſen. Und um dieſes leeren Platzes willen hielt Hannes aus und entſprang erſt, als das Gedröhn der Glocken wieder anhub.

Annlieſe war es nicht entgangen, daß er während des Gottesdienſtes ſo gar merkwürdig ausgeſchaut hatte, und ihr Verdacht, daß er vielleicht doch ein Ketzer ſei, begann wieder zu wachſen. Daheim nahm ſie ihn ins Gebet und merkte bald, daß er von den Heilswahrheiten der Chriſtenheit rein gar nichts wußte. Nun ſuchte ſie ihn zu belehren, und da er nicht widerſprach, dieweil er noch immer die Pfropfen in den Ohrlöchern hatte und unverwandt in ihre Augen ſtarrte, meinte ſie ihn zum

rechten Glauben bekehrt zu haben. Er aber dachte nur, wie er ihrer Seele teilhaftig werden könnte. Dazu war nötig, daß ſie ihm aus freien Stücken und gänzlich ungezwungen einen Kuß gab. Doch bis dahin ſchien es noch ſehr gute Weile zu haben.

Am nächſten Morgen hieß ſie ihn die Kiepe aufhucken, nahm ein Grabſcheit in die Hand und ſtieg mit ihm das Gehänge hinauf, um Kräuter und Wurzeln zu ſammeln. Je höher ſie kamen, um ſo mehr wuchs ſeine Kraft. Auch in ſeinem Hirn keimten wieder beſſere Anſchläge. Kaum konnte er es erwarten. Und ſo warf er ſchnell den Tragkorb ab, ſprang zu ihr hin und wollte ſie umarmen, um ihr einen Kuß zu geben. Doch er hatte ſich bös verrechnet. Noch zu weit war er von der Grenze ſeines Reviers entfernt. Annlieſe ſchüttelte ihn ab, daß er ſich in die Blaubeeren ſetzte, kam ihm mit beiden Händen in den Haarbuſch und zauſte ihn ſo herzhaft, daß er ſein Vorhaben augenblicklich aufgab.

„Du tümpliches Geſtöcke!“ rief ſie erboſt. „Ich will dir deine Flauſen austreiben! Du ſackermenſchtes Vagabund! Haſt du nun genug!“

Hannes hatte genug, nickte ergeben und ſtrich ſich die ſchmerzende Tolle glatt. Mit einem Male ging ihm ein Licht auf, daß er auf falſchem Wege ſei. Was half es ihm, daß er ihr einen Kuß raubte? Damit bekam er noch lange nicht ihre Seele. Und wenn es ihm auch gelungen wäre, ſie weiter hinauf zu locken und ſie zu entführen, er hätte ſie doch durch kein Mittel dazu bringen können, ihn freiwillig und ohne Zwang zu küſſen.

„Nimm dich in acht, du Lump!“ ſchalt ſie weiter.

„Wenn du keine Ruh gibſt, dann jag ich dich wieder über die Berge, daß du die Schuh verlierſt!“

Aber Hannes nahm ſich auf Grund ſeiner beſſeren Erkenntnis in acht und gab Ruhe. Er fiel vor ihr auf die Knie und verſprach es. Wie ein zahmes Hündchen lief er ſeitdem hinter ihr drein und entwickelte einen Fleiß, der ſie höchlichſt überraſchte. Und da ſie graden, rechtlichen Sinnes war, hielt ſie mit ihrem Lob nicht zurück. Hannes war glücklich, denn nun glaubte er den richtigen Weg gefunden zu haben.

Tag für Tag ſtiegen ſie zuſammen auf die Bergwieſen und kamen gar oft über die Reviergrenze. Aber er enthielt ſich wohlweislich jeden Angriffs, denn er wollte ſie im guten gewinnen, duckte ſich tief, damit ſein Wachstum nicht offenkundig wurde, und ließ ſich lenken wie ein Lämmlein. Heimlich aber übte er ſeine ſchwarzen Künſte. Wo ſein Spaten ſtach, kamen ganze Wurzelballen zum Vorſchein. Ja, er ſcheute ſich nicht, die Körbe der Nachbarn zu leeren und mit Erde zu füllen. Kaſpar Krauſe nahm er ſich beſonders aufs Korn. Verging doch kaum ein Tag, wo er nicht einen Korb voll Erde vom Kamme herunterbrachte. Den Schaden wurde er immer erſt unten gewahr. Während aber die andern auf Rübezahl ſchalten, fiel Kaſpar Krauſes Verdacht ſofort auf Annlieſens Knecht, dem er jede Schlechtigkeit zutraute.

Die guten Krummhübler ſahen mit unverhohlenem Neid auf Annlieſens Glück. Und Kaſpar Krauſe leitete liſtig den allgemeinen Unmut auch auf den Knecht, ohne den ſie nicht mehr geſehen wurde. Mit Fingern wies man hinter ihr drein, und beſonders die jungen Bur-

ſchen barſten faſt vor Eiferſucht. Kaſpar Krauſe aber ſah aus, als hätte er ſich vor Ärger einen ganzen Monat auf ſeinem Boden zum Trocknen aufgehängt.

Annlieſe nahm ſich ihres böhmiſchen Knechtleins nur noch eifriger an. Sie verteidigte ihn dem Zunftmeiſter gegenüber, legte beim Pfarrer ein gutes Wort ein und behielt ihn. Mit einem Blick konnte ſie ihn regieren. Darum ſchalt ſie auch nicht mehr mit ihm herum.

Dieſe ihre Güte blieb nicht ohne Einfluß auf ihn. Seine Täppiſchkeit verlor ſich, und er wurde pfiffig. Auch im Dorfe hub jetzt ein Necken an. Wer hinter Annlieſe her ein ſchiefes Geſicht zog, der hatte ſicher am nächſten Morgen etwas zu beklagen. Hannes holte des Nachts dem Meiſter Bäcker die weichen Brote aus dem Ofen und ſteckte ſie an die höchſten Äſte des blühenden Kirſchbaums. Auch ſetzte er dem Zunftmeiſter die brütenden Gluckhennen in die Perücke. Und endlich gelang es ihm, der giftigen Tante Kaſpar Krauſes einen ſtachligen Igel ins Bett zu ſchieben. Dieſe Schandtaten brachten das ganze Dorf in Aufruhr. Wieder ſchimpfte man auf Rübezahl, wenn man unten im Tale war. Auf dem Kamme aber tat man um ſo ehrerbietiger vor dem Herrn Johannes. Kaſpar Krauſe hatte wohl einen Verdacht. Aber nur Annlieſe wußte, wer der Täter war.

„Hannes!“ ſchalt ſie unter Lachen. „Du Taugenichts gehſt immer auf Ungedeih aus. Warum gibſt keine Ruh!“

„Weil ſie dir gram ſind, Annlieſe!“

„Brauch deine Hilfe nicht!“ wies ſie ihn ſtolz zurecht. „Kann mich allein wehren, wenn's nötig iſt. Hältſt keine Ruh, nehm ich den Stecken!“

Und Hannes hielt Ruh, weil er merkte, daß er auf dieſem Wege nicht zu ſeinem Ruſſe kommen konnte.

Am Bonifaziustage ſchirrte er auf ihr Geheiß das Rößlein vor den Wagen, und im ſcharfen Trabe ging's nach Landeshut hinüber. Hinten ſaß Annlieſe zwiſchen den Vorratskiſten und den Stangen der zerlegbaren Krambude und ließ ſich von ihrem Knechtlein Hannes ins ſchöne ſchleſiſche Land hineinkutſchieren. Der knallte mit der Peitſche, daß es eine Art hatte, zankte ſich brav mit allen Brückenwächtern und Mautbeamten herum und erreichte ſchon am andern Tage Freiburg. Hier baute er noch am Abend das leichte Brettergerüſt auf und übte ſich fleißig im Fratzenſchneiden, mit dem er am nächſten Morgen das Volk anzulocken gedachte. Andere Laboranten zogen nicht auf. Von Zunft wegen waren die ſchleſiſchen Märkte gerecht verteilt, daß ſich die Laboranten nicht gegenſeitig das Brot verkürzten, inſonderheit an den kleinen Orten. In den größeren Städten trafen gewöhnlich ihrer mehrere zuſammen, hielten aber immer gute Nachbarſchaft.

Hannes erfüllte mit ſeinem Geſchrei den ganzen Markt, daß zwei Wunderdoktoren aus Breslau, die auch ihre Mittel anpreiſen wollten, gar nicht erſt zum Auspacken kamen. Kinder und Landvolk drängten ſich herzu und machten ein dickes Gewühl. Annlieſe hatte alle Hände voll zu tun. Der leckere Rhabarberzucker und der würzige Magenliquor wurden am meiſten begehrt. Aber auch das Hauptpulver, der Blutreinigungstee und die vornehmſte Salbe fanden ihre Freunde. Die beiden Wunderdoktoren ſahen ſich in ihrem Geſchäft geſchädigt und wandten ſich an den Rat, damit er Hannes

das übermäßige Schreien verböte. Aber sie wurden abgewiesen, dieweil auf dem Freiburger Markt ein jeder schreien könne, so laut und gut er es verstände. Am Abend wurden die Buden abgebrochen, und Annliese überzählte in der Herberge ihre Einnahmen. Sie waren nicht gering, und darum durfte sich Hannes zu ihr an den Tisch setzen. Als er aber Miene machte, den Platz an ihrer Seite einzunehmen, schob sie ihn unsanft fort. Da schlich er wie ein betrübter Lohgerber auf die andere Seite des Tisches. Nun hatte sie wieder einiges Mitleid mit ihm und ließ ihm einen Krug Wein vorsetzen.

„Wirst heiser sein!“ mahnte sie ihn freundlich, und er trank den Krug auf einen Ansatz leer.

„Pfui!“ rief sie, von seinem Riesenschluck unangenehm berührt. „Bist gar ein Saufaus! Trink Wasser, das löscht besser!“

Und Hannes leerte sofort einen Krug mit Wasser, obschon es ihm bös wider den Strich ging.

Drei Tage später trafen sie auf dem Markt in Striegau einen Krummhübler Laboranten, der mit dem Geschrei und dem Fratzenschneiden des getreuen Knechtes Hannes erst recht nicht einverstanden war. Doch sein Unmut richtete nichts aus. Hannes hatte sich angetan wie ein Wunderdoktor: ein weiter, gelber Mantel, der mit schwarzen, kabbalistischen Buchstaben und Zeichen verziert war, hing ihm um die Schultern, auf seinem Kopfe wackelte eine Papiermütze, lang und spitz wie ein Zuckerhut, und zwischen den Fäusten hielt er zwei kupferne Becken, die er aufeinanderschlug, wenn er nicht mehr schreien konnte. Dabei kletterte er an ei-

ner Leiter herum, ſchnitt Grimaſſen wie ein leibhaftiger Hanswurſt, und machte Kapriolen wie ein Zirkusgaul. Die Bauern ſtanden, grinſten und kauften, und die Landweiber hielten ſich vor Lachen die breiten Hüften. Solchen Kerl hatten ſie ihr Lebtag nicht geſehen!

In Jauer, das ſie acht Tage nach Fronleichnam erreichten, konnte ſich Hannes etwas erholen. Weder die beiden Wunderdoktoren, noch der Laborant, der ſich nach Bolkenhain hinübergeſchlagen hatte, machten Annliese den Markt ſtreitig.

Dagegen kamen ſie auf dem Johannismarkt in Liegnitz bös ins Gedränge. Durch ein Gewitter aufgehalten, trafen ſie erſt am ſpäten Abend ein und fanden ſchon vier Laboranten vor, darunter auch Kaſpar Krauſe, der ſich entgegen den Zunftbeſtimmungen hier eindrängen wollte. Zum Unglück ſtand ſeine Bude auf Annlieſens Platz. Sie ging mit dem dürren Nachbar ſcharf ins Gericht, ohne ihn aber zum Abrücken bringen zu können. Hannes zupfte ſie am Ärmel. Da ſchritt ſie davon und ließ ihn allein ſorgen.

Am nächſten Morgen hing Kaſpar Krauſes Bude mit allem, was darin war, auf dem hohen Röhrkaſten, etwas ſchief zwar, aber unverletzt, und keiner wußte, wie ſie da hinaufgekommen war. Annlieſens Bank aber ſtand an ihrem alten Platze.

Kaſpar Krauſe ſpie Gift und Galle, lief aufs Rathaus und beſchuldigte ohne langes Beſinnen Annlieſens Knecht als den Urheber dieſer Gewalttat. Und da ſich die andern drei Laboranten gleichzeitig über Hannes' Geſchrei, das mörderlicher als jemals anhub, beſchwerten, machte der Bürgermeiſter kurzen Prozeß, ließ den

Störenfried greifen und in die ſchmerzhaftige Mutter ſtecken. So ſchnell ging es, daß er erſt zur Beſinnung kam, als der Riegel hinter ihm zuſchnappte. Annliese hörte erſt am Abend, wohin er abgeführt worden ſei, und lief ſofort zum Bürgermeiſter. Hier wurde ihr der Beſcheid, daß man ihren Knecht nach dem Markt, der drei Tage währte, wieder freilaſſen würde. Damit war ſie zufrieden. Aber es kam anders.

Hannes nämlich wurde am zweiten Tage vor den kaiſerlichen Aktuarius geführt, der die Schandtat zu Protokoll nehmen und die Strafe diktieren ſollte. Und hier benahm ſich Hannes, wie nicht anders zu erwarten war, da er noch niemals vor einem Ratsaktuarius geſtanden hatte, ſehr ungeſchickt. Er gab einen falſchen Namen an und behauptete ſchlankweg, aus Hirſchberg gebürtig zu ſein. Mit Leichtigkeit überführte ihn der ſchlaue Aktuarius durch ein paar Hirſchberger Schuſter, die auf dem Markte waren, ſeiner infamen Lügen.

„Vierundzwanzig Stunden ohne Waſſer und Brot!“ beſtimmte der Aktuarius gelaſſen und ließ ihn wieder abführen.

Hannes ſaß die Strafe ab und ſtand am folgenden Morgen mit knurrendem Magen und trockner Kehle wieder vor dem Geſtrengen.

„Name!“ herrſchte er ihn an.

„Johannes,“ gab Hannes kleinlaut zurück.

„Hat Er nicht noch einen andern Namen!“ fragte der Aktuarius lauernd, denn er meinte, irgendeinen ſchweren Verbrecher vor ſich zu haben.

Hannes ſchüttelte den dicken Schädel; wohl hatte er noch einen Namen, doch den ſcheute er ſich auszuſprechen.

„Hat Er keinen Vater gehabt!“ forſchte der Aktuarius weiter.

Hannes verneinte kräftig.

„Aber Sein Muttername!“

Auch den wußte Hannes nicht.

„So iſt Er ein Findelkind!“

„Kann ſchon ſein!“ ſagte Hannes gedrückt, denn die Neugier des Mannes ward ihm ſchier unheimlich.

„Kennen wir ſchon!“ grinſte der andere höhniſch. „Alles faule Ausreden. Wo hat man Ihn gefunden!“

„Auf dem Gebirge!“ erwiderte Hannes der Wahrheit gemäß und zeigte mit dem Finger in die oberſte Zimmerecke.

Der Aktuarius bohrte mit ſeinen Fragen immer weiter, daß Hannes endlich in Wut geriet. Der Mann mit der Perücke wollte durchaus die blanke Wahrheit wiſſen.

„Man hat Ihm doch gewiß einen Namen gegeben!“ meinte er und wiegte ſich ſiegesgewiß in ſeinem Lehnſtuhl hin und her.

Jetzt konnte Hannes ſeine Wut nicht mehr meiſtern und überwand den Abſcheu vor dem „Rübezahl“.

„Freilich!“ ſchrie er, daß die Fenſter dröhnten. „Freilich hat man mir einen Namen angehängt. Rübezahl ſchimpfen ſie mich! Rübezahl!“

Der Aktuarius kam langſam aus dem Lehnſtuhl hoch. Entweder hatte er einen Verrückten vor ſich oder einen, der die Würde der gerichtlichen Sitzung mißachtete.

„Der Rübezahl bin ich!“ brüllte Hannes und ſchlug mit der Fauſt auf den grünen Tiſch, daß der Aktuarius hinter die Stuhllehne flüchtete. „Ich bin gar kein Menſch.

Ein Geſpenſt bin ich! Haſt du mich verſtanden, Gemächt, elendiges!"

Aber ſchon hatten ihn zwei handfeſte Gerichtsdiener gepackt. Und da in demſelben Augenblicke die Pauls-kirche mit allen Glocken zu läuten begann, konnte er ſich nicht zur Wehr ſetzen.

„Achtundvierzig Stunden ohne Waſſer und Brot!" diktierte der Aktuarius, der ſich wieder mutig in den Lehnſtuhl ſetzte, mit gelaſſener Miene. „Wegen Ver-höhnung des Kaiſerlichen Gerichts."

Und Hannes wurde wiederum abgeführt.

Annlieſe wartete am vierten Morgen vergeblich auf ſeine Rückkunft. Bei jedem zweiten Handgriff vermißte ſie ihn. Sie hatte ſich ſo an ihn gewöhnt, daß ſie ihn nicht mehr entbehren konnte. Noch niemals hatte ſie ein Weſen gefunden, das ſo gut zu gehorchen verſtand. Gegen Hannes gehalten, war Friedolin Exner die bare Widerſetzlichkeit geweſen. Und Annlieſe lag das Be-fehlen ſo im Blute, daß ſie es nimmer laſſen konnte.

Sie lief zum Bürgermeiſter und drang mit deſſen Hilfe bis zu dem Kaiſerlichen Aktuarius vor. Der wollte ſich erſt auf rein gar nichts einlaſſen. Als ſie ſich aber anheiſchig machte, alle Strafen, Sporteln und Gebüh-ren zu bezahlen, verlor ſich allmählich ſeine Härte. Er ſprach in dunklen Worten von ſchweren Beleidigungen. Den Rübezahl unterſchlug er, das war ihm denn doch zu ſtarker Tabak. Annlieſe bot ihm ein gutes Sühne-geld. Doch er verlangte außerdem Abbitte, in der Hoff-nung, daß ſich Hannes dagegen ſträuben würde. Denn er hoffte noch immer einen recht ſchweren Verbrecher in ihm zu entdecken.

Aber Hannes gehorchte. Kaum hatte er Annliese erblickt, fielen Wut und Trotz von ihm ab.

„Geh hin!“ kommandierte sie laut. „Und küß dem Herrn Akturarius die Hand.“

Und Hannes tat es, ohne mit der Wimper zu zucken. Dann aber ging er zu seiner Herrin und küßte ihr gleichfalls die Hand.

„Dummer Hannes!“ fuhr sie ihn an, gab ihm einen derben Schlag auf den Handrücken und wurde rot. „Was fällt dir ein!“

Aber er merkte an dem Tone, daß er ihrem Kusse, nach dem er schon seit drei Monaten gierte, bedeutend näher gekommen sei, sagte aber kein Wort, sondern schluckte nur ein paarmal heftiglich vor Glückseligkeit und Hunger, denn er hatte drei Tage stramm gefastet.

In der Herberge stillte er Hunger und Durst, und Annliese saß ihm gegenüber und freute sich, daß es ihm schmeckte.

„Hat mich viel Geld gekostet, dich frei zu machen!“ sprach sie.

„Will's schon wieder hereinbringen!“ erwiderte er und goß einen ganzen Krug Wein hinunter, ohne daß sie ihn dafür schalt.

„Immer fein artig mit den hohen Herren umgehen!“ belehrte sie ihn. „Ist nicht gut Kirschen essen mit ihnen.“

„Will mir's merken, Annliese!“ gab er zurück und kaute auf beiden Backen. Dann ließen sie das Rößlein traben von einem Markte zum andern. Hannes hielt Wort, brachte mit seinem Geschrei das Geld dreifach wieder ein und ging den großen Herren wacker aus dem

Wege. Und darum verlief der Reſt der Reiſe, der ſie bis nach Ratibor führte, ohne jeden Unfall.

III

Am Martinstage waren ſie wieder zu Hauſe. Kaſpar Krauſe hatte inzwiſchen das ganze Dorf aufgehetzt. Zwar konnte die Zunft nichts gegen Annlieſe unternehmen, da ſie an dem Liegnitzer Vorfall unſchuldig war. Und auch an Hannes durfte man nicht heran, da er nicht zur Zunft gehörte und ſeine Strafe längſt abgeſeſſen hatte.

Drum verſuchte man es auf eine andere Weiſe. Man ging Annlieſe aus dem Wege, erwiderte ihren Gruß nicht, und ſogar in der Kirche trafen ſie ſcheele, mißvergnügte Blicke. Aber ſie trug den Kopf nur noch höher. Alſo kehrte ſich der Groll der Dörfler vornehmlich gegen Hannes. Schwere Wochen kamen über ihn. Man trieb ihn aus dem Kretſcham, wenn er ſich nach dem Feierabend an einem Schöpplein erlaben wollte, drohte ihm offen und heimlich, ihn wieder dorthin zu jagen, woher er gekommen ſei, und litt es, daß die Kinder ihm nachliefen und Spottverſe auf ihn ſangen. Kaſpar Krauſe, der Heimtückiſche, warf ihm im Dunkeln ſogar einen Knüttel zwiſchen die Beine. Aber Hannes, dem der Zorn ſehr loſe ſaß, wenn Annlieſe nicht in der Nähe war, ließ den Knüttel ſo geſchickt zurückfliegen, daß ſich Kaſpar Krauſe acht Tage lang von ſeiner Tante die Naſe kühlen laſſen mußte. Sonſt trug er weiter keinen Schaden davon, nur daß er vor Ärger und Scham noch mehr eintrocknete.

Als Annliese merkte, daß sich der allgemeine Haß gegen Hannes stetig verstärkte, wuchs auch ihr Trotz, und sie nahm ihren getreuen Knecht nur noch mehr in Schutz. Sie ließ ihn an ihrer rechten Seite gehen und behandelte ihn viel freundlicher, als es sonst ihre Artwar.

Doch während sie mit ihm Tag für Tag im Laboratorium werkte und schaffte, bereitete sich in der Zunft etwas gegen sie vor. Denn kaum hatte sich Kaspar Krause von seinem Schmerzenslager erhoben, drang er darauf, die Jahrmärkte neu zu verteilen. Jedermann wußte, daß damit auf Annliesens Verdienst gezielt wurde. Da sie aber eine Wittib ohne Kinder war, nahm kein Laborant daran Anstoß. Noch vor Weihnachten wurde beschlossen, ihr die wenigen Märkte, auf denen sie allein feilhielt, zu nehmen, so daß Kaspar Krause in der Folgezeit stets an ihrer Seite seine Bude aufschlagen durfte. Als ihr der Zunftmeister solches eröffnete, kam sie sofort in Hitze und hob so drohend den Salbenlöffel, daß sogar Hannes den Kopf einzog. Der Zunftmeister entsprang dem Laboratorium und unterhandelte erst weiter, als er hinter dem Zaun etwas Sicherheit gefunden hatte.

„Das nennet Ihr Gerechtigkeit!“ rief Annliese und schwang den Löffel. „Wenn ich ein Mann wäre, würdet Ihr mir solches nicht bieten!“

„Gewiß nicht!“ gab der Meister zu. „Aber dieweil Ihr nur ein Weib seid und dazu eine Wittib, die keine Kinder hat, so brauchet Ihr nicht so viel zu verdienen wie ein Laborant mit einer ganzen Familie. So Euch dieses nicht einleuchtet, so denket darüber ein wenig nach.“

„Alſo daher pfeift der Wind!“ rief Annlieſe, rot vor Zorn. „Euch Mannsvolk will ich's weiſen! Ich ſchreib an den Kaiſer!“

„Wird Euch nichts nützen!“ lachte der Zunftmeiſter gutmütig. „Denn es liegt ganz in der Macht der Zunft, Euch zu geben, was ſie für gut hält. Beſcheidet Euch bei dem Beſchluß, auf daß er Euch nicht noch ſchärfer treffe. Bleibt Euch ja immer noch genug zum Leben!“

„Und wenn ich alt bin und die Hände nicht mehr rühren kann?“ fragte Annlieſe zurück, und ihre Lippen zuckten vor Wut. „Soll ich mir dann das Gnadenbrot erbetteln!“

„Danach fraget die Zunft nicht!“ wies ſie der Meiſter ab. „Iſt Eure Sache, wenn Ihr mit dem Freien warten wollt, bis das Alter da iſt.“

„Und Kaſpar Krauſe!“ rief ſie erboſt. „Iſt er vielleicht kein Junggeſell! Hat er eine Familie zu ernähren!“

„Auch danach fraget die Zunft nicht!“ ſprach der würdige Laborant.

„So gibt es hier zweierlei Recht!“ ſtieß ſie heraus. „Eins für das Mannsvolk, und eins für die Weiber!“

„So iſt es!“ beſtätigte ihr der Meiſter kopfnickend. „Seht Euch um in der Welt: Überall in der Welt iſt es alſo!“

„Soll's aber nicht ſein!“ ſchrie Annlieſe, die nicht mehr an ſich halten konnte, und hieb den Löffel auf das Gatter, daß er zerbrach. „Bin ich nicht auch ein Menſch ſo gut wie Kaſpar Krauſe, das gakrige Geſtöcke! Taugt er vielleicht ſo viel wie ich! Nicht geſchenkt möcht ich ihn. Nicht einmal als Knecht wär er mir gut!“

„So laßt Euch von ihm freien!“ riet der alte Laborant und verzog ſich eilends, denn Annlieſens Geſicht deutete auf nichts Gutes.

Sie ſtand und rührte ſich nicht. Freien! das Wort klang ihr im Ohr. Langſam öffnete ſich ihre Hand. Der Löffelſtiel ſank auf die Erde. Freien! das war der einzige Ausweg. Freien! aber nicht Kaſpar Krauſe, ſondern Hannes, den Knecht. Das war der Rechte! Der würde auch ferner nichts ſein wollen als der Knecht, der er bisher geweſen war. Dieſer plötzliche Entſchluß drängte ihr das Blut zum Herzen. Ihr Geſicht wurde bleich. Schwer ging ihr Atem. Sie wollte es nicht erſt auf die lange Bank ſchieben.

„Hannes!“ rief ſie kurz entſchloſſen.

Und Hannes kam. Wie immer ſchlich er geduckt einher, um ſeine grenzenloſe Unterwürfigkeit zu zeigen. Doch ſie brachte es nicht fertig, ihn anzuſehen. Das, was ſie dachte, kam nicht über ihre Lippen. Denn war's auch nur eine Freite zum Schein, ihrem weiblichen Stolze war das Geſtändnis unmöglich. Und wieder ſchoß ihr das Blut ins Geſicht.

„Heb den Löffel auf!“ befahl ſie herriſch und härter als ſonſt.

Und Hannes, der das Geſpräch belauſcht hatte und wohl ahnen konnte, wie es ihr ums Herz war, fühlte ſich ſchwer enttäuſcht und gehorchte ſchweigend. Annlieſe aber ging in ihre Stube und rang vergeblich gegen Stolz und Scham. Sie wußte, daß Hannes an ihr großes Wohlgefallen gefunden hatte, aber ſie ſcheute ſich, ihm falſche Hoffnungen zu erwecken. Darum ſchwankte ſie und fand keinen Weg zum Ziele.

Hannes aber ließ ſie nicht mehr aus den Augen und hatte bald heraus, wie es um ſie ſtand. Doch er kam ihr nicht einen Schritt entgegen und ließ ſie zappeln. Nur unterlag er dabei einer grimmigen Täuſchung, daß er das für Verliebtheit nahm, was ihr durch die Notwendigkeit, für ihre Menſchenrechte zu kämpfen, aufgezwungen wurde. Und Hannes ſtellte ſich in dieſer Zeit gar oft auf den Kopf, bevor er ins Heu kroch, ſo freute er ſich über den endlich winkenden Sieg. Noch hatte er zwei volle Monate vor ſich, und bis zum erſten Kuſſe war's nicht mehr weit! Nur nicht überſtürzen! Sonſt ging das Ding am Ende doch noch ſchief.

Unterdeſſen war Weihnachten vergangen, und Annlieſe war mit ſich ins reine gekommen. Sie wollte Hannes aufmuntern, damit er ſehe, was ſie von ihm heiſchte. Und als ſie Brot buk, ſtreifte ſie ſich wieder die Ärmel auf. Aber Hannes beherrſchte ſich mächtiglich. Da das nichts verfing, wurde ſie milder und freundlicher als jemals, verlor alle ihre Heftigkeit, legte ihm die beſten Biſſen auf den Teller und ſtellte ihm einen Krug Wein auf den Tiſch.

Aha! dachte er ſtill bei ſich und blieb ſteif wie ein Klotz. Sind wir ſchon ſo weit?

Da riß ihr endlich die Geduld.

„Hannes?“ fragte ſie unvermittelt. „Biſt du verheiratet?“

„Ich werd mich hüten!“ grinſte er und ſtreifte ſie mit einem ſchiefen Blick.

„Haſt keine Luſt?“ forſchte ſie mit dem Anſchein des Gleichmuts.

„Luſt! — Nein!“ machte er gedehnt, ſtreckte ſich und verſenkte beide Hände in die Taſchen.

„Warum nicht!“ rief ſie zornig und pochte auf den Tiſch.

„Man lebt ſo viel ſchöner!“ behauptete er ſchlagfertig.

„Könnteſt es aber noch beſſer haben!“ ſagte ſie und ſah ihn dabei an, daß es ihn heiß überlief.

„Na!“ meinte er gemächlich. „Wenn's ſein muß, dann kannſt du mir ja gleich einen Kuß geben!“

Da fuhr Annlieſe auf und holte mit der Hand aus.

„Eine Backpfeife kannſt du kriegen! Du Hansnarr, verdrehter!“

„Wieſo denn!“ ſtieß er verwundert heraus und duckte ſich. „Freien und küſſen gehören doch zuſammen!“

„Aber bei mir nicht!“ rief ſie kurz und bündig. „Willſt du freien, ſag ja! Sonſt gehſt du mir noch heute aus dem Hauſe!“

Hannes ſtand da, als hätte er ſich mit dem Hackmeſſer zwei Finger abgeſchnitten. Er wurde aus Annlieſe nicht klug. Um aber nicht aus dem Hauſe zu müſſen, nickte er langſam und ſagte: „Ja!“

„Oſtern iſt Hochzeit!“ beſtimmte Annlieſe in ihrem gewöhnlichen Befehlston. Mit der Regelung dieſer Angelegenheit waren Zaghaftigkeit und Unſicherheit von ihr abgefallen. Sie war jetzt wieder die bekannte Annlieſe, die alles zu beherrſchen ſtrebte, nur nicht ſich ſelbſt. Hannes nickte noch einmal Beifall und kroch ins Heu, um ſich ſeine Haare und ſeine Gedanken glatt zu ſtreichen.

„Ein wunderliches Weib!“ ſeufzte er vor ſich hin.

„Freien ohne Küſſen iſt ein ganz abſonderlicher Brauch. Und acht Tage vor Oſtern muß ich wieder in meiner Höhle ſein. Zwar, zwei Monde hab ich noch Zeit. Muß mich nur fein klug anſtellen wie bisher. Vielleicht kann ich ſie küſſen, ohne zu freien. Das wär ſchon das allergeſcheiteſte! Ob ſie mich aber küſſen wird! Da eben liegt der Haſe im Pfeffer!“

Und Hannes ſchlief dieſe Nacht viel weniger gut als die vorige, wälzte ſich von einer Seite auf die andere und hatte ſchwere Träume.

Annliese aber ging zum Pfarrer. Obſchon ſie noch neun Wochen Zeit hatte, machte ſie ſich gleich auf, das Aufgebot zu beſtellen. Der geiſtliche Herr hörte ihr Begehren mit großer Verwunderung, warnte, beſchwor und ſchalt ſie, daß ſie einen hergelaufenen Knecht allen andern Männern des Dorfes vorziehe, konnte ſie aber von ihrem Vorhaben nicht abbringen. Am nächſten Sonntag ſaß Hannes neben ihr im Chorgeſtühl, und zwar an ihrer rechten Seite. Neugierige und höhniſche Blicke kamen von allen Seiten angeſchwirrt, ohne Annliese die Ruhe rauben zu können. Hannes dagegen litt ſehr darunter, desgleichen auch unter dem erſchrecklichen Geläut der Glocken, an das er ſich noch immer nicht gewöhnt hatte. Ganz zuſammengekrochen hockte er da, und als das Gebimmel am ärgſten wurde, ſah er akkurat aus wie ein kleines Häufchen Unglück. Aber er erholte ſich wieder, als er auf dem Heimwege war.

Und mit dieſem Knechtlein wollte ſich Annliese verheiraten! Die böſen Mäuler ſtanden den ganzen Nachmittag nicht ſtille. Im Kretſcham ging es ſtürmiſch her,

und Kaſpar Krauſe hatte manche derbe Stichelrede auszuhalten, weil ihm das böhmiſche Knechtlein den Rang abgelaufen hatte. Aber er gab ſein Spiel nicht verloren, ſetzte ſich mit dem Zunftmeiſter hinter die Akten, und ſie brauten wieder was zuſammen. Doch hielten ſie es vorerſt noch geheim.

Annliese aber hatte ſich ganz und gar wiedergefunden. Hannes bemerkte das mit heller Verwunderung. Nicht nur, daß er als Bräutigam zehnmal ärger als zuvor ſchuften und werken mußte, die guten Biſſen verſchwanden vom Tiſche, vom Wein war nicht mehr die Rede, und auf freundliche Worte konnte ſich Annliese überhaupt nicht mehr beſinnen. Ja, noch viel ſtraffer zog ſie die Zügel an, dieweil nach ihrer Meinung ein zukünftiger Ehemann bei weitem gehorſamer ſein müſſe als ein bloßes Knechtlein. Auf Schritt und Tritt bewachte ſie ihn; ohne ihre Begleitung durfte er nicht aus dem Hauſe, und ſogar die Tabakspfeife entzog ſie ihm.

Hannes ließ die Flügel hängen, er fühlte ſich zerſchlagen und höchſt unglücklich. Tiefbetrübt wühlte er ſich ins Heu und ſtöhnte laut.

„Gibſt gleich Ruh!“ rief Annliese von unten und ſchlug mit dem Stecken auf die Leiterſproſſen.

Und ſofort ſchloß Hannes den Mund und ſtöhnte nur noch lautlos in ſich hinein.

Schockſchwerenot! dachte er bei ſich im ſtillen. Iſt das die Liebe, dann dank ich dafür. Wie ſich die Weiber doch verſtellen können! Grundfalſch ſind ſie! Da ſitz ich ſchön in der Tinte!

Und ſchon begann er mit der Höhle im Rieſengrund

zu liebäugeln, obſchon er noch nicht all und jede Hoffnung fahren laſſen wollte.

Am Sonntag Okuli wurden ſie aufgeboten. Der Pfarrer verkündete das Verlöbnis von der Kanzel, nicht ohne zu ſeufzen, denn er war ein alter, ruhiger Herr und ein ſanfter Hirte ſeiner Schäflein.

Am nächſten Morgen klopfte der Zunftmeiſter an Annlieſens Tür. Kaſpar Krauſe, der ſich erboten hatte, ihm beizuſtehen, hielt ſich in gehöriger Entfernung. Hannes ſah ſie kommen und duckte ſich tiefer.

„Was machſt du für ein Geſicht!“ herrſchte ihn Annliese an. „Sollſt dich freuen, daß du mit mir vor den Altar treten darfſt. Gleich ſteckſt du ein ander Geſicht auf!“

Und Hannes gehorchte, ſo gut es ging.

„Frau Annlieſe!“ rief der Zunftmeiſter von draußen, denn er getraute ſich nicht herein. „Hab Ihr was mitzuteilen von Zunft wegen.“

„Spart Euch das Gepaper!“ rief ſie und wollte ihn fortſcheuchen.

Aber er trat nur drei Schritte zurück, weil er ſich von Kaſpar Krauſe hinreichend geſchützt wähnte.

„Iſt es Euer unabänderlicher Entſchluß,“ fragte der Meiſter ernſt, „einen unzünftigen Mann zu heiraten!“

„Was geht's Euch an!“ wies ſie ihn zurück.

„Danach hat die Zunft wohl zu fragen!“ belehrte ſie der alte Laborant. „Denn ſo Ihr es tut, dürft Ihr nicht mehr laborieren!“

„Das fehlte noch!“ lachte ſie laut und ſtemmte die Fäuſte in die Hüften. „Wer will mir's verwehren! Ihr doch nicht etwa!“

„Nicht ich!“ erwiderte der Meiſter ſanft. „Sondern die Zunft!“

„So bin ich dadurch geringer geworden, daß ich einen unzünftigen Mann heiraten will!“ rief ſie zornig. „Sind meine Medikamente dadurch ſchlechter geworden? He! So antwortet doch!“

„Das iſt meines Amtes nicht!“ wich er aus. „Nur habe ich Euch die Eröffnung zu machen, daß wir genau an Euerm Hochzeitstage kommen werden, um das Laboratorium zu räumen, falls Ihr nicht vorher freiwillig auf das Laborieren verzichtet.“

„Kommt nur!“ ſchrie ſie lachend und reckte die kräftigen Arme. „Ich will Euch ſchon zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen hat. Ich fürcht mich nicht! Und ich laſſe nicht von der Heirat, und wenn ſich gleich das ganze Dorf dawiderſetzt.“

Bei dieſen Worten begannen Hannes die Knie zu zittern, denn er hatte ſchon gehofft, auf dieſe gute Art wieder frei zu kommen. Der Zunftmeiſter aber zog nun mildere Saiten auf.

„Frau Annliese!“ ſprach er und wagte ſich noch einmal näher. „Nehmt meinen Rat an und laßt den böhmiſchen Knecht laufen. Ihr könnt mit ihm keinen Staat machen. Mich dünkt gar, er iſt ſchief gewachſen. Ihr findet ſicher im Dorfe einen Mann, der Euch beſſer zu Geſicht ſteht!“

„Geht Euch nichts an!“ ſchnitt ſie ihm das Wort ab. „Mir braucht keiner zu Geſicht zu ſtehen. So Ihr aber Gewalt anwendet, ſo werde ich an den Kaiſer gehen, damit ihm zu wiſſen wird, daß ſich hierorts das Mann-

volk zuſammentut, um eine arme Wittib vom Brot abzudrängen.“

„Tut, was Ihr nicht laſſen könnet!“ ſprach der Meiſter und wandte ſich zum Gehen. „Gegen die Zunft kann kein Kaiſer was ausrichten!“

Dieſe Unterredung hatte auf Annliese tieferen Eindruck gemacht, als ſie es ſich ſelbſt eingeſtehen mochte. Sie fuhr ziellos durch das Haus, und da ſie ihre Unruhe und ihren Unmut loswerden mußte, entlud ſich alles auf den armen Hannes. Kreuzunglücklich wurde er, obſchon die Hochzeit immer näher rückte. Er ſann endlich auf Flucht. Auch begann der alte Bannfluch des heiligen Adalberts ſchon von ferne zu wirken. Aber Annliese ließ ihn nicht entſchlüpfen. Des Nachts verriegelte ſie die Tür und zog zum Überfluß die Leiter weg, die auf den Heuboden führte.

Gar oft hing ſein Blick ſehnſüchtig an den weißen, ſchneeglänzenden Bergen, die zum Fenſter hereingrüßten. Wenn Annliese aber ſolches merkte, gab's gleich ein ungelindes Hagelwetter. Einmal ſogar, als er zwei jungen Mädchen nachſah, die ſanft und ſittſam vorbeigingen, flog ihm plötzlich ein Ding an den Kopf, das einer tönernen Salbenſchale zum Verwechſeln ähnlich ſah, eine Beule machte und auf dem Fußboden in tauſend Scherben zerſchellte. Damit war Hannes von ſeiner Verliebtheit gründlich und für immer kuriert.

Bei dem haſtigen, unaufhaltſamen Laborieren waren die Vorräte eher als ſonſt aufgebraucht. Und ſchon ſchickte ſich Annliese an, neue Kräuter und Wurzeln zu ſammeln. Obſchon der Schnee noch meterhoch das Gebirge bedeckte, ſtreckten doch ſchon die erſten Frühlings-

blumen in den geſchützteren Talwinkeln ihre Triebe hervor.

Immer näher auch rückte der Tag, an dem die elf Monate herum waren und die Höhle im Rieſengrund des gebannten Schläfers harrte. Und in dieſer Zeit gelang es Hannes, Annlieſe bis an die Grenze des Reviers zu locken, indem er vorgab, ihr ein ſehr ergiebiges Wurzelfeld zu zeigen. Diesmal aber konnte er es abwarten und fuhr nicht zu zeitig los. Erſt als er ſeine alte Kraft wiederkommen fühlte, reckte er ſich vor ihr auf.

„Erkennſt du mich!“ brüllte er donnernd, und ſeine Augen ſchoſſen Blitze.

„Was ſchreiſt du!“ herrſchte ſie ihn an und ſtützte die Arme in die Seiten. „Was brüllſt du wie ein Ochſe! Gleich biſt du ſtille, oder ich komm dir übers Fell!“

„Erkennſt du mich nun, niedrige Kreatur!“ fuhr er wilder fort und ſchwang ſeine Arme wie Mühlenflügel durch die Luft. „Ich bin der Herr des Gebirges!“

„Meinswegen!“ rief ſie und tat einen Schritt vorwärts. „Mein Herr noch lange nicht, du dummer Hannes!“

„Kennſt du mich nicht, Erdenwurm von einem Weibe!“ brüllte er zum dritten Male und würgte ſich mit vieler Mühe den Schimpfnamen heraus. „Ich bin der Rübezahl!“

„Rübezahl!“ lachte ſie kreiſchend auf, daß das Echo geweckt wurde. „Rübezahl! Rübezahl! Ich will dich gleich berübezahlen!“

Und blitzſchnell griff ſie einen Eichenaſt, brach ihn über dem Knie handlich zurecht und ging auf ihn los.

Er ſtutzte, trat ein paar Schritte zurück, ſchwankte noch ein wenig und machte kehrt. Mit langen Sätzen haſtete er den Kamm hinauf. Annlieſe hinter ihm drein.

„Kommſt du her!“ ſchrie ſie ihm nach. „Steh! Da gehſt du her!“

Aber er gehorchte ihr nicht mehr. Einholen konnte ſie ihn nicht, denn ſeine Beine wuchſen, je höher er kam. Endlich, hinter den Mittagſteinen, machte er halt, um ſich zu verſchnaufen. Kaum aber hob Annlieſe im Tale den Knüttel, ſo jagte er ſchon wieder auf und davon. Zwiſchen dem großen und dem kleinen Teiche rutſchte er aus. Die Schramme iſt heute noch deutlich zu ſehen.

„Rübezahl!“ ſchrie Annlieſe von unten und drohte.

Da hielt er ſich die Ohren zu und verſchwand im Rieſengrunde.

Annlieſe nahm keinen Knecht wieder, durfte in Frieden weiter laborieren und blieb ledig bis an ihr ſeliges Ende.

Anno 1844, als wieder einhundertundſechs Jahre verfloſſen waren, hat ſich der Berggeiſt nicht blicken laſſen. —

Um dieſe Zeit aber begann das Krummhübler Laborantentum ſeinen Abſtieg. Dieſe ungelehrten Leute konnten mit den ſtudierten Apothekern, die allerorten aufkamen, nicht lange Schritt halten. Neue Zunftmitglieder wurden nicht aufgenommen, und die Zahl der alten ſchmolz immer mehr zuſammen.

Der letzte Laborant ſtarb im Jahre 1884, ſeines Namens ein Zölfel, und die alten Krummhübler erinnern ſich ſeiner noch heute.

Das Laborantenblut aber wirkt noch immer in

Krummhübel. Denn aus dem Apothekerdörfchen iſt ein ſtattlicher Kurort geworden. Und wer jemals in den freundlichen Gärten am Fuße der Schneekoppe ein paar Sommerwochen verbringen durfte, hat ſie ſicher mit friſcherer Seele und feſterer Geſundheit verlaſſen. Auf der Stelle von Annlieſens Häuschen, in dem Rübezahl elf Monate als Laborant gedient hat, ſteht heute ein großer Gaſthof. —

Weshalb ſich der Berggeiſt Anno 1844 nicht aus ſeiner Höhle gewagt hat, weiß kein Menſch. Vielleicht hat er ſich von der Kirche Wang abſchrecken laſſen, die man ihm zwei Jahre vorher in Brückenberg dicht vor die Naſe geſetzt hatte. Über ſeine ferneren Schickſale berichtet nur eine Prophezeiung, die aus jener Zeit der erſten Eiſenbahnen ſtammt und der alten Wittichmutter aus Schmiedeberg zugeſchrieben wird.

„Von Hirſchberg wird ein feuriger Wagen gelaufen kommen, ohne Deichſel und Pferde, der wird brüllen wie ein Ochſe. Und er wird an den Bergen in die Höhe klettern bis auf den Kamm und wird große Löcher in die Berge reißen, aber ſie werden davon nicht einfallen. Und ſo ein Loch wird von hinten her in die große Höhle treffen, wo der Rübezahl ſchläft. Und er wird herauskommen und los ſein von dem Banne und die armen Leute noch viel ſchrecklicher plagen als vorher!“

Zur Hälfte hat ſich dieſe Weisſagung erfüllt, denn bis Krummhübel läuft der feurige Wagen ſchon, wenn er auch nicht ganz genau ſo brüllt wie ein Ochſe. Auch die Koppenbahn iſt kein leerer Traum mehr, ſteht ſie doch ſchon fix und fertig auf dem Papier. Fehlt nur noch die Sorge daran, daß einer ihrer Tunnels die Höhle

des Berggeiſtes von hinten trifft. Ob dann aber die Ketzerei bereits ſo weit fortgeſchritten iſt, daß er wieder ſeine Herrſchaft antreten kann, oder ob ſich dann ein neuer Heiliger finden wird, der ihn auf abermals tauſend Jahre bannt, muß man eben mit Geduld abwarten.

Cäſar Müßigbrot, der Deſerteur

Als der Siebenjährige Krieg ausbrach, hatte Cäſar Müßigbrot, ein Grünberger Böttchergeſelle, den Mut, der ihm als Schleſier zukam, durch den heimatlichen Wein längſt eingebüßt. Und ſo mühten ſich des Königs Werber, die ihn gern gehabt hätten, da er von breiter Bruſt, graden Beinen und derben Fäuſten war, vergeblich um ihn.

Als aber der Krieg ins ſechſte Jahr ging, mußte der König, um ſeine zerſchoſſenen Regimenter wieder ſchlachttüchtig zu machen, zur Zwangsaushebung ſchreiten. Und ſo kam nach Grünberg, als man ſich dort ſchon in den ſchönſten Friedenshoffnungen wiegte, der Korporal Stüberling, ein grober, ſchnauzbärtiger Priegnitzer, und fiſchte einundzwanzig junge Burſchen für den König heraus. Und der einundzwanzigſte war kein anderer als Cäſar Müßigbrot, auf deſſen Geſicht deutlich zu leſen war, daß er den Namen des römiſchen Helden nicht mit allzu großem Recht führte.

Korporal Stüberling, der bei aller Schnauzigkeit ein wackerer Soldat und ein braver Kerl war, marſchierte mit ſeinen Rekruten nach Glogau. Hier ließ er ſie einkleiden, las ihnen jeden Morgen die Kriegsartikel vor, worin es von Spießrutenlaufen und Todesſtrafen nur ſo wimmelte, daß den guten Grünbergern, inſonderheit aber Cäſar Müßigbrot, die Haare ſteil zu Berge traten, und drillte ſie in drei Wochen zu königlich preu-

ßischen Grenadieren, daß ihnen gelb, grün und blau vor Augen wurde. Darauf wurden sie in alle Windrichtungen zu den verschiedensten Regimentern verstreut, um unter die Mannschaften eingereiht zu werden.

Cäsar Müßigbrot aber, dessen Schwerfälligkeit in allen kriegerischen Dingen sich mit einer gewissen friedlichen Durchtriebenheit paarte, blieb unter der Obhut des Korporals und marschierte mit ihm nach Kosel, das eben eine harte Belagerung hinter sich hatte. Die Besatzung dieser kleinen Festung verteilte ihre Kräfte redlich zwischen Postenstehen und Schanzarbeiten und brauchte vorerst weder Pulver noch Blei zu riechen. Korporal Stüberling, der am liebsten zu jeder Mahlzeit einen lebendigen Österreicher verspeist hätte, fluchte über das Müßigliegen wie ein Tatar, während Cäsar Müßigbrot, auf dessen Haupt diese Flüche zumeist niederprasselten, sich von Herzen über eine solche durchaus friedliche Kriegführung freute. Wohl wäre auch er, wenn es der König befohlen hätte, ohne sich lange zu besinnen, auf den Feind losmarschiert, aber mit geschlossenen Augen, denn er konnte kein Blut fließen sehen. Ja, er hätte selbst dreingeschlagen, doch nur um sich zu verteidigen. Ein Feigling also war er ganz und gar nicht. Er besaß sogar alle Eigenschaften, die das Heldentum erfordert, nur das bißchen Mut fehlte ihm. Darum war auch der Verdacht des Korporals, der Cäsar Müßigbrot schlankweg für einen unsicheren Kantonisten hielt, völlig ungerechtfertigt. Denn bei der Schärfe der preußischen Kriegsartikel gehörte zum Desertieren mindestens dreimal soviel Mut wie zum Schlagen.

„Komm nur erst an den Feind!“ drohte der Korpo-

ral und hielt ihm die geballte Faust unter die Nase. „Wenn dir die blauen Bohnen um die Ohren pfeifen, dann wird dir schon ein Licht aufgehen.“

Daß dich der Daus! dachte Cäsar Müßigbrot, aufs höchste erschrocken, erwiderte aber sofort in seinem unerschrockensten Tone: „Wär's nur erst so weit, Herr Korporal, ich brenn schon drauf!“

Dann betrachtete ihn Korporal Stüberling stets von der Seite und wiegte zweifelnd den Kopf.

Und es war endlich so weit! Noch mehr nämlich als Cäsar Müßigbrot sehnte sich der große König nach dem Frieden, doch durfte er sich das noch weniger merken lassen, und gab, um die Diplomaten endlich auf die Beine zu bringen, den in Oberschlesien stehenden Truppen den Befehl, einen Einfall nach Österreich-Schlesien und Mähren zu machen.

Am dritten Morgen darauf überschritt Cäsar Müßigbrot an der Seite seines Korporals zum ersten Male die Grenze. Auf Jägerndorf war es abgesehen. Die vorausreitenden Husaren hatten den Feind längst aus dem kleinen Städtchen hinausgeworfen, so daß das Bataillon von Thüna, dem anzugehören Cäsar Müßigbrot die Ehre hatte, mit klingendem Spiel durch das offene Tor einrücken konnte.

„Wenn's so weiter geht,“ seufzte er erleichtert auf, „dann laß ich's mir schon gefallen.“

Als das Bataillon auf dem Marktplatz angekommen war, löste es sich in Korporalschaften auf.

„Antreten zum Appell!“ schnauzte Korporal Stüberling. „Jeder sucht sich ein Quartier, und der Teufel soll euch holen, wenn ihr euch die guten Quartiere weg-

ſchnappen laßt. In einer halben Stunde ſeid ihr wieder hier zur Meldung."

Und Cäſar Müßigbrot trabte los. Gleich an der Ecke der Troppauer Gaſſe hing an einem freundlichen Häuschen ein Schild, darauf geſchrieben ſtand: Habakuk Völkel, Böttchermeiſter. Sofort fiel Cäſar Müßigbrot mit der Tür ins Haus und in die Werkſtatt und ſah ſich einem alten, ehrwürdigen Meiſter gegenüber, der eben einen Reifen um die Tonne trieb. Über dieſem anheimelnden Bilde vergaß Cäſar Müßigbrot, daß er den Rock des Königs anhatte, und begann ſeinen Handwerksſpruch.

„Seid Ihr der ehrbare Meiſter?"

„Iſt löblich!" erfolgte darauf die erſtaunte Antwort.

„Ich möchte den ehrbaren Meiſter anſprechen, ſolange es mir oder ihm gefällt!"

Jetzt legte der Meiſter Trieb und Schlägel beiſeite und hieß den Zunftgenoſſen mit einem biederen Handſchlag willkommen. Dann rief er ſeine jüngſte Tochter Veronika herbei, die ihm das Hausweſen verſah. Die war erſt recht voll Staunen über den neuen Geſellen in dem kriegeriſchen Kleid. Noch mehr aber verwunderte ſie ſich darüber, daß der Vater mit einem Landesfeinde freundlich tat. Doch das hatte ſeinen guten Grund. Denn Meiſter Habakuk Völkel war in erſter Linie ein guter Schleſier und hoffte noch immer, daß der ſiegreiche König, den er heimlich bewunderte, wenigſtens diesmal den letzten ſchleſiſchen Fetzen, der bisher bei Öſterreich geblieben war, mitnehmen würde. Und da Cäſar Müßigbrot ſittſam und beſcheiden auftrat und ſo gar nichts von einem blut- und beutegierigen Kriegsmann

an ſich hatte, da konnte ihm auch Veronika nicht lange gram ſein, zumal ihm die blaue Montur gar prächtiglich ſtand. Als er dann gar ohne Geheiß zum Handwerkszeug griff und den Reifen kunſtgerecht antrieb, ſchloß ihn der alte Meiſter ganz in ſein Herz und wies Veronika an, die beſte Kammer herzurichten und ein gutes Mahl zu bereiten.

Unterdeſſen umkreiſten der Meiſter und ſein neuer Geſelle in ſchönſter Eintracht die große Tonne und ſchwangen die Schlägel nach der ſchönen Melodie:

„Böttcher, Böttcher, bum bum bum,
Dreimal um das Faß herum!“

Dazwiſchen ſprachen ſie über die Wechſelfälle des Krieges und die guten Friedensausſichten. So war im Handumdrehen eine halbe Stunde und noch mehr verfloſſen. Da flog plötzlich die Tür auf, und der Korporal drang wutentbrannt in die Werkſtatt.

„Melde gehorſamſt!“ rief Cäſar Müßigbrot betroffen, da ihm plötzlich einfiel, daß er den Appell verſäumt hatte. „Habe das beſte Quartier in der Stadt und helfe dem Meiſter jetzt ein biſſel böttchern.“

„Ich will dir das Böttchern verſalzen!“ brüllte der Korporal zornig. „Der Krieg iſt jetzt dein Handwerk, du Kujon!“

Und ſchon hob er den Korporalſtock. Allein er ſchlug nicht zu, denn in demſelben Augenblick trat Veronika herein und beſtellte, daß das Mahl fertig ſei.

„Stillgeſtanden!“ befahl der Korporal. „Und wehe, du rührſt dich vom Fleck!“

Dann ging er mit dem Meiſter in den Nebenraum, wo wohlgefüllte Schüſſeln auf dem Tiſche dampften.

Qualvolle Minuten durchlebte Cäſar Müßigbrot. Der Duft von Speck und Erbſen drang ihm in die Naſe, und dabei ſollte er ſtramm ſtehen. Das Klappern der Löffel und Meſſer ſchlug an ſein Ohr, und er durfte ſich nicht vom Flecke rühren. Der Meiſter wagte ein paar Worte, um den zornigen Korporal zu beſänftigen. Doch der fuhr ſofort grobes Geſchütz auf.

„Spießruten muß er laufen, der Kerl!“ rief er erboſt. „Das iſt Inſubordination, darauf ſteht Feſtungshaft und Degradation. Ich will dieſem Hundsfott die Seele aus dem Leibe kuranzen.“

Aber je eifriger ihm Veronika den Teller füllte, um ſo mehr erblaßte ſein Zorn. Endlich ging er ſogar auf acht Tage ſtrengen Arreſtes bei Waſſer und Brot herunter. Und als ihm ein Krug Wein vorgeſetzt wurde, fand er ſich bereit, es mit einer Strafwache genug ſein zu laſſen. Darauf ging er in die Werkſtatt zurück, nahm mit Genugtuung wahr, daß Cäſar Müßigbrot ſich nicht vom Flecke gerührt hatte, und kommandierte: „Rechtsumkehrt! Gewehr über! Vorwärts marſch!“

Mit Rechtsſchwenk! Linksſchwenk! und Gradeaus! mußte ſich Cäſar Müßigbrot mit knurrendem Magen und trockner Kehle aus der Stadt hinausbugſieren laſſen, bis ihn an einem verſteckten Hohlweg ein donnerndes Halt! zwang, die matten Glieder in die vollkommene Ruhelage zu verſetzen.

„Hier wirſt du Wache ſtehen, du Hundsfott!“

„Zu Befehl, Herr Korporal!“

„Und haſt nicht wegzugehen, bis die Ablöſung kommt! Sonſt fährt dir ein heiliges Kreuzhimmeldonnerwetter in den Ranzen.“

„Zu Befehl, Herr Korporal!“

„Und wenn der König kommt und dich wegſchicken will?“

„Dann ſage ich: Majeſtät, der Herr Korporal Stüberling hat mich hierher geſtellt, und hier muß ich ſtehen bleiben, bis ich abgelöſt werde.“

„Und wenn der Feind kommt?“

„Dann ſchlag ich Alarm!“

„Und wenn einer deſertieren will?“

„Dann arretiere ich ihn.“

„Und wenn er fortläuft?“

„Dann ſchieß ich auf ihn.“

„Und wehe, du Kujon, du triffſt nicht!“

Darauf ging der Korporal wohlbefriedigt zu Meiſter Habakuk Völkels Weinkrug zurück.

Der aber war in großer Sorge um ſeinen neuen Geſellen und hatte Veronika den beiden nachgeſchickt. Sie kam noch vor dem Korporal zurück, packte auf des Vaters Geheiß eilig allerhand gute Dinge gegen Hunger und Durſt in einen Korb, und ſchlich ſich durch Nebengaſſen zu dem kleinen Pförtchen hinaus, das in den Hohlweg mündete, wo Cäſar Müßigbrot auf Wache ſtand.

Der trauerte in der Einſamkeit des ſinkenden Abends ſehr heftiglich der guten Mahlzeit nach, die ihm der harte Korporal vor der Naſe weggeſchnappt hatte, ſehnte ſich nach dem guten Bett, in dem er heute nacht nicht ſchlafen würde, obſchon es eigens für ihn hergerichtet worden war, und verwünſchte ſich, dieweil er nicht nur ein preußiſcher Grenadier ſondern auch ein ſchleſiſcher Pechvogel war.

Da näherte ſich ihm in der Dunkelheit eine Geſtalt.

„Halt, wer da!“ rief er und ſchlug an.

Darüber verlor die gute Veronika den Kopf, ſtieß einen lauten Schrei aus, woran er ſie erkannte, ließ den Korb fallen und rannte davon. Cäſar Müßigbrot erbeutete den Korb und fand zu ſeiner Genugtuung allerhand gute Dinge darin, die er nicht verderben laſſen durfte. Da überdies zwei Flaſchen Wein dabei waren, ſtellte er das Gewehr an einen Baum und ſetzte ſich an den Grabenrand, um ſich zu ſtärken. Denn was konnte dem König ein Wachtpoſten nützen, der vor Hunger, Durſt und Müdigkeit umzufallen drohte! Zudem wurde das Pförtchen jetzt geſchloſſen, und im Hohlweg war es ſo ſtill wie in einer Kirche.

Und Cäſar Müßigbrot ſchlief ſo tief und feſt, wie noch niemals ein preußiſcher Wachtpoſten im Feindeslande geſchlafen hatte!

Um Mitternacht wurde in der Stadt Alarm geſchlagen. Hals über Kopf ſtürzten die Grenadiere aus ihren Quartieren und ſtellten ſich auf dem Marktplatze in Reih und Glied. Dem Major war angezeigt worden, daß zwei öſterreichiſche Regimenter unterwegs ſeien, die Stadt zu überrumpeln. Darum wurde zum Rückzug geblaſen. Korporal Stüberling bemerkte erſt am Morgen, als das Bataillon längſt die Grenze im Rücken hatte, das Fehlen Cäſar Müßigbrots.

„Grenadier Müßigbrot iſt deſertiert!“ meldete er ſofort dem Major.

„Wenn wir den Kerl kriegen!“ drohte wütend der Major und ließ das Bataillon nach Leobſchütz abſchwenken.

Doch Cäſar Müßigbrot war gar nicht deſertiert, er hatte ſich nur ein wenig ausgeruht, um ſeinen Wachtdienſt danach weit beſſer verſehen zu können. Als ihn die Morgenkühle weckte, raffte er eilends ſein Gewehr auf, ſtellte ſich an ſeinen Platz, lugte ſcharf nach rechts und links und ließ keinen deſertieren. Außerdem wartete er auf Ablöſung. Allein ſie kam nicht. Auch der Feind erſchien nicht. Blinder Lärm hatte das Bataillon zum Rückzug veranlaßt.

Dafür aber kamen die Jägerndorfer Bürger in ganzen Scharen aus der Stadt geſtrömt und ſtaunten den zurückgebliebenen Wachtpoſten an. Von ihnen hörte Cäſar Müßigbrot auch, daß das Bataillon längſt abmarſchiert ſei. Aber er blieb trotzdem ſtehen, wo er von dem Korporal Stüberling hingeſtellt worden war. Denn ſein Reſpekt vor den preußiſchen Kriegsartikeln war größer als ſeine Furcht vor dem Feinde. Darüber ſchüttelten die braven Jägerndorfer verwundert die Köpfe und ſtörten ihn nicht weiter. Schließlich ſtand er ja keinem im Wege.

Auch Meiſter Habakuk Völkel kam zu ihm, um ihm Vernunft einzuflößen, und riet ihm, das Kriegshandwerk ganz an den Nagel zu hängen, da die Diplomaten in Hubertusburg ſchon über den Frieden verhandelten und nichts mehr zu befürchten ſei. Auch ließ er den treuen Grenadier durch Veronika verpflegen. Darüber begannen die preußiſchen Kriegsartikel allmählich zu verblaſſen. Trotzdem ſtand er auch noch am vierten Morgen auf ſeinem Poſten und ſchlug Alarm, als er am andern Ende des Hohlwegs die erſte feindliche Uniform ſah. Dieſer öſterreichiſche Huſar, der von Troppau

aus rekognoszieren kam, riß sein Pferd herum, stob davon und meldete, daß Jägerndorf noch immer von den Preußen besetzt sei. Das gab der österreichischen Diplomatie den letzten bösen Stoß, und sie zeigte sich plötzlich geneigt, die Forderungen des Königs anzuerkennen.

Am fünften Tage endlich schien es Cäsar Müßigbrot doch ratsamer, dem Drängen Meister Habakuks und Veronikas nachzugeben, er verließ seinen Posten, legte seine Montur ab und verwahrte sie gut, weil sie des Königs Eigentum war, verwandelte sich aus einem Grenadier wieder in einen Böttchergesellen und blieb bei dem Meister in Brot und Arbeit. Veronika verpflegte ihn nach wie vor zu ihrer und seiner Zufriedenheit. Und als bald darauf die Glocken den im letzten Grunde durch Cäsar Müßigbrot veranlaßten Hubertusburger Frieden verkündigten, läuteten sie in Jägerndorf eine Hochzeit ein. Cäsar Müßigbrot und Veronika nämlich traten an diesem Tage vor den Altar und ließen sich zusammengeben. Nicht lange darauf wurde Cäsar Müßigbrot vor der Lade zum Meister gesprochen, und Habakuk Völkel war froh, daß er einen friedsamen Eidam und einen tüchtigen Nachfolger hatte. Er setzte sich zur Ruhe und schaukelte nacheinander sieben gesunde Enkelsöhnchen auf seinen Knien.

So vergingen sechzehn Jahre in eitel Friede und Freude, und kein Jägerndorfer hätte es für möglich gehalten, daß Cäsar Müßigbrot noch einmal in die Hände des harten Korporals Stüberling fallen könnte. Aber das blieb denn doch nicht aus.

Mit der Kaiserin zwar war der große König durch die

drei Kriege endgültig ins reine gekommen, aber sie hatte einen Sohn, der sie für den Verlust Schlesiens in dem bayrischen Erbfolgestreit von Herzen gern entschädigt hätte.

„Es sieht sehr nach Krieg aus!" schrieb Friedrich der Große im Februar des Jahres 1778, und dieses schwere Wort wurde schneller zur Wahrheit, als er es selbst glaubte. Schon im Sommer stand er mit seiner Armee in Böhmen.

Korporal Stüberling, der in den sechzehn Friedensjahren nicht nur älter sondern auch blutdürstiger geworden war, hatte es inzwischen zum Feldwebel gebracht und stand noch immer in Kosel. Mit nach Böhmen durfte er nicht, weil der Feldmarschall-Leutnant von Botta mit einem Einfall nach Oberschlesien drohte. Da der König endlich befahl, den Feind nach Mähren zurückzutreiben, rückten wiederum die in Kosel stehenden Truppen auf Jägerndorf und Troppau los.

Und das Unglück wollte es, daß Feldwebel Stüberling mit seiner Kompagnie bei den Bataillonen war, die Jägerndorf zu besetzen hatten.

Cäsar Müßigbrot hatte das Gewitter, das sich über der nahen Grenze zusammenballte, nicht weiter beachtet. Glaubte doch kein Jägerndorfer ernstlich daran, daß es überhaupt blitzen oder einschlagen würde, da die Diplomaten ihre Arbeit noch gar nicht unterbrochen hatten. Als aber an dem Vorrücken der preußischen Truppen, die den Österreichern an Schnelligkeit noch immer weit überlegen waren, kein Zweifel mehr möglich war, sann Cäsar Müßigbrot auf Flucht, um der drohenden Gefahr zu entgehen. Aber schon war es zu spät, denn im Süden der Stadt schweiften schon von

Troppau her die preußiſchen Huſaren. Wollte er nicht als Spion aufgeknüpft werden, mußte er ſich hübſch zu Hauſe halten.

Da kam ihm ſeine angeborene Verſchlagenheit mit einer Kriegsliſt zu Hilfe, durch die er ſich zu retten gedachte. Schnell fuhr er in die alte Montur, ſchulterte das Gewehr und marſchierte durch die kleine Stadtpforte zum Hohlwege hinaus, wo er ſeinen alten Poſten wieder einnahm.

Und richtig! dem Feldwebel Stüberling ſchien dieſer Hohlweg noch genau ſo wichtig wie damals zu ſein, daß er in eigener Perſon herbeikam, um die Wache hinzuſtellen. Als er aber den Poſten ſchon beſetzt fand, blieb ihm vor Staunen der Mund offen ſtehen, und als er in dem Wachthabenden ſeinen alten Grüneberger Grenadier und unſicheren Kantoniſten Cäſar Müßigbrot erkannte, ſchnappte er nach Luft wie ein Fiſch auf dem trocknen Sande.

„Kommt ihr endlich!“ rief Cäſar Müßigbrot. „Ich ſtehe mir hier die Beine in den Leib. Es wird endlich Zeit, daß ich abgelöſt werde.“

„Cäſar Müßigbrot, der Deſerteur!“ ſchrie der Feldwebel, zog ſeinen Degen blank und arretierte ihn auf der Stelle. „Spießruten laufen mußt du, du Kujon!“

Nun wurde Cäſar Müßigbrot doch etwas mehr als ſchwül zumute, und er verwünſchte die Kriegsliſt, die ihn ſeinem alten Widerſacher in die Hände geliefert hatte. Er wurde ſeiner Waffen beraubt und ins Loch geſteckt, wo er ſeiner Verurteilung entgegenſah. Veronika flehte inzwiſchen den geſtrengen Feldwebel vergeblich um Gnade an. Der blieb bei den Kriegsartikeln, bei

der preußiſchen Gerechtigkeit und bei dem fürchterlichen Spießrutenlaufen.

Doch ſo ſchnelle Beine, wie er es wünſchte, hatte diesmal die Kriegsgerechtigkeit nicht.

Cäſar Müßigbrot war nicht abgelöſt worden, und es konnte ihm durchaus nicht nachgewieſen werden, daß er den mitternächtlichen Alarm hätte hören müſſen. Auch hatte man ihn an dem gehörigen Orte vorgefunden. Endlich fand ſich in ganz Jägerndorf keiner, der bezeugen wollte, daß Cäſar Müßigbrot ſeinen Poſten in der Zwiſchenzeit verlaſſen hätte. Denn er war bei ſeinen Mitbürgern ſo beliebt, daß ſie alleſamt auf ſeiner Seite ſtanden. Wiederum war kein Zweifel möglich, daß er ſich in dieſer Zeit eine Frau genommen und ſieben Knaben gezeugt hatte. Dies ſprach ſehr gewichtig gegen ſeine militäriſche Pflichterfüllung.

Darum wurde die Entſcheidung dieſes außerordentlich verwickelten Falles bis zur Ankunft des kommandierenden Generals aufgeſchoben. Als man ihm den Tatbeſtand unterbreitete, ſchaute er eine Weile recht verwundert drein und ließ endlich die Frau des Delinquenten vor ſich kommen.

„Kann Sie bezeugen," fragte er ſie freundlich, „daß Ihr Ehemann ſechzehn Jahre hindurch treu auf ſeinem Poſten ausgeharrt hat!"

„Freilich hat er die ganze Zeit hindurch treu auf ſeinem Poſten geſtanden," bezeugte die brave Veronika unter Tränen.

„Alſo habt Ihr Eure Hochzeit da draußen auf dem Hohlweg gehalten!" fragte der General weiter.

„Mitnichten," rief Frau Veronika, in ihrer Ehre

aufs tiefſte gekränkt, „ehrbarlich ſind wir in der Kirche zuſammengegeben worden."

Dieſes Geſtändnis machte es dem General leider unmöglich, Cäſar Müßigbrot die Freiheit zu ſchenken. Da ſich aber der General nicht getraute, in dieſer ſchwierigen Sache zu entſcheiden, wurden die Akten an das Hauptquartier geſandt.

Allein der König nahm ſich Zeit. Die kriegeriſchen Aktionen waren inzwiſchen zum Stillſtand gekommen, und die Diplomaten waren ſchon wieder dabei, nach der Flöte des Königs zu tanzen, denn er war ein Künſtler auf dieſem ſanften Inſtrument. Darum hatte er vorerſt Wichtigeres zu tun, als den Deſerteur Cäſar Müßigbrot zu verurteilen.

Im Oktober aber kam er ſelbſt nach Jägerndorf prüfte den Tatbeſtand an Ort und Stelle, ließ ſich von Veronika und Cäſar Müßigbrots ſieben Jungen um Barmherzigkeit anflehen und befahl den Bürgermeiſter vor ſich. Der konnte Cäſar Müßigbrot nur das beſte Zeugnis ausſtellen und nannte ihn einen braven Mann, einen treuen Bürger und einen überaus geſchickten Böttcher. Dies ſchien der König gern zu hören, ließ darauf den Delinquenten holen und ſprach zu ihm:

„Er iſt verurteilt zu lebenslänglicher Haft in meinem Königreich Preußen. Pack Er auf der Stelle Seine Familie und Seine ſieben Sachen und ſcher Er ſich nach Grünberg zurück, woher Er gekommen iſt. Die Grünberger können gute Böttcher beſſer gebrauchen als die Jägerndorfer. Und wenn Er wieder deſertiert, ſo muß Er all den guten Wein austrinken, den ſie dort machen."

Da fiel Cäſar Müßigbrot vor dem König auf die Knie und wollte ihm die Hand küſſen.

„Pack Er ſich!“ wies ihn der König zurück. „Es ſoll Ihm verziehen ſein, denn es können nicht alle Helden ſein, die unter dem Himmel wohnen. Sorg Er aber dafür, daß Seine ſieben Jungen einmal mutiger ſind als Er, wenn ſie dereinſt mit dem König von Preußen marſchieren müſſen.“

Cäſar Müßigbrot gehorchte auf der Stelle und ſiedelte nach ſeiner Vaterſtadt über. Und wie alle Schleſier haben auch ſeine Nachkommen unter der ſtrammen preußiſchen Zucht gelernt, daß es manchmal beſſer iſt, den Krieg weniger zu fürchten als den Frieden über alles zu lieben.

Das Quaritzer Gespenst

Als Friedrich der Große in Schlesien einmarschierte und Großglogau belagern ließ, kamen auch die Leute aus dem nahen Quaritz ins Rauschwitzer Hauptquartier und baten um einen lutherischen Prediger. Der Feldpropst Abel, dem der König die vorläufige Regelung der geistlichen Angelegenheiten in der zu erobernden Provinz übertragen hatte, entsandte nach Quaritz einen der zwölf Predigtamtskandidaten, die er aus Berlin mitgebracht hatte und die späterhin kurzweg die zwölf Apostel genannt wurden.

Auf diese Weise kam Carl Wilhelm Tiele als Pastor nach Quaritz, verlas den dortigen Ackerbürgern schlecht und recht die Leviten, taufte, traute und begrub sie, wie es ihm auf der Universität in Frankfurt, woher er stammte, gelehrt worden war, und wäre sicherlich, wie so viele andere brave Landpastoren, bei seinem Tode ohne Gnade ins Meer der Vergessenheit versunken, wenn ihn nicht ein ganz erschrecklicher Poltergeist, der im Pfarrhause längere Zeit sein Unwesen trieb, weit über die Grenzen Schlesiens hinaus berühmt gemacht hätte. Das Merkwürdigste an dieser Spukgeschichte aber ist, daß es bisher nicht gelungen ist, die außerordentlich kuriösen Vorgänge auf eine natürliche Art zu erklären. Also daß dieses Gespenst bis auf den heutigen Tag allen Geistersehern als der vornehmste Beweis ihres Glaubens gegolten hat und noch gilt.

Sogar der große König ſchenkte ihm einige Aufmerkſamkeit, doch nur um ſeinen ſcharfen Witz daran zu ſchleifen. Im übrigen ließ er auch darin jeden nach ſeiner Faſſon ſelig werden.

Zwanzig Jahre predigte Carl Wilhelm Tiele in Quaritz das Evangelium als ein Junggeſell, dann faßte er urplötzlich den Entſchluß, ſich zu beweiben. Jette Bedwos, ſeine Magd und Wirtſchafterin, die ihn zwanzig Jahre lang wie eine Elſter beſtohlen hatte und ſich nun dafür mit einem Schneider bemannen wollte, war die Urſache dieſer hochehrwürdigen Umwälzung. Der Paſtor war ein Weltfremdling, was bei ſeiner guten Vermögenslage und ſeiner Knauſrigkeit kein Wunder war. Außerdem hatte er derartig ſchwache Augen, daß er ſo gut wie gar nichts ſah, wenn ihm die boshafte Jette die Brille verlegte. Dafür aber war ſein Gehör ſo außerordentlich ſcharf, daß es ihn befähigte, einer der berühmteſten Geiſterhorcher zu werden. Das alte, düſtere Pfarrhaus kam ſeiner überſinnlichen Neigung ſehr weit entgegen, denn es beſaß dunkle Winkel und lichtloſe Gelaſſe in Menge, darin er ſich ſelbſt kaum zurechtfinden konnte.

Mit vieler Mühe brachte er die Magd dahin, ihre Heiratsabſichten ſo lange aufzuſchieben, bis ſich für ſie ein Erſatz gefunden hätte, und ging, ſiebenundvierzig Jahre alt, nach ſeiner Heimatsſtadt Frankfurt auf die Freite. Da ſeine Eltern nicht mehr lebten, galt ſein erſter Beſuch der ſechsundſechzigjährigen Tante Euphemia, die ſehr reich war und von der er bald einen erklecklichen Poſten zu erben hoffte, obſchon ſie ſich noch für ziemlich jung hielt. Als er in ihr Haus trat, fand er bei ihr eine

Jungfrau mit Namen Rebekka vor, die ihm über die Maßen wohlgefiel. Da er zudem erfuhr, daß sie der verwaiste Sproß einer verarmten Tieleschen Seitenlinie sei, daß ihr die Tante dereinst all ihr Gut zu vererben gedachte, und daß er selbst diese reizende, züchtige Rebekka vor zwanzig Jahren auf den Knien geschaukelt hatte, da faßte er sich ein Herz und brachte alsobald eine salbungsvolle Werbung vor.

Tante Euphemia, für deren jugendliche Eitelkeit es überhaupt keine Altersunterschiede gab, und die für alles, was einen geistlichen Rock trug, eine große Schwäche hatte, klatschte vor Freude in die Hände und spendete dem neuen Brautpaar auf der Stelle den ihm zukommenden Segen.

Rebekka, die nicht den geringsten Versuch machte, sich gegen die zugedachte Ehre zu sträuben, denn bei dem geradezu kindlichen Eigensinn der Erbtante hätte es doch keinen Zweck gehabt, begnügte sich damit, bleich zu werden wie ein Marmorbild, obschon ihre Wangen vordem wie zwei Heckenrosen glühten. Ihre Augen verloren alle Munterkeit und Frische und nahmen eine fromme Kühle an, wie sich das für eine zukünftige Pastorsgattin wohl schicken mochte. Gehorsam reichte sie ihrem hochehrwürdigen Bräutigam die reine Stirn zum Kusse hin und schaute dabei nach der Tür.

„Wie wird sich erst der Herr Kandidat freuen!“ rief Tante Euphemia voller Entzücken.

Carl Wilhelm Tiele spitzte die feinfühligen Ohren, als wittere er einen Nebenbuhler, allein es verging noch einige Zeit, bevor er eintrat.

Dieser Kandidat der Gottesgelahrtheit hieß Natha-

nael Wendel und hatte bei der Tante Euphemia zweimal in der Woche Freitisch. Als er endlich erschien und das neue Brautpaar erblickte, erstarrte er zur Salzsäule.

„Siehst du, wie er sich freut über dein unverhofftes Glück!“ rief die Tante, dieser ahnungsvolle Engel.

Da fiel die Erstarrung von ihm ab, und er brachte mit wohlgeordneten Worten seine Gratulation vor. Darauf setzten sich die vier zu Tisch. Die Tante freute sich, daß das Tielesche Vermögen so schön beisammen blieb, der Quaritzer Neffe füllte sich den Teller und beugte sich, kraft seiner Kurzsichtigkeit, tief darüber, der Herr Kandidat würgte mit vieler Mühe ein paar Brosamen herunter, und Rebekka aß keinen Bissen. Sie schaute vielmehr starr und steif an dem Herrn Kandidaten vorbei. Mit jedem Glase Wein, und er trank hastig und reichlich, nahm seine Unruhe zu. Zuletzt trank er sogar auf das Wohl des Brautpaares und schwang sich zu einer kleinen Ansprache auf. Das harmlose Gemüt der Tante schwamm in eitel Wonne, und Rebekka saß ganz ergeben auf ihrem Stuhle, regungslos wie eine Puppe. Nur die feinen Ohren des Bräutigams verspürten in der Stimme des Kandidaten ein leises, verräterisches Wanken. Als es zum Anstoßen kam, zeigte der Kandidat eine ihm offenbar angeborene Ungeschicklichkeit, deren Größe überraschte; er warf nicht nur das Salzfaß um, sondern zerbrach auch sein Glas, daß der blutrote Wein über das Tischtuch floß. Die gute Tante aber tröstete den Bestürzten unter Hinweis auf das große Glück, das es zu feiern galt.

Nach Tisch schaute sich der Quaritzer Pfarrherr den

Kandidaten etwas genauer an und glaubte zu erkennen, daß ſeine Eiferſucht nicht ohne eine gewiſſe Berechtigung ſei. Denn Nathanael Wendel war ein noch ſehr junger Mann mit geſchmeidigen Gliedern, glattem Geſicht, dunklen Augen und langen, braunen Locken.

Am dritten Sonnabend zog Carl Wilhelm Tiele mit ſeiner jungen Frau in Quaritz ein. Doch Jette Bedwos wurde er nicht los. Ihr Schneider nämlich hatte es verſtanden, ſich ſchon vor der Hochzeit in den Beſitz ihrer weltlichen Güter zu ſetzen und war nach Glogau durchgebrannt, um ſie ſchleunigſt unter die Leute zu bringen. Als er endlich heimkehrte, wollte Jette nichts mehr von ihm wiſſen und durfte im Pfarrhaus bleiben, da die junge Paſtorin, der ſie zu ſchmeicheln verſtand, ein Wort für ſie einlegte. Auch ſchaffte ſich Jette ſofort einen neuen Bräutigam an, diesmal einen Schuſter, und wollte ihr altes Diebeshandwerk wieder aufnehmen. Doch die Frau Paſtor ſah ihr mit den kühlen, frommen Augen ſo ſcharf auf die Finger, daß Jette von einer unerklärlichen Angſt überfallen wurde und ſich vornahm, von ihrer Bosheit abzulaſſen.

Alſo konnte der Paſtor ſowohl mit ſeiner alten als auch mit ſeiner neuen Haushälterin wohl zufrieden ſein. Von ſeinen ehelichen Pflichten nämlich machte er nicht den geringſten Gebrauch. In den erſten Tagen hatte er zwar verſucht, Rebekka in die Geheimniſſe der überſinnlichen Welt einzuweihen, hatte ihr die lange Liſte der guten und böſen Geiſter gewieſen, die er mit großem Fleiß nach der Zeit ihres Erſcheinens, dem Grade ihrer Güte oder Boshaftigkeit und nach dem Ort ihrer Bekundung klaſſifiziert hatte, war aber bei ihr auf hart-

näckigen Unglauben und unbeſiegbaren Widerſtand geſtoßen. Seitdem hockte er wieder wie vordem allein hinter ſeinen Folianten und hatte nichts dagegen, daß ſeine Ehefrau ihr Lager in einem der oberen Gemächer aufſchlug, die zum größten Teil leerſtanden.

So verging ein Jahr im beſten Frieden; und der Kandidat Nathanael Wendel beſtand in Frankfurt ſein Examen.

Kurz danach ließ ſich der Quaritzer Poltergeiſt zum erſten Male hören.

Kaum hatte es am vierten Mai Mitternacht geſchlagen, da vernahm der Paſtor, der noch bei ſeiner Studierlampe aufſaß, ein fürchterliches, unerklärliches Brauſen in den Wipfeln der Bäume. Plötzlich ſprang das Fenſter auf, und die Vorhänge flatterten zurück, ohne daß ein Wind zu ſpüren war. Und aus dem Dunkel des Gartens kam heimtückiſch ein fauſtgroßer Stein geflogen, traf die Lampe und löſchte ſie aus. Mit geſträubten Haaren ſaß der Paſtor da und wagte kein Glied zu rühren. Was ſich in der Theorie ſo harmlos ausgenommen hatte, das erſchien ihm nun in der Praxis von einer ganz unerhörten Grauſigkeit zu ſein.

Nach einer kurzen Pauſe machte ſich der Unhold aus der Geiſterwelt an der Hinterwand des Hauſes durch grobes Kratzen und Scharren bemerklich. Kalter Schweiß trat dem hochehrwürdigen Horcher auf die Stirn und rieſelte ihm den Rücken herunter. Dicht vor ſeinen Ohren ertönte jetzt ein gellender Laut, und im Schornſtein rumorte ein Miauen wie von hundert Katzen. Dann meldeten ſich draußen auf der Treppe, die zu den oberen Gemächern führte, ſtampfende Tritte. Ein Knall, dar-

unter die Wände bebten, und ein Klirren wie von tauſend Scherben beendeten dieſen Teil des nächtlichen Konzerts. Nun ſchien der Poltergeiſt ſanftere Saiten aufzuziehen und ließ alſobald von oben ein heimtückiſches Knarren ertönen, das wohl eine halbe Stunde ununterbrochen anhielt, ſich gegen das Ende zu erheblich beſchleunigte und dann plötzlich abbrach. Man konnte es am beſten mit dem Geräuſch eines loſen Dielenbrettes vergleichen, das jemand mit den Fußſpitzen auf und ab wippte.

Dann umfing den Paſtor zwei Stunden lang eine geradezu grauenhafte Stille. Endlich wagte er ſich ins Bett, zog die ſchützende Decke über beide Ohren und tat kein Auge zu.

Jette, die in dieſer Nacht ſeltſamerweiſe ihre Schuhe zu ihrem Schuſter getragen hatte, fand am Morgen auf der Treppe die Scherben einer Waſchſchüſſel und räumte ſie ſchleunigſt beiſeite, um der Schelte vorzubeugen.

Als die Frau Paſtor herunterkam, hatte ſie eine leiſe Röte auf den zarten Wangen und ein geheimes Glimmen in den frommen, kühlen Augen. Allein der Paſtor merkte nichts davon, dieweil er in dieſer Nacht noch kurzſichtiger geworden war. Weder die Herrin noch die Dienerin wollten etwas von dem fürchterlichen Spuk gehört haben. Beide erklärten die geheimnisvollen Vorgänge ſchlankweg für die Ausgeburten eines hochehrwürdigen Traumes. Trotzdem hörte die Paſtorin aufmerkſam zu, als ihr der Paſtor die näheren Umſtände der nächtlichen Geſpenſterei berichtete, und ihre Ungläubigkeit erlitt durch die Beweiskraft des Steines einen gar böſen Stoß.

Sofort machte ſich der Paſtor daran, den neuen Geiſt, der ihn mit ſeinem Beſuch beehrt hatte, in ſeine Klaſſifikation unterzubringen, ſetzte ihn zu den bösartigen, polternden Hausgeiſtern, die mit Steinen warfen, und füllte eine ganze Folioſeite mit der genauen Beſchreibung der Geräuſche an, die dieſer Tückebold hervorgebracht hatte.

Kaum aber wurde es dunkel, ſo begannen des Paſtors Knie zu beben. Begreiflicherweiſe lehnte die Paſtorin ab, mit ihm zu wachen, wie ſehr er ſie auch bat. Vom oberen Stockwerk aus ſchien ihr das Geſpenſt weniger gefährlich zu ſein.

In dieſer Nacht nun wiederholten ſich alle Geräuſche, nur in umgekehrter Reihenfolge. Auf das eigenartige Geknarr, das diesmal früher einſetzte und länger anhielt, folgte der fürchterliche Knall. Anſtatt des Scherbengepraſſels aber ſtürzte mit hölliſchem Lärm eine Blechkanne die Treppe herunter. Wieder ſprang zum Schluß das Fenſter der Studierſtube auf, doch an Stelle des Steines flog dem zitternden Paſtor eine Handvoll Sand in die Augen.

Er verfiel darüber in ein ſchlimmes Fieber und wurde bettlägerig, ſo daß die kirchlichen Geſchäfte unterbrochen werden mußten. Als er ſich nach ſechs Wochen erhob, waren ſeine Knie ſo ſchwach, daß er nicht imſtande war, die Kanzel zu beſteigen. Die Paſtorin legte ihm nahe, einen Kandidaten zu Hilfe zu nehmen, und ſeufzend fügte er ſich nach längerem Zögern, indem er an die Frankfurter Fakultät ſchrieb.

Und es meldete ſich der Kandidat Nathanael Wendel.

Die alte Eiferſucht erwachte nun in dem Paſtor, und

er legte seiner Frau das Schreiben vor, um sie zu prüfen. Allein sie blieb blaß und kühl und bat ihn ernstlich, lieber einen andern Kandidaten zu nehmen, da Nathanael Wendel ein ungeschickter Mensch sei, der alles zerbräche und ruiniere und den sie darum in den Tod nicht ausstehen könne.

Da atmete Carl Wilhelm Tiele befreit auf und ließ Nathanael Wendel sofort nach Quaritz kommen.

Wie vorauszusehen war, schmollte die Pastorin darüber sehr heftig und gönnte dem neuen Hausgenossen nicht einen einzigen Blick. Er geriet darob in eine große Verwirrung, und seine Ungeschicklichkeit wuchs ins Übernatürliche. Gleich am ersten Tage zerbrach er eine Waschschüssel und schon am zweiten Tage stolperte er über die große Blechkanne im Hausflur, daß sie mit höllischem Gelärm gegen des Pastors Stubentür krachte. Der fuhr erbleichend empor, in der Meinung, daß ihm der Poltergeist jetzt schon am hellen, lichten Tage nachzustellen trachtete. Als aber die Tür aufging und der Kandidat hereintrat, fiel die Schreckensangst wieder von Carl Wilhelm Tiele ab.

Je tiefer Nathanael Wendel in der Achtung der Pastorin sank, um so höher stieg er in der pastoralen Schätzung. Seine Predigten waren voll Schwung und Feuer, so daß ihm die Quaritzer gerne zuhörten. Vor allem aber schaffte er sich bei dem Pastor dadurch einen Stein ins Brett, daß er ein geradezu unbezähmbares Streben nach den Geheimnissen der Geisterwelt bekundete. Carl Wilhelm Tiele weihte ihn daraufhin in seine Klassifikation aufs genaueste ein und freute sich von Herzen über diesen außerordentlich gelehrigen

Schüler. Endlich vertraute er ihm auch unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit an, daß in der Pfarrwohnung ein bösartiger, polternder Hausgeiſt ſein Weſen treibe, der mit Steinen und Sand um ſich würfe. Als der Kandidat ſolches vernahm, ſchüttelte er ſich vor Grauen. Nun harrten ſie beide vereint auf die Wiederkunft des Kobolds.

Doch der ließ auf ſich warten. Zwar ſchien es dem Paſtor zuweilen, als wiederhole ſich das infernaliſche Geknarr im oberen Stockwerk während ſeines Nachmittagsſchläfchens. Auch der Kandidat konnte dieſen Verdacht nicht ganz unterdrücken und legte ſich auf des Paſtors Verlangen auf die Lauer. Allein wie er auch horchte und ſpähte, der Verdacht ſchien ſich durchaus nicht rechtfertigen zu wollen. Alſo war es ihm ein leichtes, den Paſtor zu beruhigen, wobei ihm die Frau Paſtorin wacker half, die hierbei zum erſten Male mit dem Kandidaten der gleichen Meinung war. Und Carl Wilhelm Tiele gab ſich nun mit verſtärkter Sicherheit dem nachmittäglichen Ruheſtündchen hin.

So hätten die drei im tiefen, ſtillen Frieden weiter gelebt, wenn nicht Jette Bedwos, die boshafte Hausmagd, geweſen wäre. Sie glaubte die Urſache des Geknarrs gefunden zu haben und ſagte ihrer Herrin kurzerhand den Gehorſam auf. Die Paſtorin hatte Geduld mit ihr und jagte ſie nicht aus dem Hauſe. Dankbar erkannte Jette dieſe Güte an, wurde von Stunde an taub und blind und fiel in ihre alten Diebesgewohnheiten zurück, woran die Paſtorin diesmal merkwürdiger Weiſe keinen Anſtoß nahm.

Und ſo lebten die vier weiter in Freude und Glück,

bis ſich im Frühjahr 1701 das Geſchrei erhob, die Ruſſen kämen, um Quaritz zu plündern. Da hieß der Paſtor den Kandidaten einen Schreibtiſch öffnen und die darin enthaltene Summe von tauſend Talern nach Glogau in Sicherheit bringen. Doch ehe er das Geld an ſich genommen hatte, wurde das Gerücht von dem Anmarſch der Ruſſen widerrufen, worauf die tauſend Taler bis auf weiteres unangefochten im Schreibtiſch verblieben.

Kurz darauf verließ Jette, von der Paſtorin reich beſchenkt, das Pfarrhaus, um ſich mit ihrem Schuſter zu verheiraten, ſchaffte viel Hausgerät an und führte einen guten Tiſch. Das kam auch dem Paſtor zu Ohren, und er fand es für geraten, ſich einmal nach den tauſend Talern umzuſehen. Zu ſeinem nicht geringen Schrecken waren ſie aus dem Schreibtiſch ſpurlos verſchwunden und nirgends aufzufinden.

Laut bezichtigte er Jette des Diebſtahls. Allein die Paſtorin ſowohl wie der Kandidat wollten ſich beide für die Ehrlichkeit der treuen Magd verbürgen und widerrieten dringend, ſie zu kränken, weil ſolches nicht chriſtlich ſei und üble Nachreden fördere. Betroffen hielt der Paſtor inne und ſchwieg. Nach mehrwöchentlichem Nachdenken aber gelangte er endlich zu der Überzeugung, daß, wenn Jette den Diebſtahl nicht begangen hatte, der Verdacht auf keinen anderen als auf den Kandidaten fiel. Und er begann ſofort auf Nathanael Wendel loszuſticheln, erſt feiner, dann deutlicher. Es dauerte lange, ehe ihn der Kandidat verſtand. Dann aber ließ er keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er ſich durch dieſen Argwohn aufs tiefſte gekränkt fühle. Auch die Paſtorin nahm offen ſeine Partei und ſchob den Dieb-

ſtahl, da einer das Geld doch weggenommen haben mußte, kurzerhand dem böſen Poltergeiſt in die Schuhe.

„Ei, ei," rief der Paſtor, und wies auf ſeine unfehlbare Klaſſifikation, „die Geiſter nehmen niemals Geld. Was ſollte es ihnen auch in der Geiſterwelt nützen? Sooft man es ihnen auch nachgeſagt hat, ſtets hat es ſich herausgeſtellt, daß ſie unſchuldig waren."

So hätte ſich der Streit um den Diebſtahl wohl noch, wer weiß wie lange, hingezogen, wenn Jette ihr ſpätes Hochzeiten nur beſſer bekommen wäre. Allein ſie wurde plötzlich von einer bösartigen Krankheit befallen, und zuſehends ging es mit ihren Kräften bergab. Da verlangte ſie endlich den Paſtor, um ihre Sünden zu beichten.

Und es erſchien der Kandidat. Doch den ſchickte ſie fort, da ſie nur dem Paſtor geſtehen könnte, was ſie auf dem Herzen hätte. Allein Carl Wilhelm Tiele hatte es nicht ſo eilig und zögerte, einmal wegen ſeiner ſchwachen Knie, ein andermal, weil er Jettes angeborene Verſtocktheit zur Genüge kannte. Erſt ſollte ſie noch ein wenig mürber werden.

Als er aber ernſtlich Miene machte, zu der Kranken zu gehen, überkam den Kandidaten Nathanael Wendel plötzlich eine fliegende Unruhe, offenbar wegen der ihm vom Paſtor zugefügten Kränkung, und er verſchwand in der Nacht, als hätte ihn die Erde verſchluckt. Einige Tage ſpäter kam aus Sagan ein Brief, worin er dem Paſtor anzeigte, daß er infolge der ungerechten Beſchuldigung fortgegangen ſei und hier an einem Gallenfieber ſchwer darniederliege. Carl Wilhelm Tiele bedauerte das von ganzem Herzen, war nun von der Unſchuld des Kandidaten feſt überzeugt und ſchickte ſich

an, Jette zu beſuchen, um ihr die Hölle heiß zu machen. Allein die Paſtorin hielt ihn ſo lange wie möglich zurück, ängſtigte ihn mit der Anſteckung und brachte es wirklich ſo weit, daß er, als er endlich ging, die Kranke nicht mehr bei Beſinnung antraf. Sie verſchied, ohne ihr Geheimnis verraten zu haben, und Paſtor Tiele hielt ihr am dritten September 1703 einen ſchönen Leichenſermon.

An demſelben Tage traf aus Sagan die Nachricht ein, daß der Kandidat Nathanael Wendel am Gallenfieber ſanft und gottſelig entſchlafen ſei. Darüber wurde der gute Paſtor ganz verſtört, gab ſich heimlich die Schuld an dem Tode des jungen Menſchen und wollte ihm wenigſtens einen Leichenſtein ſetzen. Jedoch die Paſtorin, die die Trauerbotſchaft mit Gleichmut aufgenommen hatte, redete ihm dieſe Torheit gründlich aus.

In dieſer Nacht aber ſetzten die Spukereien, die über ein Jahr verſtummt waren, wieder auf das fürchterlichſte ein, um nicht ſo bald aufzuhören. Nicht nur in der Dämmerung, ſogar am hellen Tage meldete ſich das Geſpenſt durch Klopfen und Knarren, Stampfen und Kratzen, Schnaufen und Pfeifen, Murmeln und Gellen. Bald erſcholl dicht neben des Paſtors Ohr ein gräßlicher Ton, bald rumorte es in der Küche, bald tappten Fußtritte in den oberen Stuben, bald ſchlich es wie in Strümpfen auf der Treppe. Stets aber ſchloß es mit dem hölliſchen Geknarr.

Nun konnte die Anweſenheit des Poltergeiſtes nicht länger geheim bleiben. Hunderte ſcharten ſich des Abends um das Haus und vernahmen, nach geduldigem Warten, das ſeltſamliche Gebaren des Unholds. Einige Be-

herzte durchſuchten das ganze Gebäude vom Keller bis zum Boden, wobei ihnen die Paſtorin ſelbſt das Licht vorantrug. Aber nicht die geringſte Spur war zu entdecken. Man beſtreute den Boden der Dachſtube, wo ſich das Rumoren am häufigſten meldete, mit Aſche. Kein Fuß drückte ſich darauf ab. Auch Nahrungsmittel für Ratzen und Mäuſe, die einige Verſtändige als Urſache der Spukerei vermuteten, blieben unberührt.

Und das Getöſe dauerte fort, bald ſtrenger, bald gelinder.

Wie auf Flügeln des Windes durcheilte das Gerücht davon die Umgegend und drang weit in die Ferne. Die Quaritzer aber ſahen in dem Poltergeiſt die unerlöſte Seele der Jette, die ſich nun an dem Paſtor räche, weil er gezögert hatte, ſie vor ihrem Tode von ihrer Sündenlaſt zu erleichtern.

Um aber der ärgerlichen Sache auf den Grund zu kommen, beſtellte der Bürgermeiſter vierundzwanzig wehrhafte Leute, die das Haus die ganze Nacht bewachten. Allein das Geſpenſt ſchien Lunte gerochen zu haben und ließ ſich weder hören noch ſehen. Kaum aber waren die Wächter abgezogen, begann es ſein hölliſches Spiel mit erneuten Kräften.

Unter den Offizieren der Glogauer Garniſon fanden ſich ein paar Tollkühne, die es mit dem Spukgeiſt aufzunehmen gedachten. Doch er ſchlug die Tapfern ohne Mühe in die Flucht. Sie hörten in der Stube, aus der ſie eben heraustraten, ein gellendes Lachen, wußten ſie menſchenleer und ſprangen mit gezogenen Degen wieder hinein. Allein ſie ſahen nichts und hörten auch nichts mehr und verließen das Haus mit Schaudern.

Und es ſpukte weiter, bald leiſer, bald lauter. Carl Wilhelm Tiele gewöhnte ſich allmählich ſo ſehr an ſeinen Hausgeiſt, daß ihm etwas fehlte, wenn er ihn eines Tages heimzuſuchen vergaß. Die Paſtorin aber beſtritt noch immer mit aller Entſchiedenheit, daß es überhaupt ſpuke, und leuchtete herzhaft in jeden Winkel hinein, ohne jedoch mehr zu entdecken als Staub und Spinnweben. Sie hörte auch nicht das teufliſche Geknarr, wenn es auch, was manchmal vorkam, die ganze Nacht über anhielt, denn ſie hatte einen viel zu geſunden Schlaf. Der Pfarrer dagegen vernahm es nun jede Nacht, und es wurde ihm zuletzt ein ſo liebes und vertrautes Geräuſch, daß er ohne dieſe Muſik kaum den wohlverdienten Schlaf gefunden hätte.

Eines Morgens kam die Paſtorin zum Frühſtück herunter, und ihr Atem ging haſtiger als ſonſt, daß es ſogar dem Paſtor auffiel.

„Was iſt dir!“ fragte er ſie mehr neugierig, als beſorgt.

„Ach,“ ſeufzte ſie ermattet, „ich habe heut nacht ein ſolches Alpdrücken gehabt.“

„Der Poltergeiſt hat auf dir gelegen,“ erklärte der Paſtor hochbefriedigt.

Da ſchoß ihr plötzlich alles Blut ins Geſicht, daß ihr die Wangen wie Feuer brannten. Allein der Paſtor bemerkte es nicht. Inzwiſchen war er auch farbenblind geworden. Und obendrein mußte er den neuen Vorfall ſofort haarklein in ſeine Klaſſifikation eintragen.

Und es ſpukte unentwegt weiter, bis Tante Euphemia plötzlich ſtarb und ihre Nichte Rebekka zur alleinigen Erbin ihrer Reichtümer machte. Mit des Paſtors

Erlaubnis reiſte ſie nach Frankfurt, um die Erbſchaft anzutreten, und ward nicht wieder in Quaritz geſehen. Das war nicht das Merkwürdigſte, was den Paſtor traf. Viel ſchlimmer war, daß ihn der neckiſche Poltergeiſt zu derſelben Stunde verließ.

Nun wurde es Carl Wilhelm Tiele doch zu einſam in dem verödeten Pfarrhaus, er ließ ſich penſionieren und zog ebenfalls nach Frankfurt, um unbeſchwert von ſeinem Amt ſein Lebenswerk über die Geiſterwelt zum Abſchluß zu bringen. Hier vernahm er auch, daß ſeine Frau mit einem jungen Kavalier von geraden Gliedern, glattem Geſicht, dunklen Augen und braunen Locken nach Paris gereiſt ſei. Aber er hörte es nur mit halbem Ohre, denn er war längſt dabei, ſeiner Klaſſifikation der überſinnlichen Erſcheinungen die getreue Naturgeſchichte ſeines polternden Hausgeiſtes anzufügen.

Und ſo kam die Kunde von dem Quaritzer Geſpenſt in wiſſenſchaftlicher unantaſtbar Form auf die dankbare Nachwelt.

Wie Großglogau befreit wurde

Als der unglückliche Frieden zu Tilsit die Westhälfte der preußischen Monarchie von ihrer Osthälfte trennte, war Großglogau eine der drei Oderfestungen, die sich Napoleon als Stützpunkte für seine zukünftigen gegen Rußland gerichteten Operationen vorbehielt. Schwer litt die Bürgerschaft unter den Gewalttätigkeiten der französischen Kommandanten und unter den stetig steigenden Lasten der Einquartierung. Der Bürgermeister Holtze, ein ehrwürdiger Überrest aus der Zeit Friedrichs des Großen, wagte nicht zu remonstrieren. Und auch die Ratsherrn beugten sich mehr oder minder willig und furchtsam der Fremdherrschaft

Nur einen einzigen Mann gab es in Glogau, der sich offen zum Preußentum bekannte und den Franzosen keine Reverenz erwies. Er hieß Berthold Raschke, besaß ein hochgegiebeltes Haus am Ringe und ein stattliches Vermögen, und war im Rate der Stadt der entschiedenste Gegner des Bürgermeisters. Am deutlichsten zeigte sich das bei den Beratungen über die Begrüßungsfeierlichkeiten, mit denen Napoleon, als er sich auf seiner Rückkehr von Tilsit nach Paris befand, in Glogau empfangen werden sollte. Der Bürgermeister schlug vor, eine Ehrenpforte zu errichten, vor der der gesamte Rat und das Offizierkorps der Besatzung den hohen Gast erwarten sollten. Da aber sprang Berthold Raschke auf und brandmarkte ein solches Beginnen als unwürdig und ehrlos.

„Wem die Ehrenpforte nicht paßt,“ ſprach der Holtze grimmig, „der braucht ſich ja nicht davorzuſtellen.“

Das war auf Berthold Raſchke gemünzt. Allein er ſchloß ſich nicht aus, ſondern ging am Tage vorher zur Abdeckerei hinaus, wo er einem der Knechte drei harte Taler in die Hand drückte. Und der Knecht war nicht dumm und verſtand ihn.

Am ſechzehnten Juli mittags um zwölf Uhr ſtellte ſich der Rat vor das mit Kränzen und Fahnen geſchmückte Odertor, um den Kaiſer zu erwarten. Bevor er aber in Sicht war, lenkte ein Schinderknecht ſeinen Karren heran, knallte luſtig mit der Peitſche, grüßte freundlich nach allen Seiten und ließ den dürren Klepper traben. Die franzöſiſchen Offiziere fuhren wild durcheinander und machten ihrer Empörung über dieſes Schauſpiel, das ſie eine Perfidie nannten, gehörig Luft.

Bürgermeiſter Holtze bekam einen krebsroten Kopf und war vollſtändig außer Faſſung. Auch die Ratsherren duckten ſich, als erwarteten ſie das Losbrechen eines Gewitters.

„Wozu die Aufregung?“ rief Berthold Raſchke laut. „Das war ja erſt der Pferdeſchinder!“

Zum Glück verſtanden die Franzoſen nicht genügend Deutſch, um an dieſer deutlichen Erklärung Anſtoß nehmen zu können. Sie hielten ſie vielleicht für eine Entſchuldigung. Zudem rollte jetzt die kaiſerliche Equipage daher, und alle, bis auf Berthold Raſchke, legten ihre Mienen in ehrfurchtsvolle Falten. Am faltenreichſten war das Geſicht des alten Bürgermeiſters.

Als die Equipage hielt, trat er an den Schlag, um ein paar Begrüßungsworte zu ſtammeln. Mit ſeinem

Franzöſiſch konnte er nicht den geringſten Staat machen. Napoleon ſchnitt ihm auch bald die Rede ab und ſprach die denkwürdigen Worte:

„Ihr habt den Frieden gewünſcht; ich habe ihn euch ſoeben gegeben; der Krieg war eine Torheit, zu welcher der König verleitet worden iſt; ſie hätte ihm beinah den Thron gekoſtet. Ihr werdet Preußen bleiben, aber nicht mehr das ſein, was ihr wart. Ich hoffe, dies iſt die letzte Torheit eures Königs geweſen!“

Während ſich der alte Holtze dergeſtalt in der kaiſerlichen Gnade ſonnte und ſein Kopf ſich ſtetig röter färbte, erbleichte Berthold Raſchke vor Grimm, ballte die Fäuſte und ging nach Hauſe.

Diesmal war es ſeiner einzigen Tochter Cornelia unmöglich, ihm ein Lächeln abzugewinnen. Wortlos ſtarrte er vor ſich hin und wies ihren Troſt zurück. Vernichtet glaubte er ſein ganzes Hoffen, und die Zukunft erſchien ihm düſter und unheilvoll.

Doch grade in dieſer Zeit der tiefſten Erniedrigung begann die alte Preußenkraft wieder zu erwachen. Und allmählich ſchöpfte auch Berthold Raſchke wieder Mut. Als erſt die durchgreifenden Veränderungen der neuen Städteordnung auch in Glogau zur Durchführung gelangten, ſtand er wieder an der Spitze des kleinen Häufchens der Aufrechten, die gegen den alten Schlendrian und gegen die ſchmachvolle Politik der unvergoltenen Demütigungen ankämpften. Er ſetzte es durch, daß der Bürgermeiſter Holtze im Jahre 1809 von ſeinem Amte befreit und auf Grund ſeiner Verdienſte, die allerdings ſchon recht weit zurücklagen, in allen Ehren penſioniert wurde.

Alois Schreiber, der neue Bürgermeiſter, war zwar

auch nicht aus dem preußiſchen Kernholz geſchnitzt, beſaß aber ſoviel diplomatiſches Geſchick, daß man ihm wohl zutrauen konnte, in dieſer unſicheren Zeit der franzöſiſchen Übergriffe das Wohl der Stadt in treue Hut zu nehmen.

Denn Glogau war und blieb noch immer ein ſchwankendes Mittelding zwiſchen einer preußiſchen und einer franzöſiſchen Feſtung.

Truppendurchzüge und Einquartierungen nahmen ſtetig zu. Die Befeſtigungen wurden nach franzöſiſchem Muſter erweitert und verſtärkt. Im Frühjahr 1811 folgte ein Regiment dem andern.

Dann brannte Moskau.

Und wiederum erſchien Napoleon in Glogaus Mauern. Diesmal aber als ein Flüchtling, dem die ſiegreichen Feinde auf den Ferſen folgten. Am 12. Dezember traf er unter dem Namen eines Herzogs von Vicenza ein, raſtete im Schloſſe, wohin man die Kommandantur gelegt hatte, zwei Stunden lang und übergab das Kommando der Feſtung dem Diviſions-General Baron de Laplane mit den Worten:

„Sie werden Glogau halten, bis ich es entſetzen komme. Späteſtens im Juli werde ich mit meiner neuen Armee hier ſein.“

Der Baron, der ſich im Laufe der Jahre vom blutdürſtigen Revolutionär zum gefügigen Werkzeug des Deſpoten entwickelt hatte, erſtattete den Rapport, daß ſich die Feſtung über ein Jahr halten könne, und verſprach, daß ſich die Feinde an den Mauern Glogaus die Köpfe einrennen ſollten.

Allein das taten ſie nicht, ſondern ließen vor Glogau ein paar Bataillons zur Beobachtung und etliches Ge-

ſchütz zurück, ſetzten dem beſiegten Korſen nach, den ſie durch den dreitägigen Rieſenkampf bei Leipzig aus Deutſchland hinauswarfen, und ſchickten ſich an, ihn im eigenen Lande vollends zu Fall zu bringen.

In Glogau aber kommandierte Baron de Laplane ſeine zuſammengewürfelte Beſatzung zumeiſt vom Schreibtiſch aus. Seine Befehle mußten immer in ſechs verſchiedene Sprachen überſetzt werden, denn ſeine Soldaten rekrutrierten ſich aus ſechs verſchiedenen Völkern. Außer Franzoſen ſtanden noch Holländer, Spanier, Kroaten, Italiener und Rheinbündler, die mit ſächſiſchen Kompagnien gemiſcht waren, unter ſeinem Kommando. Die deutſchen Truppenteile kommandierte der Oberſt Hauſenſtamm aus Frankfurt, der bei dem Ratsherrn Berthold Raſchke im Quartier lag.

Die Belagerer richteten ihre Angriffe vornehmlich gegen die Befeſtigungen, denn ſie hatten ſtrengſten Befehl, die Stadt zu ſchonen. Fiel einmal eine Bombe auf den Ring, ſo war ſie hohl und enthielt nichts mehr und nichts weniger als die Siegesnachrichten der Verbündeten.

Der Baron de Laplane erklärte alle dieſe ihm einfach ungeheuerlich erſcheinenden Meldungen für Lügen und wies die Beſchießung einer Feſtung durch Papierkugeln, als eines Kriegers, unwürdig, aufs entſchiedenſte zurück. Er ſelbſt aber ließ keinen Tag vorübergehen, ohne nicht wenigſtens eine glänzende Waffentat des Kaiſers zu erfinden, die er ſofort durch ſechsſprachlichen Anſchlag bekanntgab. Doch dadurch ließ ſich die beginnende Demoraliſation der Truppen nicht aufhalten.

Insbeſondere die Spanier, die Italiener und die Kro-

aten machten ihm durch ihre Unbotmäßigkeit ſchwer zu ſchaffen, nicht minder die Holländer, die ſich zum Angriff überhaupt nicht gebrauchen ließen. Außer auf die Franzoſen, die jeden Morgen vergeblich nach ihrem ruhmgekrönten Kaiſer ausſchauten, konnte ſich der Kommandant im Ernſtfalle nur noch auf die deutſchen Truppenteile verlaſſen.

Im Oktober begann der weiche Proviant auszugehen, vom feſten Proviant dagegen lagen noch große Vorräte in den Magazinen. Alſo harrte der Baron weiter auf den Kaiſer und kapitulierte nicht, trotz der Schwierigkeiten, die von Tag zu Tag wuchſen und neue erzeugten.

Die Glogauer Bürgerſchaft aber ertrug die ſteigenden Drangſale der Belagerung mit Geduld, ermutigt durch die glorreichen Siege der verbündeten Truppen, an denen ſie im Gegenſatz zum Kommandanten nicht einen Augenblick zweifelte, und geſtärkt durch die frohe Erwartung der baldigen Übergabe. Berthold Raſchkes Haus war das Herz der belagerten Stadt, der Mittelpunkt, von dem Hoffnung und Zuverſicht nach allen Seiten ausſtrömten.

Doch dem Baron, in deſſen Solde ein ganzes Korps von Spitzeln und Zuträgern ſtand, entging das keineswegs, und er nahm ſich ernſtlich Berthold Raſchke, den er für beſonders gefährlich hielt, aufs Korn. Zunächſt verſuchte er, den Oberſt von Hauſenſtamm dem verderblichen Einfluſſe zu entziehen. Er befahl ihn zu ſich und wies ihm ein Quartier in der Kommandantur an mit der Begründung, daß größere Aktionen bevorſtänden und er ſich ſtets zur unmittelbaren Verfügung halten müſſe.

„Wie Exzellenz befehlen!“ sprach lächelnd der Oberst, der den Zusammenhang ahnte. „Diese Übersiedlung kommt meinen Wünschen entgegen. Von der Notwendigkeit einer Quartieränderung war ich längst überzeugt.“

Allein der Argwohn des Generals ließ sich nicht mehr einschläfern, besonders da der Oberst seine Besuche bei Berthold Raschke durchaus nicht einschränkte.

So kam die heilige Christnacht heran. Dumpf krachten die Kanonen. Cornelia hatte darauf verzichten müssen, einen Weihnachtsbaum zu schmücken, und grade diesmal fiel es ihr besonders schwer aufs Herz. Schon lange hatte Berthold Raschke gespürt, daß sich zwischen Cornelia und dem Obersten eine tiefe, innige Zuneigung entsponnen hatte, und er war gar nicht überrascht, als der Herr von Hausenstamm am Weihnachtsabend vor ihn trat und in aller Form um die Hand seiner Tochter anhielt.

Da Cornelia ihre Bitten mit den seinen vereinte, konnte der Vater nicht lange widerstehen. Allein er stellte die Bedingung, daß der Oberst der französischen Gefolgschaft entsage.

Ehe sich der dazu äußern konnte, tat sich die Tür auf, und es erschien ein französischer Offizier mit zwei Soldaten, um Berthold Raschke zu verhaften. Trotz der Tränen Cornelias wurde der Vater sofort abgeführt.

Oberst Hausenstamm ließ sich ohne Verzug bei dem Kommandanten melden, wurde vorgelassen und verbürgte sich dafür, daß Berthold Raschke nichts getan hätte, was seine Verhaftung rechtfertigte.

Allein der General war anderer Meinung und beſchuldigte ihn des heimlichen Einverſtändniſſes mit den Belagerern.

„Ihr Ehrenwort genügt nicht!“ ſchloß er beſtimmt.

„Das wagen Sie einem deutſchen Offizier zu ſagen?“

„Deutſche Offiziere gibt es nicht. Ich kenne nur kaiſerliche Offiziere. Und einer von dieſen haben Sie die Ehre zu ſein!“

„Ich verzichte auf dieſe Ehre!“ erwiderte der Oberſt empört und faßte an ſeinen Degen. „Wenn Sie mit dem Namen des Kaiſers derartige Ungerechtigkeiten decken dürfen, dann iſt es Zeit, daß dieſer Kaiſer — ſich ſchnellſtens ſolcher Diener entledigt.“

„Dies zu entſcheiden, überlaſſen Sie am beſten Seiner Majeſtät. Ich tue meine Pflicht und verlange von Ihnen das gleiche.“

„Meine Pflicht, Ihren Befehlen zu gehorchen, ſehe ich als erloſchen an, falls Sie nicht den zu Unrecht Verhafteten ohne zu zögern freigeben.“

„Das iſt Meuterei!“

„Unter gewöhnlichen Umſtänden ſicher, aber nicht unter den augenblicklichen. Der Rheinbund iſt aufgelöſt. Sachſen iſt bereits auf die Seite der Verbündeten getreten!“

„Nach den lügneriſchen Erfindungen der Belagerer. Dies läßt mich völlig kalt!“

„Dann verlange ich meine Entlaſſung!“

„Die Sie nicht erhalten!“ lächelte der General höflich.

„Was kann Ihnen an einem Offizier liegen, deſſen Ehrenwort Sie nicht anerkennen!“ fragte der Oberſt, und ſeine Stimme bebte vor Erregung.

Jetzt lenkte der Kommandant ein, da er auf die Hilfe der deutschen Truppen nicht verzichten konnte.

„Sie befinden sich in einem Irrtum!“ sprach er freundlicher. „Aber ich muß Ihre Intervention in diesem Falle dankend ablehnen, da Sie mit der Tochter des Verhafteten —“

„Herr General, Sie sprechen von einer Dame!“

„Ich bin darüber niemals im Zweifel gewesen,“ parierte der General geschickt diese Warnung, „und ich glaube Ihnen die Versicherung geben zu können, daß der Verhaftete wieder auf freien Fuß gesetzt werden wird. Wann das geschehen kann, darüber habe ich nicht zu entscheiden. Ich werde aber dafür Sorge tragen, daß die Untersuchung schnellstens beendet wird!“

Mit diesem Rückzug gab sich Oberst von Hausenstamm zufrieden, und Berthold Raschke wurde schon am nächsten Mittag aus der Haft entlassen, nachdem man ihn flüchtig verhört hatte.

Am zehnten Januar barst vor dem Rathaus eine Bombe, die die von der Bürgerschaft freudig begrüßten Nachrichten enthielt, daß die Verbündeten bereits den Rhein überschritten und daß sich sämtliche Rheinbundsstaaten ihnen angeschlossen hätten.

Jetzt gab Oberst von Hausenstamm dem Drängen Berthold Raschkes nach, und verlangte von dem Kommandanten de Caplane die Erlaubnis, mit den deutschen Truppen die Festung verlassen zu dürfen.

„Ich werde jeden, der von Abzug spricht, als Meuterer behandeln nnd standrechtlich erschießen lassen!“ war die Antwort.

„Dies wäre eine völkerrechtliche Brutalität!“ erwi-

derte der Oberſt ruhig. „Und Sie würden ſich dadurch der Gefahr ausſetzen, daß man Ihnen nach der Kapitulation, die binnen drei Monaten eintreten muß, Gleiches mit Gleichem vergilt.“

„Ich tue meine Pflicht!“ ſprach der General ruhig.

„Und ich werde deſertieren, um meine Pflicht tun zu können!“ erwiderte der Oberſt ebenſo ruhig.

„Man wird es zu verhindern wiſſen!“ lächelte der Kommandant verbindlich.

Noch an demſelben Tage bedrohte ein ſechsſprachlicher Feſtungsbefehl jeden Deſerteur mit dem Tode, desgleichen jeden Einwohner, der einem Soldaten zur Flucht verhelfen würde.

Doch das half nicht viel. Die Südländer blieben wohl, aber die Deutſchen gingen in Trupps zu vierzig und fünfzig Mann zu ihren Brüdern über, die ſie mit offnen Armen empfingen.

Immer ſchwieriger geſtaltete ſich die Verpflegung der Garniſon. Und als es den Belageren endlich gelang, die letzten Schlachtochſen des Kommandanten zu erobern, brach der Skorbut aus und füllte die Lazarette.

Ein neuer Tagesbefehl des Kommandanten forderte die Bewohner, die keine Vorräte mehr hatten, auf, unverzüglich die Stadt zu verlaſſen. Viele Hunderte ſchlugen ſich auf die Dörfer, und der General war froh, daß er ſie los war.

Die zurückgebliebenen Bürger aber verloren nun allmählich die Geduld. Kein Tag verging jetzt, ohne daß der Kommandant ihnen nicht etwas zu verbieten für nötig gefunden hätte. Es war unterſagt, Licht anzuſtecken, das der Feind ſehen konnte, auf den Straßen zuſammen-

zuſtehen, Holz von den Soldaten zu kaufen und zwiſchen acht Uhr abends und ſieben Uhr morgens aus den Häuſern zu gehen. Auf jeder Übertretung ſtand die Todesſtrafe.

Das wurde den guten Glogauern doch zu arg, und am Morgen waren dieſe vielſprachlichen Tagesbefehle beſchmutzt und abgeriſſen.

Der darüber aufs höchſte erbitterte Kommandant belegte die ganze Stadt, da ſich die Täter trotz der öffentlichen Aufforderung durchaus nicht meldeten, mit einer Geldſtrafe von zwanzigtauſend Franken, die binnen vierundzwanzig Stunden ausgekehrt ſein mußten.

Magiſtrat und Stadtverordnete waren der Meinung, daß man der Gewalt nachgeben müſſe. Sogar Berthold Raſchke ſchloß ſich an.

„Bezahlen, immer bezahlen!“ riet er uud ſtreckte ſelbſt einen großen Teil der Summe vor. „Hinterher muß er's doch wieder herausgeben!“

Viel Freude aber hatte der Kommandant nicht an dieſer Summe. Denn ſchon rückten ihm die heißblütigen Kroaten, Italiener und Spanier auf den Hals und verlangten die Zahlung ihres ſeit Monaten rückſtändigen Soldes, widrigenfalls ſie die Tore öffnen und die Belagerer hereinlaſſen würden.

Doch der General hielt den Daumen auf der Taſche, ließ neunzehn Zentner Pulver in die Keller des Rathauſes bringen und gab die Erklärung ab, daß er bei der erſten feindlichen Regung das Rathaus in die Luft ſprengen laſſen würde.

In einer ſofort zuſammenberufenen Magiſtratsſitzung verlangte der Bürgermeiſter die Ermächtigung, den

rückſtändigen Sold ſofort auszuzahlen, um das Rathaus zu ſchonen.

„Mag die alte Bude einſtürzen, lange hält ſie doch nicht mehr zuſammen!“ rief Berthold Raſchke

Allein ſie wandten ſich alle gegen ihn und zahlten das Geld.

Nun ging das Deſertieren erſt recht los. Die Kroaten, Italiener und Spanier, froh ihren Sold in der Taſche zu haben, warfen ihre Gewehre weg und zogen in die Heimat. Auch die letzten Kompagnien der deutſchen Truppen gingen nun über

Jetzt endlich folgte ihnen der Oberſt von Hauſenſtamm. Er vertauſchte ſeine Uniform mit dem Bürgerrock und ging in Begleitung Cornelias durch die Kette der franzöſiſchen Vorpoſten, von denen ſie für zwei Bürgersleute gehalten wurden. Innig umſchlungen ſchritten ſie dahin, auf Broſtau zu.

Plötzlich ſtockte Cornelias Fuß. Ihre bräutliche Scheu hinderte ſie, dem Manne ihrer Liebe ſchon jetzt zu folgen, und ſie nahm Abſchied von ihm, obſchon er ihr die Gefahren, die ihr aus dieſer Rückkehr erwachſen konnten, deutlich vor Augen führte. Er wollte wieder mit ihr umkehren, allein ſie war ihres Vaters Tochter und litt es nicht. Schließlich kamen ſie überein, ſich jeden Abend durch Lichtſignale von ihrer Liebe und ihrem Wohlergehen Nachricht zu geben.

Darauf ſchloß er ſie noch einmal in die Arme und küßte ſie heiß und innig. Furchtlos ging ſie wieder den Weg zurück, den ſie gekommen war.

Am nächſten Abend hielt Baron de Laplane einen Brief in Händen, der ihn zum erſten Male deutlich von

der Unſinnigkeit des weiteren Widerſtandes und von der Notwendigkeit der Übergabe überzeugte. Dieſer Brief kam aus dem Lager der Feinde, ſtammte von dem Oberſt von Hauſenſtamm und enthielt am Schluß die perſönliche Bemerkung:

„Ich nehme an, daß Sie als Franzoſe Kavalier genug ſind, die Dame, die es mir ermöglicht hat, mich dorthin zu begeben, wohin ich als deutſcher Offizier gehöre, völlig ungekränkt zu laſſen. Ich würde einen Mann, der mich in dieſer Hinſicht enttäuſchte, aufſuchen, wo es auch immer ſei, und nicht einen Augenblick zögern, ihn über den Haufen zu ſchießen.“

Da mußte ſich der Kommandant auf einen Stuhl ſetzen, ſo ſehr zitterten ihm die Knie. Obſchon er ein gutes Recht zu haben glaubte, auf dieſen Brief hin Cornelia Raſchke ſtandrechtlich erſchießen zu laſſen, fehlte ihm doch der Mut dazu. Er fühlte deutlich, daß er am Ende ſeiner Kraft angelangt war, und ließ die Hoffnung auf Erſatz für immer fahren.

Da meldete ihm die Ordonnanz, daß von dem oberſten Giebelfenſter des Raſchkeſchen Hauſes mit den Belagerern Lichtſignale gewechſelt würden. Der General bemühte ſich ſelbſt auf den Turm des Schloſſes, um dieſen Verrat zu beobachten. Da ſtanden hinter dem betreffenden Fenſter drei Lichtlein in einer Reihe, die ſich abwechſelnd verdunkelten und wieder erhellten, als führe eine ſchmale Hand davor langſam hin und her. Und drei ebenſolche Lichtlein brannten drüben in der oberſten Luke der Zerbauer Mühle.

Gebrochen ſtieg der Baron de Laplane die Treppe

hinunter und machte ſich bereit, die Kapitulations-Verhandlungen zu beginnen.

Am nächſten Tage zogen die Verbündeten in Paris ein, und drei Tage darauf wurde die Abſetzung Napoleons proklamiert.

Vierzehn Tage ſpäter ſtreckte die Garniſon Glogaus, die von neuntauſend auf zweitauſendfünfhundert Mann zuſammengeſchmolzen war, auf dem Glacis neben der Paterne Numero drei die Waffen. Die zwanzigtauſend Franken mußte der Baron wieder bar herausgeben, aber den ausgelegten Sold erſtattete er nur durch eine Quittung, deren Einlöſung er der proviſoriſchen Regierung von Frankreich überließ.

Als der Baron de Laplane ſeinen Degen ablegte, trat der Oberſt von Hauſenſtamm an ihn heran und fixierte ihn ſcharf.

„Exzellenz!“ fragte er nur.

„Sie haben geſiegt, mein Herr!“ erwiderte der General und lächelte matt. „Ich hatte leider nicht mehr die Zeit, mich um Ihre perſönlichen Angelegenheiten zu kümmern. Ich muß es Ihnen überlaſſen, ſie ſelbſt in Ordnung zu bringen.“

„Die Tapferkeit iſt immer ruhmvoll,“ antwortete der Oberſt von Hauſenſtamm ruhig, „auch wenn ſie nutzlos vergeudet wird. Ich wünſche Ihnen eine glückliche Reiſe, Exzellenz!“

Damit trat er höflich grüßend zurück und eilte in die Arme Cornelias, die ſeiner mit banger Sehnſucht harrte.

In demſelben Augenblick ertönte vom Rathausturm herab, von der geſamten Stadtkapelle geblaſen, der Choral: Nun danket alle Gott!

Das hatte Berthold Raſchke veranlaßt, der ſich durch die Drangſale der Belagerung den frohen Mut nicht hatte rauben laſſen.

Als die Friedensglocken verkündeten, daß die Weſthälfte der preußiſchen Monarchie wieder mit der Oſthälfte vereinigt worden war, ſangen in Glogau die Hochzeitsglocken das gleiche Lied: Oſt und Weſt reichten auch ſich hier die Hände zum Bunde der ewigen Treue.

Werke von Ewald Gerhard Seeliger

Das Schleſiſche Werk 1911

I. Siebenzehn Schleſiſche Schwänke

II. Schleſien, ein Buch Balladen

III. Zwiſchen Polen und Böheimb, zwanzig Hiſtorien

Riffe der Liebe

Ein Blankeneſer Roman. II. Aufl. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.50.

Zurück zur Scholle

Roman. II. Auflage. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Top

Sechs heitere Seegeſchichten. III. Aufl. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Meerfahrt

Verſe mit luſtigen Bildern. Kart. M. 2.—.

Erſchienen ſämtlich bei Georg Müller in München.

Frühere Bücher:

Mandus Frixens erſte Reiſe. Concordia, Berlin.

Der Schrecken der Völker. Ebenda. V. Aufl.
(Volksausgabe: Englands Feind. Weſtdeutſche Verlagsgeſellſchaft, Wiesbaden.)

Chineſen. Vier dramatiſche Spiele. Vita, Berlin.

Hamburg. Ein Buch Balladen mit Bildern. Alfr. Janſſen, Hamburg. II. Aufl.

Nordnordweſt. Eine Finkenwärderſche Fiſchergeſchichte. Fleiſchel u. Co., Berlin.

Der Stürmer. Roman aus Schleſien. Ebenda.

Riffe der Liebe

Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.50.

Ewald Gerhard Seeliger ist gewiß ein fleißiger Autor. Er bringt uns nach seinem vor kurzem erst erschienenen vortrefflichen „Zurück zur Scholle" heute wieder einen umfangreichen Roman. Und ich habe ihn mit genau derselben Aufmerksamkeit und Genauigkeit gelesen ... Aber Flüchtigkeiten habe ich nicht in ihm bemerkt. Auch nicht eine einzige. Im Gegenteil, auch diesmal wieder ein echt künstlerisches Eindringen in den Stoff, ein Leben in ihm und den Gestalten, eine einfache, schöne Sprache ... Der Roman kann als gute Lektüre empfohlen werden, seine vorzügliche, bis in die kleinsten Nebengestalten sorgfältig ausgeübte Charakteristik, wie die guten kulturellen Bilder, die er gibt, erheben ihn über das Niveau üblicher Unterhaltungslektüre.

Arthur Brausewetter in der Danziger Zeitung.

Dieser Roman hat seine Stärke in der Fabulierkunst seines Schöpfers. Die Handlung rollt sich so frisch und unbekümmert ab, daß man seine Freude an diesem Erzählertalent haben muß. Der Held des Romans, der Kunstmaler Kurt Egloff, ist zwar durchaus kein Held, sondern eher so etwas wie ein Halunke, aber Seeliger gibt das selbst mit angenehmem Lächeln zu. Manche Figuren, wie der alte Lotse Wilken Wobbe, sind außerordentlich gelungen und liebevoller ausgeführt, im allgemeinen sind die Gestalten nur eben scharf umrissen, Handlung, immer wieder Handlung füllt den Band. Gewiß ein großer Vorteil in dieser Zeit, da wahrhaft epische Talente selten genug sind und die Fabulierkunst recht wenig Vertreter hat. Daß Seeliger Blankenese und die Welt der Reeder und Schiffsführer vortrefflich kennt, braucht nicht besonders gesagt zu werden.

Rolf Brandt in der Täglichen Rundschau.

Meerfahrt

Selten hat nun eine Meerfahrt einen ſo guten und gewiſſenhaften Beobachter gefunden, wie den Dichter dieſes Versbuches. Seeliger hat zu einer Studienreiſe nach Südamerika einen Hapagdampfer benutzt und ſchildert jetzt in teils luſtigen oder ſatiriſchen, teils lyriſch ſtimmungsvollen Gedichten ſeine Eindrücke ... Was immer Eindruck auf ein empfindendes Gemüt zu machen imſtande war, hat Seeliger mit offenem Auge, mit offenem Herzen erlebt, empfunden und beſungen ... überall glaubt man mitzuleben.

Hamburger Fremdenblatt.

Auf einem Rieſendampfer ziehen wir mit dem Dichter der Nordſee zu, ſchiffen durch den Kanal, gleiten an Madeira vorüber, erhalten die Äquatortaufe und landen endlich in Rio de Janeiro. Nachdem wir eine Zeitlang dies und das der Neuen Welt angeſchaut haben, heißt es, wieder heimkehren. Eine lange, neue Fahrt, und Hamburg taucht vor unſeren Augen auf. Einen beſſeren Gefährten als E. G. Seeliger hätten wir uns für die Reiſe nicht wünſchen können. Was er uns während ihr geſungen hat, war uns viel, viel mehr wert, als wenn ein ſuperkluger Bücherwurm, dem alle Dinge auf der Welt, bei Lichte betrachtet, nichts Beſſeres als getrocknete Blumen eines Herbariums ſind, uns mit dem von ihm da oder dort Gehörten und Geleſenen angeödet haben würde; denn E. G. Seeliger zeigt ſich in ſeiner „Meerfahrt" aufs neue als ein echter Dichter — und viele Dichter beſitzen bekanntlich nicht nur die Gabe, weiter und tiefer als trockene Verſtandesmenſchen zu ſchauen, ſondern auch die, in reizvollen Verſen und Worten ſich weit, weit über den Ideenkreis der großen Menge erheben zu können.

Berliner Lokal-Anzeiger.

Top

Dieſe Geſchichten tragen ein echt heiteres Gepräge, von der ſtillen Heiterkeit, die in ſich hineinlacht, bis zur tollen Ausgelaſſenheit, die vor Vergnügen mit den Füßen ſtrampelt. Alles iſt friſch und famos erzählt, daß man ſich köſtlich vergnügt. Aber das Vergnügen iſt keineswegs bar alles tieferen Gehaltes, wie die Charakteriſtik dieſer Seebären beweiſt.

Stauf von der March in den Wiener Mitteilungen.

Überhaupt geht durch alle dieſe Erzählungen ein Hauch geſunder Kraft, etwas wie das friſche und herbe Weſen des Seewindes. Ein Wikingerbuch mit der alten hellen Wikingerluſt an Sturm und Streit.

Weſer-Zeitung.

Ein friſcher, würziger Humor durchhaucht dieſes Buch, das abenteuerliche Reiſen aus der Zeit des Segelſchiffes in der amüſanteſten, kurzweiligſten Art vorzutragen verſteht.

Neue Freie Preſſe.

Geradezu meiſterhaft iſt die Technik dieſer Seegeſchichten. Hier iſt nichts mühſam Angeeignetes und Erzwungenes. Alles iſt elementar und aus dem Vollen des Beſitzes ſtrömend. Es ſind alle in ihrer Art künſtleriſch ausgereifte, bis ins Kleinſte durcharbeitete und durchfeilte Schöpfungen.

Danziger Zeitung.

Zurück zur Scholle

In seiner ganzen Anlage bedeutenden Zielen zustrebend, eine interessante Handlung umfassend, geschickt und künstlerisch aufgebaut, Trivialitäten klug vermeidend, ist der Roman zu dem Besten zu rechnen, das in der letzten Zeit auf dem Büchermarkt erschienen ist.

Dr. Arthur Obst im Hamburger Fremdenblatt.

Es ist tatsächlich erstaunlich, wieviel gut beobachtete und klar herausgearbeitete Charaktere Seeliger auf seine kleine Bühne bringt... „Zurück zur Scholle" ist ein Werk bester Polenzscher Tradition, an Gestaltung und an anmutiger Belebtheit des Stils Polenz sogar überlegen, an lyrischer Geltung und ethischem Tiefgang freilich ihm nicht ebenbürtig... Seeliger... gibt einfach ein tüchtiges und charakterreiches Stück Leben zum Anschauen, Einleben und Liebgewinnen, und er erfüllt diese Aufgabe mit Lust und beträchtlichem Können.

Ezard Nidden im Kunstwart.

Es paradiert in diesem Buche eine saubere Reihe glückhafter Züge, humorgetränkter Aperçus, Erörterungen und Darstellungen; mit Umsicht und Scharfsinn werden Figuren bewegt und herumgewirbelt, lebensvolle Episoden, die organisch aus dem Tatsächlichen gezogen sind, aufgebaut, Katastrophen von primärer und sekundärer Bedeutung in Szene gesetzt. Die Stärke liegt in der Sicherheit des Dichters.

Dr. Arthur Sakheim im Hannov. Courier.

Es ist eine gesunde, ehrliche und herzenswarme Atmosphäre, in der man sich wohl befindet.

Ludwig Finckh in den Propyläen.

Druck von Mänicke u. Jahn in Rudolstadt.

DATE DUE

JE 27 78			

DEMCO 38-297

89005701701

Digitized by Google

Digitized by Google

89005701701

b89005701701a